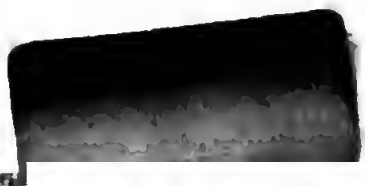


F. 10. 327

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erster Band.

1740–1741.

Wien, 1863.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Vorwort.

Auf dem weiten und im Ganzen noch ſo ſpärlich angebauten Felde der öſterreichiſchen Geſchichtſchreibung bedarf das Erſcheinen eines neuen, auf bisher undurchforſchte handſchriftliche Quellen gegründeten Werkes wohl nicht leicht einer Rechtfertigung. Am wenigſten wird dieß der Fall ſein, wenn es um die wahrheitsgetreue Schilderung einer Herrſcherin, welche in höherem Maße als irgend ein Monarch vor oder nach ihr zum Wohle der öſterreichiſchen Länder gewirkt hat, und einer Epoche ſich handelt, bei deren Darſtellung die ſchönſte Aufgabe der Geſchichte, durch Erforſchung der Vergangenheit die Lehrerin der Gegenwart zu ſein, vorzugsweiſe erfüllt wird.

Was vorerſt Maria Thereſia ſelbſt betrifft, ſo wird die Behauptung wohl von keiner Seite beſtritten werden, daß ihre Perſönlichkeit die glänzendſte Erſcheinung bildet, von welcher die Geſchichte Oeſterreichs zu berichten weiß. Auf den Blättern derſelben iſt kein erhebenderes Schauſpiel verzeichnet als dasjenige, welches dieſe Fürſtin darbietet, die rechtmäßige Erbin eines uralten, aber durch Unglücksfälle aller Art tief erſchütterten Thrones, ungebeugten Muthes ankämpfend gegen die zahlreiche Schaar ſie umringender beutegieriger

Feinde, und aus dieſem Streite zwar nicht ohne Verluſt, jedoch im Vergleiche mit den wider ſie gefaßten und auf ihr völliges Verderben berechneten Planen immerhin glücklich hervorgehend. Trotz leerer Kaſſen, trotz einer unzureichenden Heeresmacht und ganz erſchöpfter Provinzen gelang es ihr durch die Kraft ihres Willens, die Feſtigkeit ihres Charakters und ihr unerſchütterliches Vertrauen auf die Anhänglichkeit und die Aufopferungsfähigkeit ihrer Völker, die ererbten Kronen zu behaupten und ihren Gemahl mit der des deutſchen Reiches zu ſchmücken, welche Jahrhunderte hindurch ihre Ahnherren in ununterbrochener Reihe getragen hatten.

Von vielleicht noch größerer Wichtigkeit als Maria Thereſia's ſtandhaftes Ausharren ihren Feinden gegenüber iſt die reorganiſatoriſche Thätigkeit, welche ſie in nie ermüdender Sorgfalt vierzig Jahre hindurch für ihre weitausgedehnten Länder entwickelte. Wer den Zuſtand, in welchem ſie dieſe Provinzen von ihrem Vater überkam, mit dem vergleicht, in dem ſie dieſelben ihrem Sohne und Nachfolger hinterließ, wird durch das alle öffentlichen Verhältniſſe von Grund aus umformende Wirken Maria Thereſia's mit Bewunderung erfüllt werden. Sie vollbrachte fürwahr eine Neugeſtaltung des Reiches, wie Oeſterreich ſie unter keinem ſeiner früheren Herrſcher auch nur in annähernder Weiſe erlebt hatte. Mit ſchöpferiſcher Hand wußte ſie aus einem loſen Verbande ungleichartiger, ſtets ſich fremd gebliebener Gebiete ein einheitlich regiertes Reich zu ſchaffen. Mit ſolcher Entſchiedenheit und doch zugleich in ſo milder Form verſtand ſie dieſe Aufgabe zu vollführen, daß kein einziges jener Länder, ſo ſchwer ſie auch ſonſt zu behandeln ſein mochten, ſich auflehnte wider die durchgreifende Veränderung, welche in ſeiner Stellung zur Centralregierung und zu den übrigen Provinzen, in ſeinen inneren Zuſtänden hervorgebracht wurde. Denn die wohlthätigen Wirkungen der Maßregeln,

welche Maria Thereſia ergriff, ließen nicht lang auf ſich warten. Allgemein wurden ſie fühlbar, und noch jetzt wird die Zeit der Regierung Maria Thereſia's nicht nur in den Provinzen, welche den Kern der Monarchie bilden, ſondern auch in den damaligen öſterreichiſchen Niederlanden, in der Lombardie und in Ungarn als diejenige der ſchönſten Blüthe dieſer Länder einſtimmig geprieſen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß zur gewiſſenhaften Durchforſchung der in faſt unüberſehbarer Menge vorhandenen ſchriftlichen Zeugniſſe einer ſo außerordentlich vielſeitigen und über einen ſo langen Zeitraum ſich erſtreckenden Thätigkeit der Einzelne kaum auszureichen vermag. Die Gefahr liegt daher nicht fern, es werde nach Ablauf der Reihe von Jahren, welche jene Durchforſchung unabweislich fordert, ſelbſt eine nicht kurz bemeſſene Lebensdauer angenommen, doch die geiſtige Kraft und die phyſiſche Zeit nicht mehr vorhanden ſein, um das gewonnene Material auch zu der beabſichtigten Darſtellung zu verwerthen. Um dieſer Gefahr zu begegnen und doch wenigſtens ein beſtimmtes Reſultat ſo mühevoller Arbeit zu Tage zu fördern, habe ich den Entſchluß gefaßt, die ganze Regierungszeit Maria Thereſia's in vier einzelne Epochen zu theilen, deren jede den Gegenſtand einer abgeſonderten Publikation bilden ſoll. Die erſte dieſer Epochen wird die Zeit vom Regierungsantritte Maria Thereſia's im Jahre 1740 bis zur Beendigung des Kampfes um das Erbe des Hauſes Habsburg, alſo bis zum Abſchluſſe des Aachner Friedens enthalten. Die zweite Abtheilung ſoll die Epoche vom Jahre 1748 bis zum Jahre 1756, alſo den Zeitraum umfaſſen, in welchem ſowohl die Grundlagen zu den ſpäter in noch großartigerem Maße ausgeführten Reformen im Innern der Monarchie gelegt wurden, als durch die Annäherung an Frankreich und durch die Entfremdung der Seemächte eine gänzliche Aenderung der öſterreichiſchen Politik nach Außen

eintrat. In der dritten Abtheilung werden die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges zur Darſtellung gelangen, und die vierte und letzte Epoche ſoll die Zeit vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Maria Thereſia's, ſiebzehn Jahre voll raſtloſer Geiſtesarbeit der Kaiſerin zum Wohle ihrer Länder enthalten.

Ob es mir jemals vergönnt ſein wird, in der Schilderung der Regierung Maria Thereſia's bis zum Endpunkte derſelben zu gelangen, liegt in dem unergründlichen Schoße der Zukunft verborgen. Ich beſchränke mich für jetzt darauf, denjenigen Theil meiner Arbeit, welcher die acht erſten Regierungsjahre Maria Thereſia's umfaßt, als völlig ſelbſtſtändige Publikation in die Oeffentlichkeit treten zu laſſen. Es liegt mir hiebei die Pflicht ob, über die einzelnen Bauſteine Rechenſchaft zu geben, aus denen dieſes Werk errichtet iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die vorhandene ausgebreitete Literatur über jenen Zeitraum mit Sorgfalt benützt wurde. So vielfachen Aufſchluß ſie jedoch über die Ereigniſſe in den anderen Staaten, insbeſondere hinſichtlich deſſen gewährt, was Preußen und ſeinen kriegeriſchen König Friedrich II. angeht, ſo ſpärlich ſind die Aufklärungen, welche über Oeſterreich und deſſen Herrſcherin in ihnen zu finden ſind. Eine ohne allen Vergleich ergiebigere Ausbeute, auf welche das vorliegende Werk faſt ausſchließlich gegründet iſt, boten die reichen handſchriftlichen Schätze, welche im kaiſerlichen Haus-, Hof- und Staatsarchive und im Kriegsarchive aufgehäuft ſind. Auch aus den Archiven des Staatsminiſteriums, der königlich ungariſchen Hofkanzlei und des Miniſteriums der Finanzen, dann aus verſchiedenen Privatarchiven, insbeſondere denen der Fürſten Colloredo und Kinsky, der Grafen Enzenberg, Harrach, Taroucа, Thurn und Wratislaw, des Freiherrn von Bartenſtein, dann des Chorherrnſtiftes St. Florian wurden mir werthvolle Mittheilungen gemacht. Hauptſächlich muß jedoch der unſchätzbaren

Aufschlüsse Erwähnung geschehen, welche in höherem Grade noch als die im Staatsarchive aufbewahrten Finalrelationen der venetianischen Botschafter am Wiener Hofe die in dem Generalarchive zu Venedig befindlichen, in ununterbrochener Reihe fortgeführten allwochentlichen Berichte jener Botschafter an die Signorie gewährten. Die kriegerischen Ereignisse, die Wandlungen in der Politik und die Reformen im Innern werden darin von tief eingeweihten Personen mit einer Gründlichkeit und einer Ausführlichkeit besprochen, welche diese Berichte als eine wahrhaft unvergleichliche Fundgrube der interessantesten Aufklärungen erscheinen lassen.

Für die Gestattung der unbeschränkten Benützung der hier erwähnten, zum weitaus größten Theile noch niemals durchforschten handschriftlichen Quellen sei hiemit der lebhafteste Dank ausgesprochen. Dieser Vergünstigung allein ist das Zustandekommen eines Werkes zuzuschreiben, durch welches wenigstens zum Theile die Ehrenschuld abgetragen werden soll, in welcher sich Oesterreich wie auf den mannigfachsten Gebieten, so auch auf dem der Literatur Maria Theresia gegenüber noch immer befindet.

Inhalt.

Vorwort.

Erſtes Capitel.

Seite

Einleitung 1
Die pragmatiſche Sanktion 4
Bewerbungen um die Hand der Erzherzogin Thereſe 6
Prinz Clemens von Lothringen 7
Deſſen Tod. Prinz Franz Stephan von Lothringen 8
Deſſen Reiſe nach Oeſterreich 9
Seine Aufenthalt und ſeine Erziehung in Wien 10
Die Erziehung der Erzherzogin Thereſe 13
Fernere Bewerbungen um ihre Hand 16
Franz von Lothringen tritt die Regierung ſeines Landes an 18
Seine Rückkehr nach Wien 19
Seine Ernennung zum Statthalter von Ungarn 20
Krieg gegen Frankreich und Spanien 22
Friedenspräliminarien. Begehren der Abtretung Lothringens an Frankreich 23
Vermählung Maria Thereſia's mit Franz von Lothringen 26

Zweites Capitel.

Verhandlungen wegen der Abtretung Lothringens 28
Vollziehung derſelben 31
Ernennung des Herzogs Franz zum Generalgouverneur der Niederlande . 33
Ausbruch des Krieges gegen die Pforte 34
Betheiligung des Herzogs von Lothringen an demſelben 36
Unglückliches Ergebniß des erſten Feldzuges 38
Uebertragung des Obercommando's an Herzog Franz 40
Feldmarſchall Graf Königsegg 41
Feldzug des Jahres 1738 43
Unbefriedigende Reſultate desſelben 44
Mißſtimmung wider Franz von Lothringen 45
Er tritt die Regierung des Großherzogthums Toscana an 46
Reiſe des großherzoglichen Paares dorthin 47
Rückkehr nach Wien 48

Seite

Ereigniſſe des Feldzuges 1739 49
Belgrader Frieden 50
Erkrankung und Tod des Kaiſers 53
Charakteriſtik desſelben 55

Drittes Capitel.

Verfallener Zuſtand der öſterreichiſchen Länder 57
Finanzen und Kriegsweſen 58
Stimmung in den Provinzen 60
Haltung des öſterreichiſchen Adels 61
Der Oberſte Hofkanzler Graf Sinzendorff 62
Der Conferenzminiſter Graf Gundacker Starhemberg 67
Der Landmarſchall Graf Alois Raimund Harrach 69
Die Feldmarſchälle Graf Joſeph Harrach und Graf Königsegg 70
Hofrath Johann Chriſtoph von Bartenſtein 71
Stellung Oeſterreichs zu Baiern 76
Oeſterreichs Verhältniß zu Sachſen und Preußen 77
Seine Beziehungen zu England 80
Verhältniß zu Rußland und zur Pforte 81
Beziehungen zu Sardinien und zu Neapel 82
Verhältniß zu Frankreich 83

Viertes Capitel.

Maria Thereſia's Perſönlichkeit 86
Ihre erſten Regierungshandlungen 87
Entgegennahme der Huldigung 88
Stimmung der Bevölkerung 89
Erſte Sitzung der Conferenz 90
Erklärung des Großherzogs zum Mitregenten 92
Freilaſſung der Generale Seckendorff, Neipperg und Wallis 93
Ergänzung des Heeres. Einſchränkung der Ausgaben 94
Erſte Schritte den fremden Mächten gegenüber 95
Erbanſprüche des Kurfürſten von Baiern 96
Widerlegung derſelben 97
Zweideutiges Benehmen der franzöſiſchen Regierung 98
Erklärungen der übrigen Mächte 100

Fünftes Capitel.

Haltung des Königs Friedrich II. von Preußen 103
Seine erſten Entſchlüſſe nach dem Tode des Kaiſers 104
Anſprüche auf Theile von Schleſien 105
Die wahren Beweggründe ſeines Handelns 106
Vertragswidrigkeit desſelben 107
Verhandlungen Friedrichs mit Maria Thereſia 109

Seite

Gleichzeitige Kriegsrüſtungen 110
Entſendung des Marcheſe Botta nach Berlin 111
Erklärungen König Friedrichs 112
Seine Unterredung mit Botta 114
Benehmen Maria Thereſia's und des Großherzogs 116
Ihre Entrüſtung über den Einmarſch der Preußen in Schleſien 118
Eintreffen des Grafen Gotter in Wien 119
Unterredung deſſelben mit dem Großherzoge 120
Zurückweiſung ſeiner Anträge 121
Fernere Maßregeln des Wiener Hofes 123
Beweggründe ſeines Verfahrens 125
Erneuerte Anträge des Königs von Preußen 128
Eindruck derſelben in Wien 129
Ihre Ablehnung 131
Abbruch der Verhandlungen 134

Sechſtes Capitel.

Einmarſch des Königs von Preußen in Schleſien 136
Oeſterreichiſche Streitkräfte daſelbſt 137
Die Generale Browne und Neipperg 138
Unternehmungen König Friedrichs 140
Deſſen Vertrag mit der Stadt Breslau 142
Einnahme von Ohlau. Einſchließung von Brieg 143
Verluſt von Ottmachau 144
Neiſſe's Vertheidigung durch Oberſt Roth 145
Unternehmung der Preußen gegen Jablunka 147
Zwiſtigkeiten zwiſchen Neipperg und Browne 149
Seckendorff räth zur Gefangennehmung des Königs 152
Treffen bei Baumgarten 154
Hervorragende Dienſte der öſterreichiſchen Huſaren 155
Eroberung Glogau's durch die Preußen 156
Neipperg's Eintreffen bei ſeinem Heere 158
Zuſammenſetzung deſſelben 159
Beginn der öſterreichiſchen Kriegsunternehmungen 160
Vorrücken Neipperg's gegen Brieg 161
Schlacht bei Mollwitz 162
Flucht des Königs Friedrich 165
Sieg der Preußen 167
Beiderſeitige Verluſte 168
Folgen der Schlacht 170

Siebentes Capitel.

Einwendungen gegen die Ernennung des Großherzogs zum Mitregenten . 171
Gegenvorſtellungen des Kurfürſten von Sachſen 172

Seite

Sein Widerſpruch gegen die Uebertragung der böhmiſchen Kurſtimme auf den Großherzog 173
Bemühungen Maria Thereſia's, ihrem Gemahl die Kaiſerkrone zuzuwenden 175
Gegenbeſtrebungen des Kurfürſten von Baiern 176
Beziehungen zu Frankreich 178
Anſprüche des Königs von Spanien auf Oeſterreich 181
Abreiſe des ſpaniſchen Bevollmächtigten von Wien 182
Fernere Haltung Frankreichs 184
Wirkſamkeit und Plane des Grafen Belleiſle 186
Benehmen des Cardinals Fleury 188
Verſuch deſſelben, ſeine Sinnesänderung zu rechtfertigen 190
Sendung Belleiſle's nach Deutſchland 191
Abſchluß der Nymphenburger Traktate 193

Achtes Capitel.

Verhandlungen mit Sachſen 196
Entſendung des Grafen Khevenhüller nach Dresden 197
Günſtige Stimmung der Königin von Polen 198
Haltung des Königs Georg von England 199
Sein Bevollmächtigter Sir Thomas Robinſon 200
Drängen des Königs zur Ablehnung der preußiſchen Forderungen 202
Seine Sinnesänderung und Vermittlungsvorſchläge 203
Zurückweiſung derſelben durch Maria Thereſia 204
König Friedrichs Beſchwerde wegen verſuchten Meuchelmordes 205
Unterzeichnung des Bündniſſes zwiſchen Oeſterreich und Sachſen 206
Inhalt dieſes Vertrages 207
Anſicht des Wiener Hofes über denſelben 209
Sachſen wendet ſich Frankreich zu 210
Fernere Haltung Englands 211
Unterhandlungen Lord Hyndford's. 213
Piccolomini übergibt Brief 214
Vorſichtsmaßregeln des Grafen Neipperg 215

Neuntes Capitel.

Hyndford's fernere Verhandlungen 217
Die Lage Maria Thereſia's 218
Ihre Miniſter rathen zur Nachgiebigkeit 219
Bartenſtein iſt der entgegengeſetzten Anſchauung 220
Seine damalige Stellung am Hofe 221
Böhmens Oberſter Kanzler Graf Philipp Kinsky 222
Seine Beziehungen zu Maria Thereſia 224
Ablehnung der Begehren Preußens 225
Neue Verhandlungen 226
Erklärung Maria Thereſia's und des Großherzogs 229

Seite

Theilweise Nachgiebigkeit der Königin 230
Abschluß des Bündnisses mit König Georg II. 231
Derselbe verweigert die Ratification 233
Er dringt auf Nachgiebigkeit gegen Preußen 234
Maria Theresia's Standhaftigkeit 235
Verhandlungen mit Baiern 236
Conferenz mit der Kaiserin Amalie 238
Robinson's Anwesenheit im preußischen Lager 239
König Friedrich bemächtigt sich Breslau's 240
Erneuertes Drängen auf Gewährung seiner Forderungen 241
Anträge Maria Theresia's 243
Zurückweisung ihrer Vorschläge durch Friedrich 244
Vermittlungsversuch der Kaiserin Elisabeth 245
Ablehnung desselben 246
Der Kurfürst von Baiern überfällt Passau 247
Maßregeln zur Vertheidigung des Landes Oesterreich ob der Enns . . . 248
Unzulänglichkeit derselben 249
Einzug des Kurfürsten in Linz 251

Zehntes Capitel.

Maria Theresia's persönliche Beliebtheit 253
Die Geburt des Erzherzogs Joseph 254
Allgemeine Freude darüber 255
Beziehungen zu Ungarn 256
Der Judex Curiae Graf Johann Palffy 257
Sein Aufruf zur Truppenstellung 260
Eröffnung des Landtages zu Preßburg 263
Erste Verhandlungen 264
Entsendung einer Deputation nach Wien 266
Trenck und seine Panduren 267
Maria Theresia's Einzug in Preßburg 269
Uebergabe der königlichen Propositionen 270
Entwurf des Inauguraldiplomes 271
Die Wahl Johann Palffy's zum Palatin 272
Ernennung des Grafen Joseph Esterhazy zum Judex Curiae 273
Verhandlungen über das Inauguraldiplom 274
Unterzeichnung desselben 276
Krönung der Königin 277

Eilftes Capitel.

Bewilligung des Krönungsgeschenkes 280
Begehren hinsichtlich Ungarns künftiger Verwaltung 282
Prüfung derselben durch Maria Theresia 285
Ihre Besprechung mit Joseph Esterhazy 286
Verhandlungen über die Mitregentschaft des Großherzogs 287

Seite

Widerſtreben der Ständetafel 288
Botſchaft der Königin über die Begehren des Landtages 289
Unzufriedenheit des Letzteren hierüber 290
Fortdauernder Zwieſpalt zwiſchen der Regierung und dem Landtage . . . 292
Günſtigere Stimmung der Magnatentafel 295
Annähernde Schritte Maria Thereſia's 296
Sie begehrt die Bewaffnung des Landes 297
Berufung der Stände in das königliche Schloß 298
Anrede der Königin an ſie 299
Haltung der Landtagsmitglieder 300
Genehmigung der königlichen Propoſitionen 301
Beſchluß der Aufſtellung der Inſurrektion 302
Anerkennung der Mitregentſchaft des Großherzogs 303
Eidesleiſtung desſelben 305
Ergebniß der beiden Landtagsbeſchlüſſe 306
Beſchlüſſe der Königin über die Vorlagen des Landtages 309
Erneuerte Einwendungen 310
Zwieſpalt zwiſchen beiden Tafeln 311
Beilegung desſelben 313
Streit zwiſchen den Biſchöfen und den Magnaten 314
Schluß des Landtages 315

Zwölftes Capitel.

Hofhaltung des Kurfürſten von Baiern in Linz 318
Huldigung der oberöſterreichiſchen Stände 319
Feldmarſchall Freiherr von Schmettau 320
Charakteriſtik desſelben 321
Sein Uebertritt zum Könige von Preußen 322
Er räth zur Belagerung Wiens 324
Entſprechendes Vorgehen des Kurfürſten 325
Vertheidigungsanſtalten in Wien 326
Neue Verhandlungen mit Frankreich 327
Entſendung des Hofkriegsrathes Koch nach Frankfurt 329
Unterhandlungen mit König Friedrich von Preußen 331
Abſchluß der Convention von Kleinſchnellendorf 334
Beweggründe zu derſelben 335
Marſch des Kurfürſten von Baiern nach Böhmen 338
Franz von Lothringen begibt ſich zum Heere 340
Verluſt von Prag 342
Dem Kurfürſten wird als König von Böhmen gehuldigt 341
Eindruck dieſer Nachrichten auf Maria Thereſia 345
Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten durch König Friedrich 348

Anmerkungen 353

Erſtes Capitel.

Wer iſt nicht ſchon manchmal im Leben Menſchen begegnet, bei welchen in weit höherem Maße als dieß bei Anderen geſchieht, zu oft wiederholten Malen ein ſo greller Wechſel des Schickſals eintritt, daß der ſo eben erſt der ſchönſten irdiſchen Güter ſich Erfreuende plötzlich in äußerſter Bedrängniß erſcheint, während ſich dann in kürzeſter Friſt und faſt ohne allen vermittelnden Uebergang die düſteren Wolken wieder zertheilen und ihm die Sonne des Glückes nur noch heller leuchtet als zuvor. Sowie bei dem Einzelnen, ſo iſt dieß bei ganzen Völkern der Fall, und die Richtigkeit der Behauptung wird kaum beſtritten werden, daß keiner aus allen Staaten Europa's häufiger und in auffallenderer Weiſe von ſo raſch hereinbrechender völliger Veränderung ſeiner inneren und äußeren Verhältniſſe heimgeſucht ward, als ſie insbeſondere während des gegenwärtigen und der beiden letztverfloſſenen Jahrhunderte Oeſterreich erfuhr.

Wenn die Urſache des öfter und in drohenderer Weiſe auf ihn einſtürmenden Mißgeſchickes theilweiſe in der geographiſchen Lage dieſes Ländercomplexes, zumeiſt aber in ſeiner eigenthümlichen Zuſammenſetzung aus ſo vielen und ganz verſchiedenartigen Beſtandtheilen geſucht werden muß, ſo darf wohl das glückliche Ueberwinden der gefährlichſten Kriſen hauptſächlich der Ausdauer zugeſchrieben werden, mit der die Herrſcher Oeſterreichs, hierin wetteifernd mit dem Kern des Volkes, als welcher die Bewohner der deutſchen Erbländer unbedenklich zu bezeichnen ſind, das Schwerſte ertrugen, und wenn gleich im Einzelnen nicht ſelten zum Nachgeben gezwungen, doch im Allgemeinen

unbeugsam festhielten an dem, was sie als ihr gutes Recht einmal erkannt hatten. An dieser zähen Standhaftigkeit brach sich dann zumeist der Angriff, welcher, je ungestümer er Anfangs gewesen, dann auch um so eher erlahmte. Der Rückschlag trat ein, und binnen eines oft überraschend kurzen Zeitraumes war die Sachlage völlig verändert. Der Staat, welcher früher fast als unrettbar verloren galt, ging zuletzt als Sieger hervor aus dem Kampfe, der ihn mit Verderben bedroht hatte.

Faßt man, um aus vielen Fällen nur einen einzigen zu erwähnen, die Lage Oesterreichs zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ins Auge, so wird die Wahrheit des eben Gesagten gewiß anschaulich werden. Es war im Jahre 1703, daß die Uebermacht der Feinde Oesterreichs auf ihrem Höhepunkte angelangt, dessen Unterliegen unvermeidlich erschien. Obgleich erst seit zwei Jahren dauernd, hatte doch der spanische Successionskrieg den letzten Rest der Kräfte, welcher dem Hause Oesterreich aus den früheren langen Kämpfen wider Frankreich und die Pforte geblieben war, gänzlich verzehrt. Der Mangel an Geld, an Truppen, an allen sonstigen Erfordernissen zur Fortsetzung des Streites war eben so unbeschreiblich groß als der Zustand der einzelnen Provinzen erbärmlich. Ein Theil derselben lag als Schauplatz des Krieges wüst und öde, der andere war durch die Durchmärsche der Regimenter, durch unerschwingliche Leistungen an Geld und Soldaten völlig entkräftet. In dem südlichen Theile Tirols standen die Franzosen unter Vendome, während die Baiern den Norden dieses Landes besetzten und dann Oberösterreich hart bedrohten. In Ungarn brach, ein schlechter Dank für die vor kurzem durch den Zentaer Sieg vollendete Befreiung dieses Landes vom türkischen Joche, der Aufruhr los, und er nahm bald so sehr überhand, daß Mähren, Niederösterreich und Steiermark schrecklich litten unter den verheerenden Einfällen der Rebellen, Wien selbst von ihnen ernstlich gefährdet ward. Jede Hilfsquelle schien versiegt, fernerer Widerstand undenkbar. Und doch ging kaum ein Jahr vorüber, als die Schlacht bei Höchstädt Baiern unterwarf und die Franzosen bis an die Grenze ihres Landes zurücktrieb. Eugen's ruhmreicher Zug durch die Lombardie und die Eroberung Turins verdrängten die Franzosen aus Italien, der Fall von Lille

und der Sieg bei Malplaquet öffneten die Heerstraße nach Paris. Ungarn wurde durch den Szathmarer Frieden beruhigt und Karl VI. war ein Jahr nach seiner Thronbesteigung der unbestrittene Herrscher eines weit größeren und reicheren Ländergebietes als seit mehr denn anderthalb Jahrhunderten irgend ein Fürst seines Hauses besessen hatte.

Der rasche Wechsel des Glückes, welchen er in seiner Jugend erfuhr, sollte Karl VI. auch in späteren Jahren nicht erspart werden, und er traf ihn um so schmerzlicher, als wie damals ein günstiges Geschick, so jetzt der entschiedenste Gegensatz zu demselben die Oberhand gewann. Wie die Siege bei Peterwardein und Belgrad, die Eroberung und Behauptung ansehnlichen Gebietes in jenen Gegenden, die Erwerbung Siciliens reichen Glanz verbreitet hatten über Karl's erste Regierungszeit, so warf dann der unglückliche Krieg, welcher sich gegen Frankreich, Spanien und Sardinien um die Thronfolge in Polen entspann, und mehr noch der an ruhmvollen Thaten so arme, an Mißgeschick und Jämmerlichkeit aller Art um so reichere Kampf gegen die Pforte, der im Belgrader Frieden seinen Abschluß fand, tiefe Schatten auf die letzten Lebensjahre dieses Fürsten. Sie entkräfteten die Monarchie in einer Weise, daß sie weniger als je dazu vorbereitet und im Stande schien, den Streit zu bestehen und zu überdauern, von dem es nicht schwer war vorherzusehen, daß er in dem Augenblicke des Todes des Kaisers um sein Erbe entbrennen würde.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der weitaus größte Theil der Schuld an diesen unglücklichen Ereignissen Karl VI. persönlich zur Last fällt. Zwar waren seine Anschauungen rechtlich vollkommen begründet und seine Bestrebungen von den besten Absichten geleitet; dennoch führte die an Starrsinn grenzende Consequenz, mit der er, unbekümmert um die wirkliche Lage der Dinge und nicht achtend der Stimme des Weisesten seiner Rathgeber, nur seinen eigenen Eingebungen folgte, gerade das Gegentheil dessen herbei, was er bezweckte. An ihm zeigte es sich recht deutlich, wie gefährlich es ist, sich in politischen Dingen von einer einzigen Idee völlig beherrschen zu lassen und der Verwirklichung derselben alles Uebrige ausnahmslos unterzuordnen.

Dieſer ausſchließliche Cultus einer einzigen Idee iſt gerade der bezeichnende Zug im Charakter Karl's VI. In ſeiner Jugend war es die Sehnſucht, die Krone Spaniens für ſich zu gewinnen, worauf all ſein Denken und Handeln gerichtet war. So rückſichtslos gab er ſich dieſem Streben hin, daß er, wenn es auf ihn allein angekommen wäre und er ſeinem Gefühle hätte folgen können, der Kaiſerkrone, dem Beſitze der öſterreichiſchen und ungariſchen Länder gern entſagt hätte, um in Spanien zu bleiben und den Thron dieſes Landes zu beſteigen. Und nachdem dieſer Lieblingswunſch geſcheitert und jede Ausſicht auf Erfüllung desſelben vereitelt war, da hatte er ſchon einen zweiten Plan in Bereitſchaft, an deſſen Verwirklichung er während ſeiner ganzen Regierungszeit, acht und zwanzig Jahre hindurch unermüdlich und faſt ausſchließlich arbeitete. Es war dieß die Einführung ſeiner neuen Erbfolgeordnung und die Erwirkung ihrer Anerkennung von Seite der verſchiedenen öſterreichiſchen Länder, ſowie ihrer Gewährleiſtung durch die vornehmſten Staaten Europa's.

Schon im April 1713, alſo wenig mehr als ein Jahr, nachdem er die Regierung der öſterreichiſchen Länder angetreten hatte, verkündigte Karl VI. die pragmatiſche Sanktion als nunmehriges Grundgeſetz des Reiches. Die Untheilbarkeit desſelben wurde darin ausgeſprochen und die Erbfolge in der Weiſe geregelt, daß zuerſt die männlichen Nachkommen des regierenden Kaiſers, in Ermanglung derſelben ſeine Töchter, und erſt dann, wenn auch keine ſolchen vorhanden wären, die Töchter des Kaiſers Joſeph I. nach dem Rechte der Erſtgeburt in den Beſitz ſämmtlicher Länder des Hauſes Oeſterreich gelangen ſollten.

Es iſt eigenthümlich, daß als Kaiſer Karl VI. die pragmatiſche Sanktion vornehmlich im Intereſſe ſeiner eigenen Nachkommen erließ, er, obgleich ſchon im ſechſten Jahre vermählt, noch keine Kinder beſaß. Erſt drei Jahre ſpäter wurde ihm ein Sohn, Erzherzog Leopold, geboren, der jedoch ſchon nach wenigen Monaten ſtarb und welchem dann nur mehr Töchter folgten. Durch dieſen Umſtand gerieth die pragmatiſche Sanktion in Widerſpruch mit der Erbfolgeordnung des Kaiſers Leopold I., welcher beſtimmt hatte, daß die Töchter ſeines älteren Sohnes Joſeph denjenigen Karl's vorangehen ſollten. Doch konnte

hiedurch das Recht des Letzteren, die Geſetze zu ändern, welche einer ſeiner Vorfahren erlaſſen, nicht beeinträchtigt werden. Daß er dieß that, daß er die Thronfolgeordnung in der ihm angemeſſen erſcheinenden Weiſe regelte, daß er insbeſondere die Untheilbarkeit ſämmtlicher Erbländer unwiderruflich feſtſetzte, darf ihm nicht zum Tadel gereichen; es kann vielmehr das Heilſame dieſer bedeutungsvollen Maßregel nicht genug anerkannt werden. Durch ſie ward zuerſt die öſterreichiſche Monarchie als ein untrennbar zuſammengehöriges Ganzes ein für allemal hingeſtellt. Durch ſie wurden während eines langen Zeitraumes nicht allein die zukünftigen Unterthanen der älteſten Tochter des Kaiſers gewöhnt, ſie als ihre dereinſtige Herrſcherin anzuſehen; auch die fremden Regierungen legten dadurch, daß ſie ſich faſt Alle zur Anerkennung, ja ſelbſt zur Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion verpflichteten, zu deren Gunſten wenigſtens ein moraliſches Gewicht in die Wagſchale. Daß der Kaiſer jedoch dieſen letzteren Vortheil allzu hoch anſchlug und ihn viel zu theuer erkaufte, daß er in einer Zeit, in welcher die Regierungen die feierlichſten Verſicherungen nur zu geben ſchienen, um ſie, ſobald ihr Vortheil es erheiſchte, um ſo ungeſcheuter zu brechen, zur Erlangung ſolcher Zuſagen die empfindlichſten Opfer brachte, muß ihm als ein folgenſchwerer Irrthum angerechnet werden.

Im innigſten Zuſammenhange mit dem Beſtreben des Kaiſers, der pragmatiſchen Sanktion überall Anerkennung zu verſchaffen und ihr nach ſeinem Tode unbeſtrittene Geltung zu ſichern, ſtand natürlich die Frage der Vermählung ſeiner Töchter, deren älteſte, Maria Thereſia, im Jahre 1717, die zweite, Maria Anna, ein Jahr ſpäter, die dritte endlich, Maria Amalia, im Jahre 1724 geboren ward. Insbeſondere war es die Hand der älteſten Erzherzogin als der wahrſcheinlichen Erbin des ausgedehnten öſterreichiſchen Länderbeſitzes, deren Vergebung den Gegenſtand raſtloſer Bewerbungen, weitgreifender politiſcher Combinationen und eines Kampfes bildete, welcher, wenn gleich hauptſächlich nur in zahlloſen Verhandlungen zwiſchen den verſchiedenen Regierungen Europa's, doch mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde, als es auf dem Schlachtfelde hätte geſchehen können.

Noch befindet ſich die älteſte Prinzeſſin, die Erzherzogin Thereſe, wie ſie damals allgemein genannt wurde, in frühem Kindesalter, noch

iſt die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß ihr ein Bruder geboren werden und dieſem ſodann das Recht der Erbfolge in den Ländern ſeines Vaters einzig und allein zufallen würde, und ſchon finden ſich die erſten Spuren einer wenn gleich noch ſchüchternen Bewerbung um ihre Hand. Sie ging von einem Fürſten aus, welcher nicht nur ſeiner Geburt nach in dem engſten Verwandtſchaftsverhältniſſe zu dem Hauſe Oeſterreich ſtand, ſondern der auch mit demſelben perſönlich von jeher die vertrauteſte Verbindung unterhalten hatte. Es war dieß Herzog Leopold von Lothringen, der Sohn und Nachfolger jenes ruhmreichen Herzogs Karl, der ſein ganzes Leben hindurch unter den Fahnen ſeines Schwagers, des Kaiſers Leopold I. gekämpft, der Wien und Ofen von den Türken befreit und ſich für alle Zeiten einen der vorderſten Plätze unter den Feldherren Oeſterreichs errungen hat. Seine Mutter war Kaiſer Leopold's Stiefſchweſter Eleonore Marie, in erſter Ehe die Gemahlin des Königs Michael Koribut von Polen. Herzog Leopold ſelbſt hatte ſeine Jugend am Wiener Hofe unter den Augen ſeines kaiſerlichen Oheims und in ununterbrochenem vertrauteſtem Umgange mit ſeinen beiden Vettern Joſeph und Karl verlebt. So kam es, daß die Prinzen ſich frühzeitig als einer und derſelben Familie angehörig betrachten lernten, und ihnen der Gedanke nahe lag, dieſe Verbindung, ſtatt ſie ſich lockern zu ſehen, immer mehr und mehr zu kräftigen. So läßt ſchon Joſeph I., damals römiſcher König, als ihm ſeine Gemahlin zuerſt eine Tochter, die Erzherzogin Marie Joſephe, ſpätere Kurfürſtin von Sachſen und Königin von Polen gebar, gegen Herzog Leopold die Aeußerung fallen, es würde ihn von Herzen erfreuen, die Prinzeſſin dereinſt als Braut des Erbprinzen von Lothringen begrüßen zu können [1]).

Es begreift ſich leicht, daß nach Joſeph's Tode und nach der Veränderung der Nachfolgeordnung im Hauſe Oeſterreich das Beſtreben des Herzogs Leopold ſich darauf richtete, die Hand der älteſten Tochter des regierenden Kaiſers für ſeinen Sohn, den Erbprinzen Clemens zu gewinnen. Die erſten annähernden Schritte, welche zu dieſem Ende von Seite des Herzogs Leopold am Wiener Hofe geſchahen, fanden daſelbſt zuvorkommende Aufnahme. Hatte Kaiſer Karl VI., ſtets bedächtiger und zurückhaltender als ſein Bruder Joſeph, ſich auch niemals

ſo entgegenkommend geäußert wie dieſer, ſo erfuhr man doch, daß von den beiden Prinzen, auf welche man damals zu Wien vornehmlich das Auge geworfen hatte, Clemens von Lothringen und Emanuel von Portugal, die Sympathien des Kaiſers ſich weit mehr dem Erſteren zuwandten als dem Letzteren. Auch von Seite der einflußreichſten Miniſter war dieß der Fall [2]), und in allen Gemüthern erweckte das dankbare Andenken an den Herzog Karl und die Zuneigung, deren ſich ſein Sohn Leopold zu Wien erfreute, den lebhaften Wunſch, einem Prinzen des Hauſes Lothringen vor Anderen die Hand der älteſten Erzherzogin zu Theil werden zu ſehen. Im Juni des Jahres 1722, während eines kurzen Landaufenthaltes bei dem Grafen Alois Harrach zu Bruck an der Leitha war es, wo der nachmals ſo berühmte Feldmarſchall Graf Merey, dem Hauſe Lothringen von jeher treu ergeben, die Wünſche des Herzogs dem Prinzen Eugen eröffnete, welcher mit Lebhaftigkeit auf dieſelben einging und zu ihrer Verwirklichung ſeine Vermittlung beim Kaiſer ſowie ſeine ſonſtige Unterſtützung zuſagte. Doch empfahl er das behutſamſte Vorgehen und die ängſtlichſte Vermeidung allzu eifrigen Drängens. Nur ſo laſſe ſich auf eine Erreichung des auch ihm willkommenen Zieles hoffen [3]).

Nachdem Eugen dem Plane zugeſtimmt hatte und der Oberſte Hofkanzler Graf Sinzendorff, letzterer freilich zunächſt durch jene unlauteren Mittel, welche bei ihm am eheſten Eingang fanden, für denſelben gleichfalls gewonnen war, ſchritt Herzog Leopold auf dem eingeſchlagenen Wege fort, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ſchon Ende Februar 1723 Kaiſer Karl VI., wenn er ſich gleich noch zu keiner beſtimmten Zuſage herbeiließ, doch darein willigte, daß Erbprinz Clemens ſich einſtweilen am Wiener Hofe einfinde. „Ich „werde“, ſo ſagte er dem lothringiſchen Abgeſandten Baron Jacquemin, „ſein Vater ſein und der Prinz mein Kind, ſo offenherzig werde ich „allzeit zu ihm reden“ [4]).

Es iſt nicht zu zweifeln, daß außer den politiſchen Rückſichten, welche bei dieſer Wahl den Kaiſer leiteten, außer ſeiner Anhänglichkeit an das Haus Lothringen im Allgemeinen, auch die ſeinen eigenen Wünſchen beſonders entſprechenden Berichte über die Perſönlichkeit des Prinzen Clemens es waren, welche Karl VI. zu einem im Vergleiche

mit seiner sonstigen Bedächtigkeit so raschen Entschlusse bestimmten. Die bei der Jugend des Prinzen doppelt auffallende ruhige und besonnene Haltung desselben, seine ausgesprochene Vorliebe für ernste Studien, seine Abneigung gegen Frankreich und französisches Wesen, seine offen zur Schau getragenen Sympathien für Deutschland waren so recht nach dem Sinne des Kaisers. Um so härter traf ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Prinzen Clemens, der am 4. Juni 1723 zu Nancy von den Blattern hinweggerafft wurde. Unter lautem Weinen hörte der Kaiser den Bericht des lothringischen Gesandten mit an, und er fand nicht Worte genug, seinem Bedauern über dieses Ereigniß Ausdruck zu geben [5]).

Weit schmerzlicher noch als der Kaiser empfand natürlich der Vater des Prinzen, Herzog Leopold dessen Verlust. Aber so tief er durch diesen Unglücksfall auch gebeugt war, so wurde er doch nicht einen Augenblick entmuthigt, den Plan zu verfolgen, an dessen Gelingen er im Geiste die zukünftige Größe seines Hauses geknüpft sah. Er beschloß seinen zweitgebornen Sohn, den nunmehrigen Erbprinzen Franz Stephan in Allem und Jedem, also auch in der Bewerbung um die Hand der Erzherzogin Thereſe an die Stelle des älteren Bruders treten zu lassen. Auch der Kaiser stimmte zu, obgleich er in Erfahrung gebracht zu haben glaubte, daß der jüngere Prinz von seiner Mutter, der Herzogin Elisabeth Charlotte, einer Schwester Philipp's von Orleans, des Regenten von Frankreich, ganz nach französischer Weise erzogen, daß er weniger ernst und besonnen als sein Bruder, und auch den Studien nicht so geneigt sei [6]). Eugen war es wieder, der durch seine in die kleinsten Einzelnheiten eingehenden Andeutungen den Weg bezeichnete, den der junge Prinz einzuschlagen habe, um, worauf es doch hauptsächlich ankam, gleich bei den ersten persönlichen Begegnungen mit dem Kaiser und der Kaiserin deren Gunst zu erlangen [7]).

Herzog Leopold beschäftigte sich nun mit nichts eifriger als mit den Vorbereitungen zur Reise seines Sohnes nach Oesterreich, mit der Auswahl der Begleiter desselben, mit der Entwerfung eigenhändiger Instructionen, in welchen an Alles gedacht, für jeden möglichen Fall gesorgt und die Richtschnur des zu beobachtenden Verhaltens vorge-

zeichnet war. Der Marquis de Craon, des Prinzen vornehmſter Begleiter, erhielt eine von dem Herzoge ſelbſt niedergeſchriebene Charakteriſtik der einflußreichſten Miniſter am Wiener Hofe und aller Perſonen, welche dort außerdem noch Beachtung verdienten. Ein anderer Aufſatz von der Hand des Herzogs ſchildert ſowohl die guten als die minder vortheilhaften Eigenſchaften des jugendlichen Prinzen und deutet die Art und Weiſe an, in welcher darnach getrachtet werden ſollte, die erſteren zu entwickeln, die letzteren aber nach und nach zu beſeitigen.

Franz von Lothringen befand ſich damals — er war am 8. Dezember 1708 geboren — in ſeinem fünfzehnten Lebensjahre. Ausgeſtattet mit einem höchſt vortheilhaften Aeußeren, das Bild eines friſch und kräftig emporblühenden Jünglings, voll offenen, heiteren Sinnes, voll Lebhaftigkeit des Geiſtes, höflich im Umgange, ja dort wo es ihm darum zu thun war, nicht ohne ein gewiſſes einſchmeichelndes Weſen, war er eine jener Perſönlichkeiten, die ſchon bei ihrem erſten Auftreten gefallen und ſich die Neigung Anderer leicht gewinnen. Freilich beklagte es ſein Vater, daß er auch von den Fehlern nicht frei ſei, welche derlei Naturen häufig ankleben. Er tadelte es, daß der Prinz mehr zum Vergnügen als zu ernſter Beſchäftigung geneigt, und wenn zu der letzteren angehalten, bei derſelben zumeiſt zerſtreut ſei. Er warnte ihn, untergeordneten Perſonen gegenüber nicht in die ihm eigene Heftigkeit zu verfallen. Er rügte ſeine Vorliebe für das Spiel, insbeſondere aber für die Jagd, und ſchilderte mit grellen Farben die Nachtheile, welche ſeiner Anſicht nach unvermeidlich ſeien, wenn man ſich ihr mit allzu großer Leidenſchaftlichkeit hingäbe [8]).

Obgleich es nicht ſchwer fiel, den eigentlichen Grund der Reiſe des Prinzen nach Oeſterreich zu errathen, ſo ſollte doch als Vorwand derſelben die Abſicht gelten, ſich nach Teſchen zu begeben, welches Fürſtenthum der Kaiſer dem Hauſe Lothringen als Entſchädigung für deſſen Anſprüche auf Montferrat verliehen hatte. Deßhalb war verabredet worden, daß der Prinz ſich dann am Hofe einfinden ſollte, wenn ſich derſelbe aus Anlaß der Krönung des Kaiſers als König von Böhmen zu Prag aufhalten werde. Am 10. Auguſt 1723, in der

Nähe des damals Trauttmansdorffiſchen Schloſſes Braudeis, wo Karl VI. ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd oblag, ſtellte ſich der Prinz zum erſten Male dem Kaiſer vor. Die Aufnahme, welche er bei ihm fand, war die herzlichſte, und die gleichzeitigen Berichte überſtrömen von enthuſiaſtiſcher Schilderung des äußerſt günſtigen Eindruckes, welchen Franz von Lothringen auf den Kaiſer, die Kaiſerin, auf alle Mitglieder des Hofſtaates hervorgebracht habe.

Einen werthvolleren und überzeugenderen Beweis der Wahrheit dieſes für ihn ſo erfreulichen Umſtandes als in den Schreiben ſeiner Hofleute fand Herzog Leopold in einem eigenhändigen Briefe des Kaiſers, in welchem derſelbe ſein lebhaftes Wohlgefallen an dem jungen Prinzen in warmen Ausdrücken zu erkennen gab. Und obgleich Karl ſich auch jetzt noch auf keine beſtimmte Zuſage einließ, ſo verſicherte er doch den Herzog ſeines ernſten Willens, Alles zu thun, um nicht nur die zwiſchen ihnen beſtehende Freundſchaft zu erhalten, ſondern auch die beiden Häuſer Habsburg und Lothringen wo möglich zu einem Einzigen zu verſchmelzen [9]).

Durch ein vorübergehendes Unwohlſein länger als der kaiſerliche Hof in Prag zurückgehalten, folgte der Erbprinz von Lothringen demſelben erſt Ende Dezember 1723 nach Wien, wo er, damals eine ſeltene Auszeichnung, in der Hofburg und zwar in den Gemächern Wohnung erhielt, welche die Kaiſerin Eleonore, Witwe Leopold's I., inne gehabt hatte.

Große Sorgfalt widmete der Kaiſer der Auswahl Derjenigen, welche, nachdem der größte Theil der lothringiſchen Begleitung nach der Heimath zurückgekehrt war, nunmehr die Umgebung des Prinzen zu bilden hatten. Nach längerer Erwägung wurde der Oberſthofmarſchall Graf Johann Caſpar von Cobenzel, ein Mann von ſanftem, ſtreng rechtlichem Charakter, von nicht geringem Wiſſen und von unbedingter Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus, und darum auch eine Vertrauensperſon des Monarchen [10]), zum Vorſteher des Hofſtaates des Prinzen von Lothringen ernannt. Die nächſte Stelle nach ihm bekleidete der General Freiherr von Neipperg, einer der kenntnißreichſten Officiere des kaiſerlichen Heeres, welcher ſich in den letzten Kriegen gegen die Türken ſowie in dem Feldzuge auf Sicilien beſonders her-

vorgethan hatte und von dem Prinzen Eugen mit Vorliebe auch zu anderen als zu rein militäriſchen Aufträgen verwendet worden war. Eigentlicher Erzieher blieb Baron Pfütſchner, der mit dem Prinzen aus Lothringen gekommen, und zu ſeinem Lehrer wurde der böhmiſche Appellationsrath Langer ernannt.

Ueber die Art und Weiſe, in welcher die Erziehung, insbeſondere der Unterricht des Prinzen geleitet ward, geben die Berichte des Grafen Cobenzel an den Herzog Leopold ſo ziemlichen Aufſchluß; nur darf auf die übermäßigen Lobeserhebungen nicht allzu großes Gewicht gelegt, ſondern es muß mehr auf die Weſenheit der Sache eingegangen werden. Und da findet ſich denn vorerſt die freudige Verſicherung, welche jetzt allerdings einen faſt komiſchen Eindruck hervorbringt, daß es dem Inſtructor Langer glücklich gelungen ſei, ſich die volle Zufriedenheit ſeines fürſtlichen Schülers zu erwerben. Freilich wird nicht unterlaſſen, ſpäter hinzuzufügen, daß auch das Umgekehrte der Fall ſei und Langer nicht müde werde, die Fortſchritte des Prinzen in den Wiſſenſchaften zu rühmen. Alljährlich im Sommer wird eine feierliche Prüfung veranſtaltet, welcher außer der näheren Umgebung des Prinzen, Cobenzel, Neipperg und Pfütſchner noch der Hofkanzler Sinzendorff und als „Sachverſtändiger“ wie es ſcheint, der gelehrte Leibarzt des Kaiſers, Pius Garelli, beigezogen wurden. Der Erfolg der Prüfung wird natürlich jedesmal als ein höchſt „ruhmwürdiger“ hingeſtellt.

Nicht ſo ganz außerordentlichen Beifall, wie Graf Cobenzel, ſcheinen der Kaiſer ſelbſt, insbeſondere aber Herzog Leopold den Fortſchritten des Prinzen in den Studien gezollt zu haben. Erſterer läßt wohl gelegentlich die Bemerkung fallen, daß man ſich auch außer den Lehrſtunden nützlich beſchäftigen ſolle und daß nichts vortheilhafter ſei, als ſich an die Lectüre guter Bücher zu gewöhnen. Und der Letztere wird durch die allzu günſtig lautenden Berichte des Grafen Cobenzel noch weniger irre geführt. Unabläſſig dringt er darauf, den Prinzen mehr zum Lernen anzuhalten und ihn nicht allzu ſehr dem Vergnügen nachgehen zu laſſen. Er tadelt deſſen geringe Neigung zu den Rechtsſtudien, insbeſondere aber ſeine Schrift, welche denn auch wirklich, ſowohl in der Jugend des Prinzen als in ſeinen ſpäteren

Jahren selbst für jene Zeit wahrhaft erbärmlich genannt werden mußte. Noch weiter zurück blieb er in der Rechtschreibung, so daß wenn man seine französischen Briefe zu entziffern sich bestrebt, man sich zu überzeugen glaubt, er habe eigentlich nur deutsch zu schreiben verstanden, während die Durchlesung seiner deutschen Aufsätze die Meinung erweckt, daß sie nur von einem echten Franzosen herrühren können, welcher mühsam gelernt habe, hie und da einige deutsche Worte, und diese nur fehlerhaft zu gebrauchen.

So wenig als der Prinz jemals die Fertigkeit sich eigen zu machen verstand, sich mit Leichtigkeit und ohne allzu große Fehler schriftlich auszudrücken, so sehr scheint er dieß jedoch im mündlichen Verkehre verstanden zu haben. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, den ernsten bedächtigen Monarchen wie die sanfte, liebenswürdige Kaiserin Elisabeth und die jungen Erzherzoginnen wußte er durch sein immerdar heiteres, fröhliches Wesen und die Lebhaftigkeit seiner Gesprächsweise, wobei er jedoch insbesondere dem Kaiser gegenüber die Schranken schuldiger Ehrfurcht niemals überschritt, ganz für sich einzunehmen. Bald erschien es nicht mehr nöthig, dahin zu wirken, daß sich der Prinz, wie es seinem Vater so sehr am Herzen lag, mehr und mehr der kaiserlichen Familie nähern dürfe und in deren engsten Kreis gezogen werde. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Wien begleitet er den Kaiser zu den zahlreichen Jagden, welchen dieser Fürst mit einer in der Jetztzeit fast unglaublich scheinenden Leidenschaftlichkeit oblag. Wieder ist es Graf Cobenzel, der mit ängstlicher Genauigkeit berichtet, wie viel Wild sein Zögling jedesmal erlegt, daß er dasselbe sowohl im Fluge als im Laufe wohl zu treffen verstehe, daß er jedoch leider im Schießen nach der Scheibe geringere Fertigkeit zeige. Und wie ein Sieg wird es gemeldet, als der Prinz, „damit er in „Allem excellire", endlich auch auf der Scheibe den ersten Preis gewann" [11]).

Daß er während des Sommeraufenthaltes in Laxenburg sich täglich um neun Uhr Morgens und Nachmittags wieder, „jedoch unbeschadet seiner gewöhnlichen Studien", mit dem Kaiser zur Reiherbeize begebe [12]), daß er unzähligen Jagden auf Hirsche, wilde Schweine, auf sonstiges Wild jeder Art beigewohnt und sich durch seine Geschick-

lichkeit ſtets die Bewunderung aller Anweſenden zu erwerben gewußt habe, davon werden die Schreiben des Grafen Cobenzel an den Herzog Leopold nicht müde zu erzählen. Und dieſer ſelbſt, der wohl einſieht, daß ein Beſtehen auf ſeiner früheren Abneigung gegen die allzuhäufige Beſchäftigung des Prinzen mit der Jagd denſelben dem täglichen Verkehre mit dem Kaiſer entfremden würde, fügt ſich in das Unvermeidliche und läßt ſich die ſtets wiederkehrenden umſtändlichen Berichte über die Jagderlebniſſe ſeines Sohnes ruhig gefallen.

Vermag man ſich nach dem eben Geſagten ein ziemlich klares Bild der Art und Weiſe zu entwerfen, in welcher Franz von Lothringen ſeine Jugendzeit am Wiener Hofe zubrachte, ſo fehlen andererſeits leider faſt alle Nachrichten über die früheren Lebensjahre der älteſten Tochter des Kaiſers, der Erzherzogin Maria Thereſia. Wohl weiß man von ihr, daß ſie am 13. Mai 1717 vor acht Uhr Morgens geboren worden; man kennt die endloſen, ermüdenden Feierlichkeiten, welche bei ihrer Taufe ſtattgefunden haben; man erwähnt daß zuerſt die Gräfin Anna Dorothea von Thurn, geborne Gräfin de Sonches, dann eine Gräfin von Stubenberg, endlich die verwitwete Gräfin Charlotte von Fuchs, geborne Gräfin Mollart, mit der Oberleitung ihrer Erziehung betraut geweſen ſeien. Man nennt endlich die Namen ihrer Lehrer, der beiden Jeſuiten Michael Pachter und Franz Xaver Vogel, von denen der Letztere ihr Religionsunterricht ertheilte, dann Spannagel's, welcher ihr Geſchichte vortrug, deren Studium als ihre Lieblingsbeſchäftigung galt. Dieſer und Marivoni, der die Prinzeſſin in der Mathematik unterwies, waren die einzigen Männer von einiger, wenn auch keiner großen Bedeutung unter ihren Lehrern. Sonſt wiſſen wir nur, daß Johann Franz Chievre ſie in fremden Sprachen, der Hofcapellmeiſter Caldara in der Muſik, der Balletmeiſter Levaſſori della Motta im Tanze unterrichteten.

Wie Vorzügliches ſie in dieſen beiden Künſten, der Muſik und dem Tanze leiſtete, zeigte ſich am beſten bei den Opern und Balleten, welche nach der Sitte der damaligen Zeit von Darſtellern, die zumeiſt der kaiſerlichen Familie ſelbſt oder doch dem vornehmſten Adel angehörten, vor dem Kaiſerpaare und einem auserleſenen Kreiſe von Hofleuten gegeben wurden. So iſt der Bericht eines Augenzeugen vor-

haudeu, welcher verſichert, nie etwas Vollkommeneres geſehen und gehört zu habeu, als die Art und Weiſe, in welcher die Erzherzogin in einer vor dem verſammelten Hofe aufgeführten kleinen italieniſchen Oper ihre Rolle gegeben. Mit Entzücken habe der Compoſiteur ſie verſichert, daß es das höchſte Glück ſeines Lebens wäre, ſie dieſe Rolle im großen Theater ſingen zu hören [13]). Und ſo gern auch zugeſtanden werden mag, daß die Lobpreiſungen der Hofleute, obgleich ſie in Privatbriefen derſelben vorkommen, immerhin überſchwenglich geweſen ſein mögen, ſo wird doch die Vorzüglichkeit der Leiſtungen der Erzherzogin Thereſe auch durch die Aeußerungen ihrer Mutter, der Kaiſerin Eliſabeth ausreichend beſtätigt [14]).

Sonſt geben auch die Briefe, welche von der Kaiſerin noch vorhanden ſind, ſelbſt diejenigen an Franz von Lothringen über nichts Weſentlicheres Auskunft, als daß die beiden Erzherzoginnen Thereſe und Marianne frühzeitig an den ſteten Schießübungen ihrer Eltern Antheil nahmen. Denn auch die Kaiſerin war eine leidenſchaftliche Jägerin, und es freute ſie, ihre Geſchicklichkeit in Handhabung des Schießgewehrs rühmen zu hören. Ausführlich berichtet ſie über ihre Hirſchjagden im Prater und anderswo, „denn ich bilde mir ein“, ſo fügt ſie wohl hinzu, „ich ſchieße extra gut.“ Von ihrer Tochter Thereſe meldet ſie nur, daß ſie wohl im Schießen nach der Scheibe, nicht aber auf der Jagd Gewandtheit zeige [15]).

So ganz unzulänglich nun auch dieſe wenigen Nachrichten über die Jugendzeit der Erzherzogin Thereſe und über die Art ſind, wie ihre Erziehung geleitet ward, ſo läßt doch der Erfolg darauf ſchließen, daß ihrem Unterrichte wenigſtens größere Sorgfalt zugewendet worden ſein muß als demjenigen des Erbprinzen von Lothringen. Freilich mochten auch ihre natürlichen Anlagen noch weit glücklichere ſein. Man weiß daß auch ſie jene Leichtigkeit im Erlernen fremder Sprachen beſaß, welche ein Erbtheil der Mitglieder ihres Hauſes zu ſein ſcheint. Außer im Deutſchen wußte ſie im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen und Spaniſchen ſich mit Fertigkeit auszudrücken. Die erſteren vier Sprachen, insbeſondere deutſch und franzöſiſch ſchrieb ſie fließend, mit einer Kraft und Präciſion des Ausdruckes, welche noch jetzt Bewunderung einflößen, mit feſten und wenigſtens in den

früheren Jahren leicht leserlichen Schriftzügen, mit einer für die damalige Zeit ganz erträglichen Ortographie. Im Lateinischen war sie so weit, daß sie nach Spannagel's Versicherung die Verschiedenheiten des Styles der einzelnen Schriftsteller wohl zu unterscheiden verstand, und je nach deren Eigenthümlichkeit für den Einen oder den Andern dieser Autoren Vorliebe zeigte[16]).

Was endlich die Kenntnisse betrifft, deren sie als Herrscherin so weit ausgedehnter, hinsichtlich ihrer Verfassung und Verwaltung so völlig verschiedener Länder dringend bedurfte, so mag sie sich dieselben bei ihrer leichten Fassungskraft, bei ihrem rastlosen Eifer in Erfüllung ihrer Regentenpflichten wohl zumeist erst durch die unablässige Beschäftigung mit diesen Angelegenheiten erworben haben. Eine feste Grundlage hiezu muß jedoch immerhin schon in ihrer Jugend gelegt worden sein. Und daß dieß geschah, davon darf wohl der Kaiserin Elisabeth, deren edler Charakter und hervorragende geistige Begabung der Tochter zum schönsten Vorbilde dienten, und der eigentlichen Erzieherin der Letzteren, der Gräfin Fuchs, einer Frau von seltenen Fähigkeiten und von bewunderungswürdigem Takte, welche die großen Anlagen der Erzherzogin frühzeitig erkannte und zu entwickeln verstand[17]), das Hauptverdienst zugeschrieben werden.

Während in solcher Weise die Jugendzeit des Erbprinzen von Lothringen und der Erzherzogin Therese verfloß, während Jedermann sie als ein zukünftiges Paar ansah, ohne daß jedoch weder für den einen noch den andern Theil eine bindende Verpflichtung bestand, schwebte mehr als ein finsteres Gewölk über ihrer dereinstigen Vereinigung, dieselbe ernstlich bedrohend. Die beiden Töchter des Kaisers Joseph I., die Kurprinzessinnen von Sachsen und Baiern wünschten Jede für ihren ältesten Sohn, obwohl beide Prinzen weit jünger waren als die Erzherzogin, deren Hand zu erlangen. Beide Fürstinnen besaßen zu Wien eine nicht ganz einflußlose Stütze an ihrer Mutter, der verwitweten Kaiserin Amalia, und insbesondere war es das baierische Haus, welches in den ganzen deutschen Erblanden des Kaisers auf einen beträchtlichen Anhang zählen durfte, der es mit Freude begrüßt hätte, wenn im Wege einer Heirath Baiern mit Oesterreich vereinigt und dadurch einerseits das deutsche Element in Oesterreich und anderer-

ſeits Oeſterreichs Stellung in Deutſchland weſentlich gekräftigt worden wäre.

Ueberhaupt trat die Frage ſo recht in den Vordergrund, ob es nicht weit gerathener ſei, ſtatt eines Fürſten von ſo geringem Länderbeſitze, wie ihn der Erbprinz von Lothringen dereinſt ſein eigen nennen konnte, ein Mitglied eines der mächtigeren Regentenhäuſer der Erzherzogin vermählt zu ſehen und ihr dadurch zur Behauptung ihrer Nachfolgerechte ausgiebigen Beiſtand zu ſichern. Selbſt die eifrigſten Anhänger des Hauſes Lothringen konnten nicht in Abrede ſtellen, daß für dieſe Anſchauungsweiſe gewichtige Gründe in die Wagſchale fielen. Bald ſollte man ſich nicht mehr darauf beſchränken, ſie am Hofe und in den Kreiſen der Staatsmänner ruhig zu erörtern; ſie wurden binnen Kurzem von Außen her in drängendſter Weiſe in Anregung gebracht.

Wer einen forſchenden Blick auf die Geſchichte des modernen europäiſchen Staatenſyſtemes wirft, wird wahrnehmen, daß daſſelbe faſt jederzeit an einem bald im Süden, bald im Norden, bald wieder im Weſten auftauchenden, unruhigen Elemente krankte, welches zumeiſt von lüſterner Begehrlichkeit nach fremdem Gute getrieben, die Ruhe der übrigen Staaten fortwährend bedrohte und durch unabläſſige diplomatiſche Intriguen oder durch offenen Streit dort überall ſtörend eingriff, wo es für ſich einen Vortheil zu erhaſchen dachte. Dieſes verderbliche Element bildete in der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, die Regierung des Königreiches Spanien, oder vielmehr deren Mittelpunkt, die Königin Eliſabeth, Philipp's V. zweite Gemahlin.

Von einem gleichſam fieberhaften Beſtreben geleitet, ihren Söhnen, welche bei dem Vorhandenſein eines Prinzen aus des Königs erſter Ehe keine Ausſicht hatten, auf den Thron Spaniens zu gelangen, gleichwohl eine glänzende Zukunft zu begründen, konnte ſie hiezu ihrer Meinung nach keinen ſichereren Weg einſchlagen, als wenn ſie für dieſelben die reiche öſterreichiſche Erbſchaft zu erlangen trachtete. Trotz der tiefen Verſtimmung, die noch lange Jahre, nachdem der Kampf um die ſpaniſche Krone beendigt worden, zwiſchen den beiden Nebenbuhlern Karl VI. und Philipp V. geherrſcht hatte, wußte die Königin doch dadurch, daß ſie mit vollendeter Schlauheit des Kaiſers Lieblingsprojecten fördernd entgegenkam, deſſen Ausſöhnung mit Spanien

herbeizuführen. Durch die Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion und durch den Abſchluß eines Handelsvertrages, von deſſen Beſtimmungen Karl VI. ſich goldene Berge verſprach, gelang es ihr, denſelben dahin zu bringen, daß er ſich in einem geheimen Vertrage vom Jahre 1726 anheiſchig machte, zwei von den drei Töchtern, welche er damals beſaß, den beiden Söhnen der Königin Eliſabeth zu vermählen.

Es iſt leicht einzuſehen, daß ein Vertrag, bei welchem jeder Theil ganz verſchiedene Hintergedanken hegte, Jeder den Andern zu überliſten und den Hauptvortheil für ſich zu gewinnen ſtrebte, eben dieſer Unaufrichtigkeit wegen den Keim ſeiner baldigen Auflöſung in ſich trug. Die Königin von Spanien verſtand unter den beiden Erzherzoginnen, welche ihren Söhnen zu Theil werden ſollten, die zwei älteſten Töchter des Kaiſers. Durch die Verbindung mit ihnen dachte ſie die öſterreichiſche Erbſchaft ihrem Hauſe geſichert, es mochte nun die pragmatiſche Sanktion aufrecht bleiben und dadurch ihrem Sohne Don Carlos Alles zufallen, oder es konnten die öſterreichiſchen Länder, was ſie wohl eigentlich bezweckte, in zwei Hälften getheilt werden, von welchen ſie die eine, aus den deutſchen und ungariſchen Provinzen beſtehend, mit der Hand der Erzherzogin Thereſe ihrem Sohne Don Carlos, die zweite, die belgiſchen und italieniſchen Länder umfaſſend, als Erbtheil der Erzherzogin Marianne ihrem Sohne Philipp beſtimmte.

Im entſchiedenen Gegenſatze hiezu ſcheint der Kaiſer ſeinem urſprünglichen Gedanken, ſeine älteſte Tochter dem Erbprinzen von Lothringen zu vermählen, immerdar treu geblieben zu ſein. Die Erklärungen wenigſtens, die er hierüber an Herzog Leopold gelangen ließ, ſprechen dieß deutlich genug aus. Er verſichere ihn, ſchreibt er demſelben [18]) um jene Zeit, daß er, was die Vereinigung ihrer beiden Häuſer betreffe, an den Geſinnungen feſthalte, welche er ihm vor drei Jahren kundgegeben habe. Und gegen den lothringiſchen Geſandten äußerte er ſich wiederholt und in unzweideutigſter Weiſe in dem gleichen Sinne.

Wer auch den Worten des Kaiſers kein Vertrauen ſchenken wollte, den mußte doch die Erwägung der Dinge, wie ſie damals lagen, davon überzeugen, daß Karl nicht im Ernſte die Abſicht hegen konnte, die Hand ſeiner Erbin einem Prinzen des Hauſes Bourbon zuzuwenden.

Er wäre dadurch in Widerſpruch mit allen von ihm ſelbſt ſo hoch gehaltenen Ueberlieferungen ſeiner Vorfahren gerathen. Den Sohn ſeines alten Feindes, welchen er ſo lange Jahre mit Aufbietung all ſeiner Kräfte bekämpft und dem er zuletzt doch hatte weichen müſſen, hätte er zum Nachfolger gemacht auf ſeinem eigenen Throne, und durch die Einſetzung eines Gliedes der Bourboniſchen Königsfamilie, welche ſchon in Frankreich und Spanien herrſchte, in den Beſitz aller öſterreichiſchen Länder wäre die Univerſalherrſchaft dieſes Hauſes gewiſſermaßen eine vollendete Thatſache geworden.

So ſehr man ſich in Wien auch davor hütete, der Königin von Spanien durch eine entſchiedene Erklärung die Täuſchung zu benehmen, in welcher ſie ſich hinſichtlich der wahren Abſichten des Kaiſers befand, ſo konnte ſie doch nicht allzulange Zeit in der bisherigen Ungewißheit gehalten werden. Nachdem aber ihr wiederholtes Andringen um beſtimmte Zuſicherungen immer wieder ausweichend beantwortet worden war, nachdem ſie endlich die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß ſie den Kaiſer wenigſtens in Güte niemals zur Erfüllung ihres Lieblingswunſches bewegen werde, da brach ſie das Bündniß mit ihm und ſchloß am 9. November 1729 mit Frankreich und England den weſentlich gegen Oeſterreich gerichteten Vertrag von Sevilla.

So unheildrohend dieſes Ereigniß auch an und für ſich war, ſo zeigte es ſich doch für die Verwirklichung der Abſichten des Hauſes Lothringen gerade als kein ungünſtiges. Denn der Bruch zwiſchen Oeſterreich und Spanien ließ auch den Plan einer Verheirathung der Erzherzogin Thereſe an ein Mitglied der bourboniſchen Königsfamilie als beſeitigt erſcheinen, und jedenfalls war Franz von Lothringen für den Augenblick wenigſtens von einem gefährlichen Nebenbuhler befreit.

Der Prinz befand ſich, als dieß geſchah, nicht mehr in Wien. Am 27. März 1729 war ſein Vater nach kurzer Krankheit geſtorben und im November desſelben Jahres kehrte der nunmehrige Herzog Franz nach ſechsjähriger Abweſenheit nach Lothringen zurück, um die Regierung zu übernehmen. Mit geſpannteſter Neugierde hatte man dort den neuen Landesherrn erwartet; ſchon im Voraus wurde mit Lebhaftigkeit die Veränderung beſprochen, welche in ſeinem ganzen Weſen vorgegangen ſein werde. Und ſo war es auch in der That. Der

liebenswürdige und aufgeweckte, aber auch muthwillige und leichtfertige Knabe war zum jungen Manne herangereift, und man fand, daß er sich den Ernst und das strenge Formenwesen, wie es damals am Wiener Hofe herrschte, allzusehr angeeignet habe. Man tadelte es an ihm, daß er sich meist zurückgezogen hielt, sich nur mit der Musik und der Jagd ergötzend, und es ist wohl mit ein Beweis, daß die Anschauungsweise, welche damals in Versailles herrschte, auch auf die kleine Hofhaltung zu Luneville nicht ohne Einfluß geblieben war, wenn man es dem Herzoge fast zum Verbrechen anrechnete, daß er junge Damen, welche allzusehr beeifert waren, ihm mit ihren Gunstbezeigungen entgegen zu kommen, mit Gemessenheit in ihre Schranken zurückzuweisen wußte[19]).

Selbst die französischen Berichte, sonst dem Herzoge Franz eben nicht freundlich gesinnt, geben zu, daß er gleich nach seiner Ankunft begann, sich mit Eifer den Geschäften zu widmen, daß er Alles selbst sehen, selbst entscheiden wollte. Die alten Diener des Staates, welche bei seinem Vater in Ansehen gestanden waren, behandelte er mit Achtung, und er richtete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf, durch vernünftige Sparsamkeit die Finanzen, die sein Vater in sehr zerrüttetem Zustande hinterlassen hatte, wieder in Ordnung zu bringen. Zu Anfang des Jahres 1730 begab er sich nach Versailles, um von König Ludwig XV. das Herzogthum Bar zu Lehen zu empfangen. Dann kehrte er nach Luneville zurück.

Daß daselbst seines Verbleibens nicht sein werde, war wohl vorauszusehen. Es drängte ihn, nicht allzulange von Wien abwesend zu sein, um in seinen Beziehungen zur kaiserlichen Familie keine Erkaltung eintreten zu lassen. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1731 begannen die Vorbereitungen zur Abreise; die Herzogin Witwe, welche schon nach dem Tode ihres Gemahls bis zur Ankunft ihres Sohnes die Regentschaft geführt hatte, übernahm neuerdings dieselbe. Zu Ende des Monats April 1731 begab sich Herzog Franz vorerst nach den österreichischen Niederlanden, dann nach Holland und England, wo er den Spätherbst dieses Jahres zubrachte. Nach dem Festlande zurückgekehrt, ging er über Hannover und Braunschweig an den preußischen Hof, wo er der Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der

Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, beiwohnte[20]). In Breslau erhielt er die ihm nicht sehr willkommene Nachricht, daß der Kaiser ihn zum Statthalter des Königreiches Ungarn ernannt habe. Zu Ende Mai 1732 traf er nach dritthalbjähriger Abwesenheit wieder in Wien ein, und schon zwei Wochen später hielt er seinen feierlichen Einzug in Preßburg.

Es ist unzweifelhaft, daß der Herzog von Lothringen sich nur mit großem Widerstreben an die Spitze der Regierung des Königreiches Ungarn gestellt sah. Er hätte, wie er nicht undeutlich zu verstehen gibt, eine andere Bestimmung vorgezogen, indem ihm die Verfassung und die Gesetze Ungarns, sowie das Land selbst völlig unbekannt waren und er besorgte, in dessen Verwaltung Fehler zu begehen, welche sowohl für seinen eigenen Ruf als für das Interesse des Kaisers von den nachtheiligsten Folgen sein könnten[21]). Karl VI. aber blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse, und er hatte in der That keine Ursache denselben zu bereuen, denn man zeigte sich in Ungarn bald sehr zufrieden mit der getroffenen Wahl. Durch die gewinnende Umgangsweise, welche ihm eigen war, verstand es der Herzog, Alle für sich einzunehmen, die mit ihm in Berührung kamen[22]). Je mehr er selbst einsah, daß ihm das Land und seine Bewohner fremd waren, desto mehr suchte er durch eifriges Studium und durch Selbstanschauung die ihm fehlenden Kenntnisse sich zu erwerben. So war es eines der ersten Anliegen, welche er dem Kaiser vortrug, die Genehmigung zur Bereisung Ungarns zu erlangen[23]). Nach erfolgter Gutheißung dieses Vorhabens, dessen Ausführung in der damaligen Zeit mit ganz anderen Mühen und Beschwerden verbunden war, als es etwa heut zu Tage der Fall wäre, ging er allsogleich an's Werk. Ueber Comorn und Ofen, wo er hauptsächlich den Festungswerken sein Augenmerk zuwandte, begab er sich nach Peterwardein und Belgrad, besuchte die durch Eugen's Siege berühmt gewordenen Schlachtfelder, und es mag wohl hier zuerst in ihm der Gedanke und die Sehnsucht erwacht sein, in gleichem Kampfe sich gleiche Lorbeern zu erringen.

Wenn es dessen noch bedurft hätte, so galt die Verleihung der hohen Würde, mit welcher Karl VI. den Herzog von Lothringen soeben bekleidet hatte, in den Augen der Welt als ein untrügliches Zeichen,

daß der Kaiſer nun nicht länger ſäumen werde, an die Verwirklichung des lang gehegten Planes zu ſchreiten und die Vermählung des Herzogs, welcher ſich im vierundzwanzigſten Lebensjahre befand, mit der Erzherzogin, die in ihr ſechzehntes Jahr getreten war, zu vollziehen. Die Hoffnung hierauf war in dem Herzoge ſelbſt durch den ſtets ſich gleich gebliebenen Ton wärmſter Liebe, ja väterlicher Sorgfalt, in welchem ihm der Kaiſer fortwährend geſchrieben hatte, gar ſehr geſteigert worden [24]). Hatte er ihn doch gar oft ſeinen liebſten Sohn, ſich ſelbſt aber ſeinen alten treuen Vater genannt. Dieſe Worte zur vollen Wahrheit zu machen, zögerte jedoch Karl VI. noch immer, ſei es aus der ihm eigenen Unentſchloſſenheit, ſei es, wie wohl eine Andeutung darüber auftaucht [25]), weil nach der Rückkehr des Herzogs nach Wien eine gewiſſe Verſtimmung zwiſchen ihm und dem Kaiſer eingetreten war, indem der Erſtere nicht mehr in ſo völliger Abhängigkeit von Karl habe leben wollen, wie zuvor. Vielleicht mochte auch der geringe Grad von Genugthuung, mit welchem der Herzog die Statthalterſchaft Ungarns übernommen hatte, den Kaiſer einigermaßen verletzt haben. Von langer Dauer ſcheint jedoch dieſe Erkaltung, wenn eine ſolche wirklich jemals vorhanden war, nicht geweſen zu ſein, denn die vertraulichen Briefe Karl's an den Herzog ſind gerade in jener Zeit erfüllt mit Ausdrücken der lebhafteſten Zuneigung. Es mag vielmehr in dem Hange des Kaiſers, jeden entſcheidenden Schritt ſo lang als möglich hinauszuſchieben, und vielleicht mehr noch in dem Wunſche, bei der großen Jugend der Erzherzogin durch eine allzufrühe Vermählung derſelben nicht die ſehnliche Erwartung einer Nachkommenſchaft zu gefährden, die Hauptveranlaſſung jener Zögerung zu ſuchen ſein. Inzwiſchen trat ein Ereigniß ein, welches die Ausſichten des Herzogs von Lothringen, ihrer Erfüllung ſchon ſo nahe, auf's Neue und mehr als je verdunkelte.

Nachdem im Jahre 1725 Spanien zuerſt unter allen Staaten Europa's ſich zur Anerkennung und Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion verſtanden hatte, war es des Kaiſers unabläſſige Sorge, die gleiche Zuſage auch von Seite anderer Regierungen zu erlangen. Kein Opfer ſchien ihm hiefür zu groß, und nachdem ſie dieß einmal durchſchaut, trachtete die Mehrzahl der fremden Cabinete dieſe Stim-

mung des Kaisers so viel als nur immer möglich zu ihrem Vortheile auszubeuten. Es würde zu weit führen, alles dessen zu erwähnen, wozu Karl VI. sich herbeiließ, um die Reihe der Garanten seiner Nachfolgeordnung recht vollzählig zu gestalten. Die drei geistlichen Kurfürsten, dann die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz, der Erstere durch seinen Beitritt zu dem österreichisch-spanischen Vertrage vom Jahre 1725, anerkannten und gewährleisteten die pragmatische Sanktion. Von Seite Rußlands und Preußens geschah das Gleiche; im Jahre 1731 übernahm Georg II. sowohl als König von England wie als Kurfürst von Hannover die Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung; die Niederlande, das deutsche Reich im Allgemeinen, dann noch insbesondere die Herzoge von Sachsen-Weimar, Eisenach und Gotha, der Landgraf von Hessen-Kassel, der König von Dänemark folgten diesem Beispiele. Im Jahre 1733 glückte es dem Kurfürsten von Sachsen, gegen Uebernahme der feierlichen Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, den Kaiser zu dem Versprechen zu vermögen, ihm zur Erlangung der polnischen Königskrone behülflich zu sein. Hierüber gerieth Karl VI. in Krieg mit Frankreich, welches den Nebenbuhler des Kurfürsten von Sachsen, Stanislaus Leßczynski, König Ludwigs XV. Schwiegervater unterstützte. Auch Spanien und Sardinien, das Erstere um sich der süditalienischen Länder des Hauses Oesterreich für den Infanten Don Carlos zu bemächtigen, König Karl Emanuel III. aber, von der in seiner Familie erblich gewordenen Begierde nach dem Besitze der Lombardie getrieben, traten auf Frankreichs Seite in den Kampf ein.

Derselbe wurde vom Kaiser unglücklich geführt. In Deutschland beschränkten sich zwar die Nachtheile, die er erlitt, auf den Verlust von Philippsburg, Trarbach und Trier, und es gelang, einem ferneren Vordringen der französischen Truppen Einhalt zu thun. Alle italienischen Länder des Hauses Oesterreich aber, mit alleiniger Ausnahme von Mantua, die Lombardie, Neapel und Sicilien befanden sich, als der Feldzug des Jahres 1735 zu Ende ging, in der Gewalt der Feinde. Und am bedenklichsten erschien der Umstand, daß die Hülfsquellen des Kaisers an Geld und an Truppen in einer Weise aufgezehrt waren, welche von einer Fort-

ſetzung des Krieges nur noch größeres Unheil erwarten ließ. So groß war die Entmuthigung ſelbſt unter Karls VI. vertrauteſten Räthen, daß ſo Mancher derſelben an der Möglichkeit verzweifelte, die pragmatiſche Sanktion aufrecht zu erhalten, und daß der Vorſchlag, aus dem Hauſe Oeſterreich zwei Linien zu bilden, von welchen der einen, durch die Erzherzogin Thereſe repräſentirt, die deutſchen und ungariſchen Länder zufallen ſollten, während die Erzherzogin Marianne die ehemals ſpaniſchen Beſitzungen ihres Vaters zu erhalten hätte, mehr als einen einflußreichen Vertreter fand. Die Erzherzogin Thereſe wollte man einem deutſchen Fürſten, als welchen ſelbſt Eugen von Savoyen den Kurprinzen von Baiern ganz deutlich bezeichnete, die Erzherzogin Marianne aber dem Infanten Don Carlos vermählen[26]). Des Kaiſers dritte Tochter Maria Amalia war ſchon im Jahre 1730 geſtorben.

Durch die Verwirklichung ſolcher Vorſchläge wäre die liebſte Hoffnung des Kaiſers, die Frucht jahrelanger Arbeit und unermeßlicher Opfer mit einem einzigen Schlage zerſtört worden. War es da ein Wunder, daß Karl VI. ohne Säumen auf den Ausweg einging, welchen ihm die gerade damals — im Auguſt 1735 — eintreffenden Vorſchläge Frankreichs zur Wiederherſtellung des Friedens eröffneten. Allſogleich wurden die Verhandlungen begonnen, und noch ehe zwei Monate verfloſſen waren, durch Unterzeichnung der Präliminarien zum Abſchluſſe gebracht.

Durch den Verluſt einiger lombardiſcher Gebietstheile, ſowie der Königreiche Neapel und Sicilien, wogegen ihm Parma und Piacenza zufielen, erkaufte Karl VI. die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion von Seite Spaniens und Sardiniens. Diejenige Frankreichs erlangte er dadurch, daß er ſich anheiſchig machte, die Abtretung der Länder des Herzogs von Lothringen an König Stanislaus Leßczynski zu bewirken, nach deſſen Tode ſie an Frankreich zu fallen hätten. Bar ſollte allſogleich, Lothringen aber erſt dann abgetreten werden, wenn Herzog Franz nach dem Ausſterben des Hauſes Medici in Beſitz des ihm als Entſchädigung zugeſicherten Großherzogthums Toscana gelangt wäre.

Wahrhaft peinlich war die Lage, in welche Franz von Lothringen durch die Bestimmungen der Friedenspräliminarien versetzt wurde. Einerseits sah er die Hemmnisse wieder beseitigt, die sich noch vor Kurzem in so drohender Gestalt der Verwirklichung seiner sehnlichsten Wünsche in den Weg gestellt hatten, jener Wünsche, die längst nicht mehr bloß das Ziel seines Ehrgeizes, sondern in noch höherem Maße dasjenige seiner glühendsten Herzensneigung geworden waren. Andererseits muthete man ihm zu, diesen köstlichen Besitz durch eine Verzichtleistung auf die Länder zu erkaufen, welche er von seinem Vater ererbt hatte, die seinem Hause seit Jahrhunderten in Treue anhänglich gewesen, und die er nun hingeben sollte für ein italienisches Fürstenthum, in welchem er selbst wie seine Familie völlig unbekannt waren und von dem er befürchten mußte, daß er sich immerdar fremd in demselben fühlen werde.

In Wien war man natürlich beeifert, den Herzog zur Abtretung zu vermögen und man suchte seine Bedenken durch eine lockende Schilderung der glänzenden Zukunft, welche seiner harrte, zu beschwichtigen. Auch an drängenden, ja selbst an drohenden Worten fehlte es nicht, wie sich denn der Staatssecretär Bartenstein von seiner bekannten Heftigkeit so weit fortreißen ließ, daß er dem Herzoge gegenüber mit der barschen Erklärung herausfuhr: „keine Ab„tretung, keine Erzherzogin“ [27]).

Durch diese kategorischen Worte bezeichnete Bartenstein in charakteristischer Weise jenes unwiderstehliche Mittel, welches der Kaiserhof in Händen hatte, um den Herzog von Lothringen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Um sich dessen jedoch ihm gegenüber in loyaler Weise zu bedienen, ließ sich der Kaiser bereit finden, an die Vollziehung der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzoge Franz zu schreiten, auch noch bevor sich derselbe zur Abtretung seiner Länder an Frankreich in der geforderten Weise verpflichtet hatte.

Karl VI. wurde ohne Zweifel zu diesem Schritte nicht zum geringsten Theile durch die Rücksicht auf die Wünsche der Erzherzogin selbst, welche er über Alles liebte, bestimmt. Immer unverkennbarer war ihre Neigung zu dem jungen und schönen Manne hervorgetreten, welcher seit Jahren am Hofe ihres Vaters und in häufigster Begeg-

nung mit ihr selbst lebte, der durch sein einnehmendes Wesen Alles bezauberte und mit dem sie sich längst schon gewöhnt hatte, ihre eigene Zukunft in die innigste Verbindung zu bringen. Daß sie, nachdem ihre Gedanken einmal diese Richtung genommen, sich denselben mit aller Wärme jugendlichen Gefühles hingab, ist bei dem lebhaften und entschiedenen Charakter, welchen sie schon damals zeigte, leicht erklärbar. „Trotz ihrer starken Seele", schreibt der englische Gesandte Robinson von der Erzherzogin Therese[28]), „hegt sie eine zärtliche Liebe „zu dem Herzoge von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traume, „und am Tage unterhält sie ihre Hofdame nur von ihm, so daß es „nicht wahrscheinlich ist, daß sie den Mann jemals vergessen wird, den „sie für sich geboren glaubt. Und nie wird sie Denjenigen vergeben, „welche sie in die Gefahr brachten, ihn zu verlieren".

Während er in solcher Weise die Neigung der Erzherzogin zu Franz von Lothringen schildert, bringt derselbe Gewährsmann noch einige Züge zur Bezeichnung der Art und Weise bei, in welcher die Prinzessin sich entwickelt hatte. Er erwähnt der Festigkeit ihres Charakters, der Schärfe ihres Urtheils und des regen Antheils, den sie den öffentlichen Angelegenheiten widmete. „Sie bewundert die Tugen„den des Kaisers", sagt Robinson von ihr, „aber sie tadelt sein Be„nehmen und sieht ihn fast nur als Verwalter der Länder an, welche „sie dereinst besitzen wird". Und ein anderer nicht weniger glaubwürdiger Berichterstatter, der venetianische Botschafter Foscarini versichert, die Erzherzogin Therese sei mit einer so außerordentlichen Begabung des Geistes und des Gemüthes ausgestattet, daß man sie als Erbin der Länder des Hauses Oesterreich berufen würde, wenn hiezu unter allen Frauen der Welt die Wahl freistünde. Auf ihre äußere Erscheinung übergehend, schildert er dieselbe als höchst einnehmend, jedoch mehr von großer Anmuth als von vollendeter Schönheit. Insbesondere betont er ein gewisses ernstes und besonnenes Wesen, welches ihr eigen sei, und mit dem sie in taktvollster Weise alle die Pflichten zu erfüllen und alle die Rücksichten zu beobachten verstehe, die ihre eigenthümliche Stellung ihr auferlege. Ihren größten Vorzug aber sieht er in der Großartigkeit ihrer Anschauungen, welche, in Verbindung gebracht mit einer gewissen Männlichkeit des Geistes, sie ganz

vorzüglich zur Leitung der Staatsangelegenheiten eignen werde. „Schon „jetzt zeigt sie“, sagt auch Foscarini von ihr, „ein gewisses Vorgefühl „ihrer zukünftigen Stellung, und daß wenn sie einmal in deren Be„sitze sein wird, Diejenigen, welche sie als Rathgeber an ihre Seite „beruft, nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß auf sie aus„üben werden“ [29]).

Dieß ist das Urtheil, das man in dem Augenblicke über die Erzherzogin Maria Theresia fällte, in welchem es endlich Ernst werden sollte mit der Verwirklichung eines Heirathsprojectes, das so lange Zeit zur Reife gebraucht hatte und fast noch im Augenblicke seiner Verwirklichung gescheitert wäre. Vor mehr als zwölf Jahren war der junge Herzog von Lothringen zuerst am Kaiserhofe erschienen; die ganze Zeit hindurch hatte er bald unter günstigen, bald unter trüben Aussichten doch immer das gleiche Ziel unverrückt im Auge behalten. Endlich sollte ihm, kurz nachdem fast Alles verloren geglaubt war, der herrliche Preis wirklich zu Theil werden, nach welchem er so lange Zeit in ausdauernder Treue gestrebt hatte. Alle Hindernisse waren beseitigt, alle Förmlichkeiten geregelt und am 31. Jänner 1736 erfolgte die feierliche Werbung des Herzogs um die Hand der Prinzessin. Tags darauf unterzeichnete Maria Theresia die Urkunde, durch welche sie die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion gelobte, und auf ihr Nachfolgerecht in den österreichischen Staaten für den Fall verzichtete, daß der Kaiser noch einen männlichen Erben erhalten sollte. Hierauf entfernte sich der Herzog, denn so wollte es die Etiquette, nach Preßburg, um erst am Hochzeitstage selbst wieder am Kaiserhofe zu erscheinen.

Die Briefe, welche während dieser Zeit mit Erlaubniß des Kaisers zwischen dem Brautpaare gewechselt wurden, sind zwar von einer fast naiven Einfachheit; dennoch liefern sie den sprechendsten Beweis der lebhaften Neigung, welche Beide beseelte. Sie hoffe, schreibt die Erzherzogin ihrem Bräutigam, daß dieß die letzte Reise sei, welche er ohne sie unternehmen werde. Er aber versichert sie, daß ihm nur die zuversichtliche Erwartung, sie binnen wenig Tagen vor dem Traualtare wieder zu sehen, Trost zu gewähren vermöge in der bitteren Nothwendigkeit, sich von ihr trennen zu müssen [30]).

Die Art von Verbannung, welche dem Herzoge auferlegt worden, war nur von kürzester Dauer. Schon am 12. Februar 1736 durfte Franz von Lothringen sich wieder in Wien einfinden, denn an diesem Tage fand seine Vermählung mit der Erzherzogin Maria Theresia statt. Durch den päpstlichen Nuntius Domenico Passionei wurde die Trauung in der Hofkirche bei den Augustinern vollzogen. Noch in demselben Monate verfügten sich die Neuvermählten, einer frommen Sitte ihres Hauses folgend, nach Maria-Zell, um den Schutz der Himmelskönigin für ihre Verbindung anzuflehen.

Zweites Capitel.

Während der Tage, welche der Vermählung unmittelbar vorhergingen und auf dieſelbe folgten, war die Frage der Abtretung von Lothringen und Bar einen Augenblick zurückgedrängt worden, jedoch nur um bald darauf in neuer, noch verletzenderer Weiſe in den Vordergrund zu treten. Denn die Verabredung, daß Lothringen dem Herzoge Franz ſo lang verbleiben ſollte, bis er in den Beſitz Toscana's gelangt wäre, hatte in Frankreich ſo lebhafte Mißbilligung erfahren, daß der damalige Leiter der franzöſiſchen Politik, Cardinal Fleury es nicht wagte, auf der Durchführung dieſer Beſtimmung zu verharren. Er verlangte vielmehr jetzt auch Lothringens allſogleiche Abtretung. An dieſe Bedingung knüpfte er die Ratification des Friedens überhaupt, und der Wiener Hof, ſich außer Stande fühlend, den Krieg von neuem zu beginnen, und wohl einſehend, daß ihn eine Fortſetzung desſelben nur in eine weit ſchlimmere Lage verſetzen müſſe, drang nun mit noch entſchiedenerem Nachdrucke in den Herzog, ſich auch hinſichtlich Lothringens nicht nur zur Abtretung überhaupt, ſondern zu deren unverweilter Vollziehung zu verſtehen.

Wieder war es Bartenſtein, welcher auch jetzt dem Herzoge Franz und deſſen lothringiſchen Räthen gegenüber als Wortführer der kaiſerlichen Regierung auftrat. Die Forderung Frankreichs müſſe erfüllt werden, ſo erklärte er unumwunden, denn dem Kaiſer ſtänden keine Hülfsquellen mehr zu Gebote zur Fortſetzung des Krieges. Ganz Italien würde er verlieren, ja vielleicht durch den Kurfürſten von Baiern, den kaum etwas abhalten könnte, Frankreichs Partei offen zu

ergreifen, aus Wien ſelbſt vertrieben werden. An dem Starrſinne des Herzogs werde das Haus Oeſterreich zu Grunde gehen, während es doch dazu beſtimmt ſei, mit dem von Lothringen künftighin nur mehr eine und dieſelbe Familie zu bilden [1]).

Solchen Vorſtellungen gegenüber ließ es die Partei, welche die Abtretung Lothringens bekämpfte und ſie als ein Unglück für das herzogliche Haus wie als eine Schmach für dasſelbe darſtellte, nicht an eben ſo lebhaften Bemühungen fehlen. Ja ſie ſuchte den Nachtheil, in welchen ſie das Verweilen des Herzogs am Wiener Hofe und die unmittelbare Einwirkung ſeiner dortigen Umgebung verſetzte, durch eine um ſo größere Heftigkeit auszugleichen, mit der ſie in ihn drang, nicht in dasjenige zu willigen, was ſie als das Verderben ſeines Hauſes, als den empfindlichſten Schaden für die Herzogthümer ſelbſt anſah. In den Briefen, welche die verwitwete Herzogin von Lothringen, Eliſabeth Charlotte von Orleans, an ihren Sohn ſchreibt, findet dieſe Anſchauung den ungeſchminkteſten Ausdruck. Sie entwickelt dabei eine Energie, die man der ſonſt ſo ſanften und in ihr Schickſal ergebenen Frau gar nicht hätte zutrauen ſollen, und welche einigermaßen an die rauhe Willenskraft ihrer Mutter, jener pfälziſchen Prinzeſſin erinnert, die am Hofe Ludwigs XIV. und ihres Sohnes, des Regenten von Frankreich, eine ſo eigenthümliche Stellung einnahm. In Worten, aus denen ihr gekränkter Stolz und ihre warme Ueberzeugung klar erſichtlich werden, beſchwört die Herzogin Witwe ihren Sohn, nicht in die Abtretung zu willigen, welche man ihm zuzumuthen wage. Nirgends werde er, ſo verſichert ſie ihn, Unterthanen finden, die ihm gleiche Treue erzeigen würden, wie die Lothringer ſie ſeinem Hauſe ſeit ſieben Jahrhunderten unerſchütterlich bewieſen hätten. Alle Vorzüge, die mit dem Beſitze Lothringens verbunden ſeien, und alle Nachtheile, welche ein Aufgeben dieſes Landes herbeiführen müſſe, werden zu oft wiederholten Malen von ihr aufgezählt und in draſtiſcher Weiſe ausgemalt. Ja ſie behauptet, daß man gar nicht im Ernſte daran denke, dem Herzoge Franz Toscana zuzuwenden, auf welches Land die Königin von Spanien ihre Rechte niemals aufgeben und ſie jederzeit zu Gunſten eines ihrer Söhne geltend machen werde. Ein länderloſer Fürſt zu ſein, das ſei ihm

beſchieden, von der Gnade des Hauſes Oeſterreich abhängig, und wenn etwa ſeine Gemahlin vor ihm und ohne Hinterlaſſung von Kindern ſterben ſollte, ſo werde er auch in Oeſterreich keine ſeines hohen Ranges würdige Stellung einnehmen können. Ja wenn es ſelbſt nicht ſo weit kommen und ihm Toscana wirklich zufallen ſollte, ſo ſei doch deſſen Beſitz in keiner Weiſe mit dem von Lothringen zu vergleichen. In Toscana ſei der Großherzog bei der Ausübung der Regierung an die Zuſtimmung des Adels und der Stände gebunden, alſo von ſeinen Unterthanen abhängig, während der jedesmalige Herzog von Lothringen Keinem zu gehorchen habe als ſeinem eigenen Willen. Der Großherzog von Toscana trage ſein Land vom Reich zu Lehen, während der Herzog von Lothringen Niemand für dasſelbe verpflichtet ſei als Gott allein. Lothringen für Toscana vertauſchen, heiße ſich ſelbſt und ſeinem ganzen Hauſe den Todesſtoß verſetzen [2]).

Sollte ihr Sohn jedoch, ſo fährt die Herzogin in ihren Vorſtellungen fort, wirklich ſo verblendet ſein, hinſichtlich ſeiner ſelbſt einen ſo verderblichen Entſchluß zu faſſen, ſo ſei er zwar Herr und Meiſter ſeiner eigenen Handlungen, über das Erbrecht ſeines jüngeren Bruders aber dürfe und könne er nicht verfügen. Sie verweigert daher auch ihre Einwilligung zur Reiſe des Prinzen Karl nach Wien, um der Hochzeit ſeines Bruders beizuwohnen, denn ſie erblickt in dieſem Vorſchlage, ſo erklärt ſie offen, nur einen Kunſtgriff Sinzendorff's, um beide Brüder zugleich zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde zu bewegen [3]). Und als ihr Sohn Franz ſie des Gegentheils verſichert und ſich dafür verbürgt, daß Niemand verſuchen werde, ſeinen Bruder zu einem ſolchen Schritte zu zwingen, da erhebt ſie zwar nicht länger Einſprache gegen des Prinzen Karl Abreiſe nach Wien; ſie verſieht ihn aber mit zwei von ihr ſelbſt verfaßten ausführlichen Denkſchriften, in welchen alle Gründe gegen die Abtretung Lothringens nicht nur von dem Standpunkte, auf welchen das herzogliche Haus ſich zu ſtellen habe, ſondern auch von dem des Kaiſers und des deutſchen Reiches in ausführlicher Weiſe dargelegt ſind. Nicht allein ſeinem Bruder, ſondern womöglich dem Kaiſer ſelbſt ſolle Prinz Karl in dieſem Sinne mit Nachdruck und Entſchiedenheit ſprechen; den Mitgliedern des lothringiſchen Adels, welche ſich zur Vermäh-

lung ihres Herzogs nach Wien begaben, wurde der gleiche Auftrag ertheilt.

Durch die Art und Weise, in welcher Prinz Karl sich desselben entledigte, rechtfertigte er das Vertrauen seiner Mutter. Zu Wien eingetroffen, rief er seinem Bruder die Haltung in's Gedächtniß zurück, welche von dessen Vorfahren Karl IV. und Karl V. von Lothringen der Begehrlichkeit Frankreichs nach dem Besitze Lothringens entgegengesetzt worden war. Er zeigte ihm den Entwurf eines Briefes, den ihr Vater, Herzog Leopold, bei einem ähnlichen Anlasse an Ludwig XIV. gerichtet hatte; er erklärte ihm, daß er unter keiner Bedingung der Abtretung beistimmen, und daß er niemals ein Volk verläugnen werde, welches seinen Herrschern immerdar treu gewesen sei.

Zwischen zwei sich geradezu widersprechenden Begehren, welche mit gleicher Heftigkeit auf ihn einstürmten, befand sich Herzog Franz in der peinlichsten Bedrängniß. Er für seine Person hatte gleich Anfangs die Lage der Dinge so beurtheilt, wie sie wirklich war. Ueber die Größe des Opfers, das man ihm zumuthete, keinen Augenblick sich täuschend, hatte er doch auch begriffen, daß bei der außerordentlichen Ueberlegenheit der Gegner es für den Kaiser und ihn selbst nichts Gefährlicheres geben könne, als die Fortsetzung des Krieges [4]). Doch konnte er, von dem natürlichen Gefühle der Liebe zur Heimath zurückgehalten, lange Zeit hindurch zu keinem entscheidenden Schritte kommen. Ja fast schien es einen Augenblick, als ob die Anhänglichkeit an das Land seiner Väter jede andere Rücksicht überwiegen sollte. Endlich gelang es, ihn zu einem dem Begehren der kaiserlichen Regierung entsprechenden Entschlusse zu vermögen. Der Einfluß seiner Gemahlin mag hiezu nicht weniger beigetragen haben als die persönliche Ueberzeugung von der unermeßlichen Verlegenheit, in welche eine längere Weigerung den Kaiser versetzen würde, und die Gewißheit, daß es ihm allein doch niemals gelingen könne, Lothringen den Franzosen wieder zu entreißen. Am 11. April 1736, nachdem er, wie der französische Geschäftsträger Du Theil versichert [5]), dreimal die Feder ergriffen und sie dreimal wieder von sich geworfen hatte, unterzeichnete endlich der Herzog die Urkunde, welche die Abtretung seines Stammlandes an Frankreich vollzog. Er that dieß jedoch erst dann, nachdem

die Könige von Spanien und Neapel auf jedes Anrecht an Toscana feierlich verzichtet und die spanischen Truppen das Land verlassen hatten, welches nun von kaiserlichen Regimentern unter General Wachtendonk besetzt wurde[6]).

Obwohl sie längst auf einen solchen Ausgang vorbereitet sein konnte, so erfüllte dieser Schritt ihres Sohnes die verwitwete Herzogin doch mit der größten Erbitterung. Er sei kein Souverain mehr und er habe sich selbst dieser Würde begeben, antwortete sie ihm auf die Vorschläge, welche er ihr in Bezug auf ihren künftigen Aufenthaltsort und ihre sonstige Stellung machte. Sie könne daher auch in keiner Weise gehalten sein, ihren Willen nach dem seinigen zu richten. Er möge sie immerhin des Gegentheils versichern; die Thatsachen zeigten es klar, daß er weder sie, noch sein Haus, noch sein Land jemals geliebt habe. Sie aber sei dem Letzteren nur um so anhänglicher, und werde dasselbe niemals verlassen; am allerwenigsten, um sich nach einem der Erbländer des Kaisers zu begeben, welcher an ihrem Unglücke Schuld sei, weil er den Worten seiner von Frankreich erkauften Minister mehr Gewicht beilege als seinem eigenen Interesse. Eher als auf österreichisches Gebiet — man hatte ihr Brüssel als Wohnort vorgeschlagen — werde sie sich mit ihren Töchtern nach Frankreich begeben, wo sie als Mitglied der königlichen Familie besseren Schutz genießen würde als in den Ländern eines Monarchen, der einem fremden Staate zu Gefallen seinen eigenen Schwiegersohn seiner Erblande beraubt habe[7]).

Wie dieß jedoch bei Müttern zumeist der Fall ist, so begann auch nach und nach der Groll sich zu legen, den die Herzogin Witwe gegen ihren Sohn empfand und in so unumwundener Weise aussprach. Die wahrhaft kindliche Haltung, welche der Herzog ihr gegenüber fortwährend beobachtete und in der ihn auch ihre bittersten Vorwürfe nicht wankend machten, seine thätige Sorgfalt, ihr das Verbleiben in Lothringen zu sichern und ihre dortige Stellung möglichst angenehm zu gestalten, der rege Eifer, mit welchem er es sich angelegen sein ließ, die damals in Vorschlag gebrachte Vermählung seiner älteren Schwester mit dem Könige Karl Emanuel III. von Sardinien zu Stande zu bringen, der günstige Erfolg dieser Verhandlungen, und

wohl nicht zum geringsten Theile die ehrerbietige Aufmerksamkeit, mit welcher ihre Schwiegertochter, die Erzherzogin Thereſe ſie behandelte[8]), dieß Alles diente dazu, das Gemüth der Mutter zu beſänftigen und nach und nach das gute Einvernehmen mit ihrem Sohne wieder herzuſtellen, welches von nun an bis zu ihrem Tode nicht mehr getrübt ward.

Um den Herzog von Lothringen wenigſtens einiger Maßen für das außerordentliche Opfer zu entſchädigen, das er durch die Abtretung ſeiner Erblande gebracht hatte, ſchloß der Kaiſer mit ihm am 4. Mai 1736 einen geheimen Vertrag, in dem er ſich bereit erklärte, ihn zum Generalgouverneur der öſterreichiſchen Niederlande zu ernennen und ihn in dieſer Stellung wenigſtens bis zu dem Augenblicke zu belaſſen, in welchem er in den ihm zugeſicherten Beſitz des Großherzogthums Toscana auch thatſächlich gelangt ſein würde[9]). Die bisherige Statthalterin, Erzherzogin Eliſabeth, des Kaiſers älteſte Schweſter, ſollte unter dem Vorwande leidender Geſundheit zurücktreten und dem Herzoge von Lothringen den Platz räumen. Ganz nach eigenem Ermeſſen hätte er das Land zu regieren, deſſen Einkünfte nur ihm und ſeiner Gemahlin zu Gute kommen ſollten, indem der Kaiſer ſich nichts als das Recht der Souverainetät über die Niederlande vorbehielt.

Gleichzeitig mit dem eigenhändigen Briefe[10]), in welchem Karl VI. den mit ſeinem Schwiegerſohne abgeſchloſſenen Vertrag in ſolcher Weiſe erläuterte, richtete er ein zweites Schreiben an ihn, das die beſtimmte Zuſage enthielt, die Hand der Erzherzogin Marianne keinem anderen Bewerber als dem Prinzen Karl von Lothringen zu Theil werden zu laſſen[11]).

Es kam niemals ſo weit, daß der Herzog ſein neues Amt auch wirklich übernahm. Die Vorbereitungen dazu waren in Wien ſo langſam getroffen worden, daß das kaiſerliche Patent, welches den Herzog Franz zum Generalgouverneur der Niederlande ernennt, erſt mehr als ein Jahr nach Abſchluß jenes Vertrages, am 8. Juni 1737 ausgefertigt wurde. Damals waren jedoch wieder neue Ereigniſſe eingetreten, welche die Reiſe des Herzogs von Lothringen und ſeiner Gemahlin nach Brüſſel unthunlich erſcheinen ließen.

Der Tractat, durch den der Kurfürst von Sachsen dem Kaiser die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion versprach, hatte gegen Frankreich, Spanien und Sardinien einen Krieg veranlaßt, dessen Beendigung Karl VI. und sein Schwiegersohn mit den schon erwähnten empfindlichen Opfern erkaufen mußten. Der im Jahre 1726 zu gleichem Ende mit Rußland abgeschlossene Vertrag verwickelte das Haus Oesterreich in einen Kampf mit der Pforte, welcher ebenfalls die übelsten Folgen nach sich zog.

Kaiser Karl VI. und die Czarin Katharina I. hatten sich in jenem Bündnisse den gegenseitigen Besitz ihrer Länder garantirt und für den Fall, daß einer der beiden Staaten von irgend einem Feinde angegriffen werden sollte, ein Hülfscorps von dreißig tausend Mann, ja nach der Beschaffenheit der Sache die Betheiligung am Kampfe selbst mit einer noch größeren Anzahl von Streitkräften zugesagt.

Als Karl VI. von Frankreich, Spanien und Sardinien gleichzeitig mit Krieg überzogen worden, da war der Augenblick gekommen, in welchem das Bündniß mit Rußland hätte zur Ausführung gelangen und dem Kaiser die zugesicherte Hülfeleistung zu Theil werden sollen. Allein der Feldzug des Jahres 1734 ging vorüber, ohne daß solches geschah, und erst zu Ende August 1735 erschien ein russisches Corps, von Lascy geführt, am Rhein, um unter Eugens Oberbefehl gegen die Franzosen zu kämpfen. Aber auch diese Streitmacht war nur ungefähr ein Dritttheil so stark, als der Wortlaut der Allianz von 1726 es erforderte.

In einer so wenig pünktlichen Erfüllung der Vertragsbestimmungen von Seite Rußlands hätte der Kaiser genügenden Anlaß zu finden vermocht, mit gleicher Lässigkeit vorzugehen, als die Czarin Anna, durch die steten Uebergriffe der Türken und Tartaren an der Südgrenze ihres Reiches gereizt, die Pforte mit Krieg überzog. Ja es war, da Rußland als Angreifer auftrat, die Verpflichtung zur Hülfeleistung für den Kaiser eigentlich gar nicht vorhanden. Daß er sich dennoch zu derselben entschloß, dazu wurde er hauptsächlich durch die Befürchtung vermocht, Rußland werde, jetzt von ihm im Stiche gelassen, bei erster Gelegenheit und gewiß in dem Augenblicke Gleiches mit Gleichem vergelten, in welchem es darauf ankommen werde, die

pragmatiſche Sanktion in Kraft treten zu laſſen und das Erbrecht der Erzherzogin Thereſe in den Ländern des Hauſes Oeſterreich nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Wohl mag auch noch eine andere Betrachtung den Kaiſer beſtimmt haben, ſich eher zu einer Kriegserklärung an die Pforte zu entſchließen, als es bei ſeiner Liebe zum Frieden ſonſt geſchehen ſein dürfte. Die Erinnerung an Eugen's glänzende Feldzüge, welche dem Hauſe Oeſterreich die beiden wichtigen Feſtungen Temeswar und Belgrad ſammt weit ausgedehnten Gebietsſtrecken gewonnen hatten, mochten in der Seele des Kaiſers die Ausſicht auf ähnliche Erfolge und die Hoffnung geweckt haben, die im letzten Kriege erlittenen Verluſte in ſolcher Weiſe wenigſtens einiger Maßen wieder gut zu machen. Daß dieſer Gedanke nicht ohne Einfluß war auf die Entſchlüſſe des Kaiſers, wird wohl dadurch am klarſten bewieſen, daß der Wiener Hof, nachdem ſeine Bemühungen, eine Ausſöhnung zwiſchen Rußland und der Pforte herbeizuführen, fruchtlos geblieben waren, nicht nur mit dem vertragsmäßigen Hülfscorps von dreißig tauſend Mann, ſondern mit einem ganzen Heere eintrat in den Kampf. Der Krieg ſolle, ſo wurde beabſichtigt, mit ſolcher Kraft geführt werden, daß er ſchon nach einem, ſpäteſtens nach zwei Feldzügen zu Ende ſein müſſe. Wohl ſeien die Finanzen erſchöpft, aber eine kurze, wenn gleich gewaltige Anſtrengung werde geringere Opfer auferlegen als ein Kampf, der ſich auf Jahre hinaus fortſpinnen könnte [12]).

Bei ſolcher Abſicht war die Wahl des Oberbefehlshabers natürlich von entſcheidendem Gewichte. Sie fiel auf den Feldmarſchall Grafen von Seckendorff, welcher längſt als einer der kenntnißreichſten Generale des kaiſerlichen Heeres galt, als ſolcher bei Eugen in hoher Gunſt geſtanden war und ſich derſelben auch durch ſeine ausgezeichneten Dienſte in des Prinzen letztem Feldzuge würdig gezeigt hatte. Die Feldmarſchälle Graf Philippi und Graf Khevenhüller, der Feldzeugmeiſter Freiherr von Schmettau und der General der Cavallerie Graf Wurmbrand befehligten unter Seckendorff; der Prinz von Sachſen-Hildburgshauſen, einer derjenigen, welche am meiſten auf den Krieg gegen die Pforte gedrungen hatten, und Graf Wallis führten abgeſonderte Corps; der Erſte gegen Bosnien, der Zweite gegen die

Walachei; Herzog Franz von Lothringen aber und deſſen Bruder Karl ſchloſſen ſich als Freiwillige dem Hauptheere an [13]).

Ob und in welchem Sinne der Herzog und deſſen Gemahlin auf den Entſchluß des Kaiſers, der Pforte den Krieg zu erklären, Einfluß genommen haben, iſt bis jetzt unbekannt geblieben. Bei der Entfernung jedoch, in welcher Franz von Lothringen damals von den Staatsgeſchäften gehalten wurde, ſcheint es nicht als ob ſeine Meinung irgendwie in die Wagſchale gefallen wäre. Nur das iſt gewiß, daß der Kaiſer, von ſeinen Miniſtern darin beſtärkt, ſeine Zuſtimmung zur Theilnahme des Herzogs am Feldzuge lange nicht ertheilen wollte. Die Beſorgniß, daß ihm, ſei es durch die Waffen der Feinde, oder was noch wahrſcheinlicher, durch Krankheit oder ſonſt einen unglücklichen Zufall irgend ein Unheil begegnen könnte, machte den Kaiſer ängſtlich, und dieß um ſo mehr, als die Ehe des Herzogs bis jetzt nur mit einer Tochter, der Erzherzogin Maria Eliſabeth geſegnet war. Bei dem Mangel an männlicher Nachkommenſchaft wäre das Kaiſerhaus im Falle des Todes des Herzogs von Lothringen neuerdings und in noch höherem Maße jener Verkettung widriger Umſtände preisgegeben worden, denen man durch die Vermählung der Erzherzogin Thereſe glücklich entgangen zu ſein glaubte.

Dieſe Rückſichten, ſo wichtig ſie auch ſein mochten, konnten jedoch den Herzog nicht bewegen, einem Entſchluſſe zu entſagen, deſſen Verwirklichung er in ſeinem eigenen Intereſſe wie in demjenigen ſeines Hauſes für geboten anſah. Er fühlte die Nothwendigkeit, es immer mehr vergeſſen zu machen, daß er eigentlich ein Fremder in Oeſterreich ſei, und er begriff, daß das ſicherſte Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes darin liege, künftighin in Freude und in Leid die Schickſale jenes Reiches zu theilen, welches er zu ſeinem zweiten Vaterlande gewählt hatte. Mit ſeiner eigenen Perſon einzuſtehen für das Heil desſelben, war ihm eine unabweisbare Pflicht, und er durfte hoffen, bei einem günſtigen Ausgange des Feldzuges, worauf man ja mit Zuverſicht rechnete, Antheil zu erhalten an der Popularität, welche den aus einem glücklichen Kriege Zurückkehrenden immer zu Theil wird. Dann werde er endlich, ſo meinte er wohl auch, in die Stellung

gelangen, die er im Schoße der Regierung einzunehmen ſich berechtigt glaubte, welche er ſich jedoch noch immer vorenthalten ſah.

Anfangs ſchien es als ob alle dieſe Erwartungen in der That auch in Erfüllung gehen ſollten. Nachdem das Heer ſich um Belgrad verſammelt hatte und die Truppen, wie der Herzog von Lothringen verſichert, in weit beſſerem Zuſtande befunden worden waren als man in Wien es vermuthete [14]), wurde der Marſch gegen Jagodina und Niſſa angetreten. Die Leitung der militäriſchen Operationen einzig und allein dem Feldmarſchall Seckendorff anheimſtellend, beſchränkte ſich Herzog Franz hauptſächlich darauf, die Einigkeit des Oberbefehlshabers mit ſeinen dem militäriſchen Range nach ihm gleich oder doch nahe ſtehenden Untergebenen aufrecht zu erhalten [15]). Er kam damit nur dem innigſten, ihm wiederholt an das Herz gelegten Wunſche des Kaiſers nach, und es iſt unwahr daß er, durch die Derbheit verletzt, mit der es ihm Seckendorff einmal verwies, als er ſich mit ſeinem Bruder Karl, der Jagd nachgehend, in den dichten Wäldern zwiſchen Belgrad und Jagodina verirrt hatte, von nun an wider Seckendorff Partei genommen und denſelben in den Augen des Kaiſers herabzuſetzen geſucht habe. Noch längere Zeit nachher ſchilderte der Herzog mit Wärme Seckendorff's raſtloſe Bemühungen, die Ordnung bei dem Heere aufrecht zu erhalten, und ſeine rege Sorgfalt für das Wohl der Truppen, wodurch er ſich bei denſelben große Beliebtheit erworben habe [16]).

Mit der Einnahme von Niſſa, das faſt ohne Widerſtand zu leiſten den Kaiſerlichen die Thore öffnete, ſchien der Erfolg des Feldzuges geſichert. Aber von dem Augenblicke an, in welchem man Alles gewonnen glaubte, reichte ein Unglücksfall, ein Mißgriff dem andern die Hand. Khevenhüllers Unternehmung gegen Widdin ſcheiterte, und Seckendorff ſelbſt war durch die empfindlichen Schlappen, die der Prinz von Sachſen-Hildburghauſen in Bosnien erlitt, gezwungen, ſich dorthin zu wenden. General Doxat, welcher mit genügender Beſatzung in Niſſa zurückgelaſſen worden war, ergab ſich bei dem bloßen Erſcheinen einer türkiſchen Streitmacht. Auf allen Punkten ſahen ſich die kaiſerlichen Truppen in Nachtheil verſetzt und man mußte froh ſein, dieſelben, zwar durch die erduldeten Anſtrengungen und Ent-

behrungen sowie durch Krankheiten aller Art in den bedauerlichsten Zustand gebracht, am Ende des Feldzuges doch wenigstens auf kaiserlichem Gebiete in Sicherheit zu sehen.

Herzog Franz von Lothringen hatte all diesen traurigen Ereignissen nicht mehr persönlich beigewohnt. Nachdem er sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen konnte, für dieß Jahr sei kein erwähnenswerther Erfolg mehr zu erwarten, war er schon in den letzten Tagen des Monats August vom Heere geschieden und nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Hier traf er Alles in größter Spannung auf den Ausgang des Feldzuges. Sie verwandelte sich, nachdem derselbe so unglücklich geendet hatte, in Betrübniß und in Erbitterung, welch letztere sich insbesondere wider denjenigen kehrte, welchem ja auch im Falle eines günstigeren Resultates das Hauptverdienst davon zugeschrieben worden wäre. Es war dieß der Obercommandant Graf Seckendorff, gegen den nun eine Reihe der schwersten Beschuldigungen vorgebracht wurde. Nicht nur die Art und Weise, in welcher er die Operationen geleitet hatte, insbesondere aber die allzugroße Zertheilung des Heeres in einzelne Corps erfuhr den bittersten Tadel, sondern man klagte ihn an, die Proviantlieferungen zur Armee zu seiner eigenen Bereicherung benützt zu haben. Ja man ging so weit, von einem Einverständniß Seckendorff's mit den Türken zu sprechen, und es gab Viele, welche behaupteten, das Unglück, von welchem das Haus Oesterreich heimgesucht worden, sei eine gerechte Strafe dafür, daß der Kaiser in einem Kampfe gegen die Ungläubigen einen Protestanten an die Spitze seines Heeres gestellt habe [18]).

Dieser letztere Umstand trägt Schuld daran, daß der Wiener Hof, weil er Seckendorff nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge zur Verantwortung zog und ihm bis zur Beendigung der Untersuchung in seiner eigenen Wohnung Hausarrest auferlegte, eines barbarischen Verfahrens gegen einen alten und verdienten Kriegsmann angeklagt wurde. Hätte man das Gegentheil gethan und Seckendorff frei ausgehen lassen, so würde mit eben so großer Heftigkeit die Beschuldigung erhoben worden sein, einem einer hochadeligen Familie angehörigen General sei Alles erlaubt, und man hüte sich, ihm auch über die unheilvollsten Ereignisse Rechenschaft abzuverlangen. Also nicht in der

Art und Weiſe, wie er gegen Seckendorff vorging, ſondern nur darin fehlte der Kaiſer, daß er das gleiche Verfahren nicht auch gegen den Prinzen von Sachſen-Hildburgshauſen beobachtete. Aber man glaubte in ihm den deutſchen Reichsfürſten ſchonen zu müſſen, und es zeigte ſich wieder einmal klar, wie Unrecht man daran thut, die wichtigſten Poſten Männern anzuvertrauen, welche man dann aus anderen Rückſichten nicht zur Verantwortung zu ziehen vermag.

So wenig als der Herzog von Lothringen gerade zu den Gegnern Seckendorff's, ſo wenig hatte er doch auch jemals zu ſeinen beſonderen Gönnern gehört. Daß dieß nicht der Fall geweſen, kam ihm jetzt zu Statten, und es legte auch Demjenigen größere Zurückhaltung auf, welcher bisher am meiſten dawider gearbeitet hatte, daß dem Herzoge am Hofe eine einflußreichere Stellung zu Theil werde. Bartenſtein ſcheint vielmehr von nun an ſein mächtiges Fürwort zu Gunſten des Herzogs eingelegt zu haben. Auf eine um jene Zeit eingetretene Sinnesänderung des einflußreichen Günſtlings deutet wenigſtens der Umſtand, daß ſich noch vom Lager zu Niſſa aus Franz von Lothringen in einem eigenhändigen Schreiben an ſeinen früheren Gegner wandte. Das Gerücht, er ſolle ſich mit ſeiner Gemahlin nach Toscana begeben müſſen, erfülle ihn, ſo ſchrieb er an Bartenſtein [19]), mit ſchmerzlichem Erſtaunen. Eine ſolche Reiſe, ein längerer Aufenthalt in jenem Lande ſeien unvereinbar mit ſeinem ſehnlichſten Wunſche, in die Staatsgeſchäfte eingeweiht und dadurch dem Kaiſer nützlich zu werden, welcher ja Niemand beſitze, der ihm und ſeinem Hauſe mit treuerer Anhänglichkeit ergeben ſei. Er bat ihn dringend, den „boshaften Streich“ abzuwehren, den man ihm durch ſeine Entfernung von der Perſon des Kaiſers zu verſetzen ſuche. Den Eintritt in die geheime Conferenz bezeichnete er als das Ziel ſeiner Wünſche, und Bartenſtein ſcheint in der That zur Erreichung desſelben mitgewirkt zu haben. Wenigſtens wurde in kurzer Zeit das Ergebniß der hierauf gerichteten Beſtrebungen ſichtbar. Im Dezember 1737 erklärte Karl VI. ſeinen Willen, daß die Sitzungen der geheimen Conferenz, zu welcher bis dahin der Herzog von Lothringen nicht gezogen worden war, künftighin, wenn ihnen nicht der Kaiſer ſelbſt präſidirte, in der Wohnung des Herzogs und unter deſſen Vorſitze ganz in der Weiſe gehalten werden ſollten, wie

dieß früher bei dem Prinzen Eugen der Fall war[20]). Gleichzeitig gab Karl seinen Entschluß kund, dem Herzoge von Lothringen den Oberbefehl im bevorstehenden Feldzuge gegen die Türken zu übertragen, und er ernannte ihn[21]), der schon im Sommer dieses Jahres die Stelle eines Reichsfeldmarschalls erhalten hatte, zum Generallieutenant, d. i. zum Generalissimus des gesammten kaiserlichen Heeres[22]).

So sah sich der Herzog, welcher so lange von den Geschäften fern gehalten worden war, plötzlich mitten in dieselben versetzt, ja gewissermaßen zu ihrer Leitung berufen. Mit freudigem Eifer widmete er sich den Pflichten seiner neuen Stellung[23]), und es fehlt sogar nicht an Klagen seiner lothringischen Rathgeber, daß er über der Besorgung der Angelegenheiten des Kaisers seine eigenen vernachlässige. Natürlicher Weise waren es vor Allem die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges, welche den Herzog um so mehr in Anspruch nahmen, als er selbst zum Oberbefehlshaber ernannt war. Er glaubte darauf hoffen zu dürfen, durch einen glücklichen Feldzug die Schlappe, welche das kaiserliche Heer im vergangenen Jahre erlitten hatte, wieder gut zu machen, und durch die Erwerbung kriegerischen Ruhmes seine eigene Stellung in Oesterreich immer günstiger zu gestalten.

Diese sehnlichen Wünsche des Herzogs fielen natürlich mit denjenigen zusammen, welche der Kaiser für sich selbst und sein Land wie für seinen Schwiegersohn hegte. Aber Karl VI. verhehlte es sich nicht, wie gefährlich es war, den Händen eines jungen Mannes, der niemals Gelegenheit gehabt, Proben von Feldherrntalent abzulegen, der während seines ganzen Lebens nur einem einzigen Feldzuge und noch dazu einem solchen beigewohnt hatte, bei welchem wahrhaftig wenig zu lernen war, das Schicksal eines ganzen Heeres, ja vielleicht dasjenige der Monarchie anzuvertrauen. Es galt daher, Jemand zu finden, welcher dem Herzoge beigegeben werden und ihn mit seinem Rathe unterstützen sollte. Da die Mehrzahl der kaiserlichen Generale in dem letzten Feldzuge eine wenig ehrenvolle Rolle gespielt hatte, so suchte man nach einem Manne, der an jenen Ereignissen nicht persönlich betheiligt war. Dadurch wurde aber die zu treffende Wahl eine ziemlich beschränkte, und sie fiel endlich auf den Präsidenten des Hofkriegsrathes, den Feldmarschall Grafen von Königsegg.

Dieſer beſaß allerdings eine der Eigenſchaften, welche dem Herzoge von Lothringen abgingen: kriegeriſche Erfahrung in vollſtem Maße. Seit mehr als vierzig Jahren ſtand Königsegg im kaiſerlichen Dienſte, und ſchon während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges hatte er ſich ſo ſehr hervorgethan, daß Eugen ihn im Jahre 1711 unter allen Generalen als den geeignetſten bezeichnete, um dem Feldmarſchall Grafen Guido Starhemberg in dem Commando über das Heer in Spanien zur Seite zu ſtehen. Während der darauf folgenden Friedensjahre war Königsegg zumeiſt in diplomatiſchen Geſchäften, Anfangs in den Niederlanden, dann aber als des Kaiſers Botſchafter in Spanien gebraucht worden. Er hatte ſich in ſolcher Stellung durch die ganz vorzügliche Befähigung, die er dazu mitbrachte, man darf ſagen in ganz Europa Ehre und Anſehen erworben. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt, ſeine edlen regelmäßigen Geſichtszüge, ſeine geiſtreichen blauen Augen, ſein zuvorkommendes Benehmen, ſeine lebhafte Redeweiſe, mit welcher er über die verſchiedenartigſten Gegenſtände klug zu ſprechen wußte [24]), alle dieſe Eigenſchaften ließen ihn als eine der einnehmendſten Perſönlichkeiten erſcheinen, welche dem Kaiſer zu Sendungen an fremde Höfe zu Gebote ſtanden. Seine außerordentliche Prachtliebe, ſeine Freigebigkeit machten ihn überall willkommen, wohin er ſich begab, wenn ſie auch andererſeits verurſachten, daß ſeine Miſſionen dem Kaiſer gar theuer zu ſtehen kamen. Dennoch waren ſeine Rechtlichkeit, ſeine Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben, und er wurde wegen dieſen zu allen Zeiten, insbeſondere aber damals ſo ſeltenen Eigenſchaften gar ſehr geprieſen. Sein militäriſcher Ruf war freilich durch die Niederlage beeinträchtigt worden, die er im Jahre 1734 bei Guaſtalla gegen die vereinigten Franzoſen, Spanier und Piemonteſen erlitt und durch welche der Rückzug des Heeres bis an die tiroliſche Grenze nothwendig gemacht wurde. Dieß hinderte jedoch nicht, daß Königsegg, der für einen der unterrichtetſten Generale ſeiner Zeit galt und ſich durch ſeine einflußreichen Verbindungen wie durch ſeine gewinnenden Manieren eine mächtige Partei am Hofe erworben hatte, nach Eugen's Tode die Stelle eines Präſidenten des Hofkriegsrathes erhielt.

Einen Fehler aber besaß Königsegg, der seine sonstigen guten Eigenschaften, wenigstens wenn es sich um die Leitung militärischer Operationen handelte, so ziemlich wieder aufwog. Freilich trat derselbe in dem Feldzuge, welchen Königsegg jetzt zu unternehmen im Begriffe war, erst recht hervor, aber auch schon während des letzten Krieges in Italien war er an ihm bemerkt und scharf getadelt worden. Es war dieß ein so großer Mangel an Entschlossenheit und Thatkraft, daß Königsegg aus zu weit getriebener Vorsicht und Bedächtigkeit fast niemals zu entscheidenden Schritten gelangte. Seine Bewegungen litten an unerträglicher Langsamkeit, und wenn die Lage, in welcher er sich befand, nur irgendwie drohend erschien, so verfiel er, wie sehr er sich auch den Anschein entschlossener Haltung zu geben bestrebte, doch allsogleich in völlige Muthlosigkeit. Der Kaiser selbst, vielleicht gerade weil auch er ein unentschiedener Charakter war, klagte über diese Eigenschaft Königsegg's oft und bitter [25]), und es mag wohl nur der Mangel an einer geeigneteren Persönlichkeit gewesen sein, welcher dessen Wahl zum Unterfeldherrn veranlaßte.

Trotz seines nicht allzu großen Vertrauens auf Königsegg glaubte Karl von dessen Unentschlossenheit doch noch weniger Uebles befürchten zu müssen, als von dem jugendlichen Ungestüm, welchen er bei seinem Schwiegersohne voraussetzte. Er verpflichtete daher den Letzteren, nicht das Geringste ohne die Zustimmung der Mehrheit des Kriegsrathes zu thun, und wenn die Stimmen getheilt wären, der Meinung des Grafen Königsegg zu folgen.

Zu derselben Zeit, in welcher die Frage über die Führung des Heeres gelöst wurde, machten die kaiserlichen Erbländer, obgleich sie durch die beträchtlichen Opfer, welche sie während der letzten Kriegsjahre gebracht hatten, fast erschöpft waren, doch mit gewohnter Hingebung die äußersten Anstrengungen, um Truppen und Geld in erforderlicher Menge aufzubringen [26]). Aber das Heer war durch die Krankheiten, die Desertionen und durch die niedergeschlagene Stimmung, in welche die Ereignisse des verflossenen Jahres es versetzt hatten, dermaßen in Verfall gerathen, daß mancher Einsichtsvolle vorhersagte, man werde zufrieden sein müssen, wenn es gelänge den gegenwärtigen Besitzstand zu behaupten. Das Verlorene wieder zu

gewinnen und neue Eroberungen zu machen, sei zwar ungemein wünschenswerth, aber darum doch durchaus nicht wahrscheinlich.

Dennoch gab es Personen am Wiener Hofe, welche sich zu der entgegengesetzten Anschauungsweise bekannten [27]), und wohl mag auch der Herzog von Lothringen zu ihnen gezählt haben. Sonst wäre er kaum bei seinem ursprünglichen Vorsatze geblieben, den Oberbefehl zu übernehmen. Und wirklich schien ihm wenigstens im Beginne des Feldzuges das Kriegsglück nicht ungünstig zu sein.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni 1738 traf Herzog Franz zu Temeswar bei dem kaiserlichen Heere ein, welches sich nun gegen Mehadia in Bewegung setzte. Am 4. Juli ward es bei Kornia von den Türken mit größter Heftigkeit angegriffen. Anfangs neigte sich die Wagschale zu Gunsten der Feinde; bald aber gelang es, sie in die Flucht zu treiben. Die Türken verließen ihr Lager bei Mehadia und gingen über die Donau zurück.

Die so lang entbehrte Nachricht eines errungenen Erfolges erregte in Wien ein Entzücken, das zu der Größe des gewonnenen Vortheiles in keinem Verhältnisse stand. Man pries die Namen derjenigen, welchen man das glückliche Ergebniß zuschrieb, und erhob sie bis in den Himmel. Briefe vom Heere erzählten, daß Franz von Lothringen sich persönlich der Gefahr ausgesetzt und seine Befehle mit einer Umsicht und Ruhe ertheilt habe, die auch einem alten Soldaten nicht zur Unehre gereicht haben würden [28]). Darum glaubte man in ihm schon einen zweiten Eugen zu sehen, welcher der Monarchie eine starke Schutzwehr sein werde in künftiger Gefahr.

Die Nachricht von einem zweiten, einige Tage später vorgefallenen Treffen, das gleichfalls günstig geendet hatte, steigerte diese Stimmung und mit ihr die Erwartungen, die man von dem Ausgange des Feldzuges hegte. Um so entmuthigender wirkte plötzlich die Kunde, daß dasselbe Heer, welches man in raschem Siegeslaufe vorgedrungen wähnte, den Rückzug angetreten habe. Offen beklagte sich der Herzog, er sei in dem Kriegsrathe überstimmt worden, und mit seiner Meinung, die gewonnenen Vortheile kräftigst auszubeuten, in der Minderheit geblieben [29]). Der Unmuth hierüber und die Einflüsse des ungesunden Clima's zogen ihm wiederholte Fieberanfälle zu. Er begab

ſich nach Ofen, um ſich heilen zu laſſen, und von da nach Wien, ſich mit dem Kaiſer perſönlich zu beſprechen. Erſt in der erſten Hälfte des Monats September traf er wieder bei dem Heere ein, dießmal mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, um mit den Türken, bei welchen man eine große Geneigtheit zum Frieden vorausſetzte, über denſelben zu unterhandeln.

Voll tiefer Betrübniß hatte die Erzherzogin Thereſe den geliebten Gemahl wieder von ſich ſcheiden geſehen, denn mit richtigem Blicke erkannte ſie, daß das Ergebniß ſeiner Reiſe, es mochte um Krieg oder um Frieden ſich handeln, kein zufriedenſtellendes ſein werde [30]). Orſowa war gefallen, das man für uneinnehmbar gehalten hatte, und damit ſteigerten ſich die Anforderungen der Türken immer höher und höher. Die Armee aber befand ſich, nahe an Belgrad gelagert, in einem ſo wenig befriedigenden Zuſtande, daß man in der That nicht darauf hoffen durfte, mit ihrer Hülfe einen Umſchwung der Dinge hervorzubringen. Dennoch meinte der Herzog, man ſollte doch irgend etwas unternehmen; er ſtieß aber damit bei Königsegg und den übrigen Generalen auf unerſchütterlichen Widerſtand. „Es bleibt mir“, ſo ſchreibt er ſchon fünf Tage nach ſeiner Ankunft bei dem Heere an ſeinen Schwiegervater, „nichts übrig zu berichten, als daß es mir unerhört „ſchmerzhaft fällt, nicht im Stande zu ſein, dasjenige zu bewirken, was „man vielleicht geglaubt und gehofft hat, ſondern daß ich im Gegen„theile der Meinung der Generale beifallen muß. Ich bitte Eure „Majeſtät zu bedenken, was ich hiebei für eine Figur mache“ [31]).

„Wie empfindlich mir“, ſagt Franz von Lothringen in einem zweiten Schreiben vom folgenden Tage, „die Lage Eurer Majeſtät iſt, „kann ich wahrhaftig nicht beſchreiben, um ſo viel mehr, als ſich die„ſelbe nicht hat verhindern laſſen“ [32]).

Die tiefe Niedergeſchlagenheit, welche aus dieſen Zeilen ſpricht, und das Gefühl ſchmerzlichſter Enttäuſchung mögen auch auf den Geſundheitszuſtand des Herzogs ſchädlich gewirkt haben; wenigſtens wurde er neuerdings von heftigen Fieberanfällen heimgeſucht, welche ihn bewogen, die Armee, bei der er ohnedieß nichts zu wirken vermochte, wieder zu verlaſſen. Nachdem er wenigſtens die Friedensverhandlungen mit dem Großweſir angeknüpft und ſeine Vollmachten hiezu dem Grafen

Königsegg übertragen hatte, kehrte er nach Wien zurück, hiedurch einen Wunsch erfüllend, den ihm vor seiner Abreise der Kaiser in angelegentlichster Weise an's Herz gelegt hatte.

Die Geburt einer zweiten Tochter, der Erzherzogin Marianne, welche am 6. Oktober 1738 zur Welt kam, ein Ereigniß, das unter anderen Umständen große Freude verursacht hätte, diente unter den obwaltenden Verhältnissen nur dazu, den Kummer zu mehren, mit welchem so viel erlebtes Mißgeschick den Herzog von Lothringen und seine Gemahlin erfüllte. Denn es läßt sich die Sehnsucht nicht beschreiben, mit der man am Kaiserhofe der Geburt eines männlichen Erben entgegen sah. Daß diese Erwartungen wieder getäuscht wurden, empfand man als ein Unglück, ganz geeignet, die Kränkungen noch schmerzlicher fühlbar zu machen, welche die Ereignisse des letzten Feldzuges für den Herzog nach sich zogen. Denn die allgemeine Mißstimmung, die sich allerdings in erster Linie wider den Feldmarschall Königsegg richtete, dehnte sich auch auf Franz von Lothringen aus. Er erhöhte sie dadurch, daß er nicht mit einstimmte in die heftigen Anklagen, welche von allen Seiten gegen Königsegg erschollen, sondern daß er auch dasjenige hervorhob, was zu dessen Gunsten oder wenigstens zu seiner Entschuldigung gesagt werden konnte. So ehrenhaftes Benehmen findet jedoch in Zeiten, in welchen starke Aufregung und daher wenig ruhiges Urtheil herrscht, nur selten gerechte Würdigung, sondern es erregt zumeist noch größere Erbitterung. So geschah es auch jetzt, und sie kehrte sich mit verdoppelter Schärfe gegen den Herzog selbst. Seine persönlichen Eigenschaften wurden der beißendsten Kritik unterzogen; unbedeutende Fehler, welche man an ihm zu bemerken glaubte, zu Verbrechen gestempelt. Man nannte ihn einen Ausländer, der Oesterreich nichts angehe und für dasselbe kein Herz habe; ja es fehlte sogar nicht an einer ungemein thätigen Partei, welche auf den angeblich französischen Ursprung des Prinzen den Nachdruck legte und behauptete, nur ein deutscher Fürst könne dazu berufen sein, nach dem Tode des Kaisers an der Seite einer seiner Töchter in den österreichischen Erbländern nachzufolgen. Man ging so weit, die Versicherung auszustreuen, Karl VI. hege selbst diese Ansicht und er gehe damit um, seine zweite Tochter, die Erzherzogin Marianne,

mit dem Kurprinzen von Baiern zu vermählen und zu ihren Gunsten die Erbfolge in Oesterreich zu ändern.

Der Münchner Hof war natürlicher Weise in hohem Grade beeifert, diese ihm günstige Stimmung zu nähren und zu steigern. Zahlreiche Agenten wirkten in solchem Sinne und immer mehr vergrößerte sich der Anhang des Hauses Baiern in Oesterreich. Besonders stark war derselbe unter dem höheren Adel, insbesondere unter demjenigen Theile desselben, welcher in Oesterreich und Böhmen seine Güter in der Nähe Baierns besaß. Ja selbst von einem der ersten Minister des Kaisers, dem Grafen Gundacker Thomas Starhemberg, früher im engsten Vertrauen des Herzogs von Lothringen und seiner Gemahlin, behauptete man daß er sich jetzt zu Baiern hinneige. Und was die niederen Klassen des Volkes betraf, so wurden auch sie für jene Anschauung mehr und mehr gewonnen. Es kam so weit, daß als die baierischen Truppen aus Ungarn durch Wien nach ihrer Heimath zogen, Stimmen aus dem Volke ihnen zuriefen, ihr Landesherr werde bald auch derjenige Oesterreichs sein.

Sowohl der Kaiser selbst, der niemals einen Augenblick schwankte in seinen Absichten und Plänen zu Gunsten seiner ältesten Tochter, als die Erzherzogin Therese und ihr Gemahl empfanden auf's schmerzlichste das Peinliche einer solchen Lage. Seine Kinder, wie Karl VI. das junge Ehepaar nannte, derselben wenigstens für einige Zeit zu entziehen, konnte dem Kaiser daher nur höchst willkommen sein. Den besten Anlaß hiezu bot die täglich dringender hervortretende Nothwendigkeit, daß Franz von Lothringen sich in Person nach Toscana begebe, von diesem Lande Besitz zu ergreifen, welches ihm schon im Jahre 1737 nach dem am 9. Juli erfolgten Tode des Großherzogs Johann Franz, des letzten Medici zugefallen war.

Längst hatte der Kaiser die Anwesenheit des neuen Landesfürsten in Toscana für wünschenswerth gehalten [33]), und nur durch die Abneigung des Herzogs, Oesterreich für längere Zeit zu verlassen, und durch seine Theilnahme an dem Kriege gegen die Türken war die Reise nach Florenz verzögert worden. Franz von Lothringen hatte die Regierung Toscana's einstweilen der verwitweten Kurfürstin Anna Maria von der Pfalz, Schwester des verstorbenen Großherzogs

übertragen [34]). Nun aber konnte er es nicht länger mehr vermeiden, ſich ſelbſt dorthin zu begeben, um die Huldigung ſeiner neuen Unterthanen entgegen zu nehmen.

Denn in der That waren ſchon Klagen laut geworden, daß der Großherzog, auch im Jahre 1738 wieder dem Feldzuge gegen die Pforte beiwohnend, die Angelegenheiten ſeines eigenen Landes denjenigen Oeſterreichs hintanſetze. Man glaubte darin eine üble Vorbedeutung für das künftige Schickſal Toscana's zu erblicken, welches, bisher ſelbſtſtändig und von einem eingebornen Fürſten regiert, künftighin nur eine weit entfernte und daher ſo ziemlich verwahrloſte Provinz eines fremden Reiches bilden werde. Die Gelder, die bisher für die Hofhaltung des großherzoglichen Hauſes im Lande verausgabt worden, würden nun, ſo klagte man ſchon im voraus, nach Wien ihren Abzug finden, die wichtigſten und einträglichſten Aemter aber mit Fremden beſetzt werden.

Großherzog Franz beeilte ſich dieſe Beſorgniſſe ſo gut als möglich zu beſchwichtigen. Durch den bisherigen toscaniſchen Geſandten in Wien, den Marcheſe Bartolommeo, welchen er zu ſeinem Staatsrathe ernannte, ließ er die Toscaner ſeiner landesväterlichen Sorgfalt verſichern. Sie wurden darauf aufmerkſam gemacht, daß Toscana in der pragmatiſchen Sanktion nicht begriffen ſei, daß es alſo keinen Beſtandtheil der öſterreichiſchen Monarchie bilden könne. Es werde vielmehr, wenn nur erſt die erforderliche männliche Nachkommenſchaft im Hauſe Habsburg-Lothringen vorhanden, für Toscana eine Secundogenitur geſtiftet, in Ermanglung einer ſolchen aber das Land dem Prinzen Karl von Lothringen und ſeinen Nachkommen zufallen. Dadurch werde wie früher ſo auch jetzt wieder ein einheimiſches Fürſtenhaus für Toscana gebildet werden [35]).

Den befriedigenden Eindruck ſolcher Zuſagen noch zu verſtärken und ſich durch perſönliche Anweſenheit im Lande die Neigung der Bewohner desſelben leichter zu gewinnen, trat das großherzogliche Paar am 17. Dezember 1738 die Reiſe nach Florenz an. Ueber Klagenfurt und Trient, wo der Fürſtbiſchof Graf Dominik Thun durch feierlichen Empfang ſeine erprobte Anhänglichkeit [36]) an das Haus Oeſterreich neuerdings zu bethätigen ſtrebte, langten der Groß-

herzog und ſeine Gemahlin am 28. Dezember zu Dolce, der erſten Ortſchaft auf venetianiſchem Gebiete an. Hier empfing ſie der Podeſta von Verona, Peter Barbarigo, und geleitete ſie nach dem Landhauſe des Scipio Buri, wo ſie eine vierzehntägige Quarantäne zu beſtehen hatten[37]). Am 20. Jänner 1739, alſo nach einer länger als einen Monat dauernden Reiſe hielten Franz von Lothringen und ſeine Gemahlin ihren feierlichen Einzug in die Hauptſtadt Toscana's.

Unverzüglich ging der Großherzog daran, einige Einrichtungen zu treffen, welche ihm geeignet ſchienen, das materielle Wohl des Landes zu fördern. Die wichtigſte derſelben beſtand in dem Verbote der Einfuhr von Wollwaaren, eine Maßregel durch welche das Gedeihen der einheimiſchen Fabriken ſichergeſtellt werden ſollte.

Um ſich bei ſeinen Unterthanen beliebt zu machen, ſtiftete Franz von Lothringen zu Gunſten des Adels eine Ritterakademie, wie eine ſolche zu Luneville beſtanden hatte; zum Vortheile der niederen Volksklaſſen aber wurde der Zinsfuß der Leihbanken auf drei vom Hundert herabgeſetzt.

Des Großherzogs vornehmſte Sorge beſtand jedoch in der Zuſammenſetzung der Behörden, welchen während ſeiner Abweſenheit die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes anvertraut werden ſollte. Ein Regierungsrath, ein Kriegsrath und ein Finanzrath wurden gebildet, deren Mitglieder Staatsräthe hießen und deren Geſchäftskreis noch durch genauere Beſtimmungen abgegrenzt ward.

Nach einem Aufenthalte von etwas mehr als drei Monaten, am 27. April 1739 traten Franz und Maria Thereſia die Rückreiſe nach Wien an. Von Mailand aus, wo ſie am 5. Mai eintrafen, beſuchte der Großherzog ſeinen Schwager, den König Karl Emanuel III. in Turin, während die Erzherzogin in Mailand zurückblieb. Zu Innsbruck ſahen ſich die Letztere und ihre Schwiegermutter, die verwittwete Herzogin von Lothringen, welche zu dieſem Ende mit ihrer Tochter, der Prinzeſſin Charlotte von ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte Commercy dorthin gekommen war, zum erſten Male. Sie verlebten daſelbſt eine Woche mit einander; dann kehrte die verwittwete Herzogin nach Lothringen, Großherzog Franz aber mit ſeiner Gemahlin nach Wien zurück.

Der Großherzog hatte es für seine Pflicht gehalten, auch für den bevorstehenden Feldzug sich dem Kaiser zum Kriegsdienste gegen die Türken anzubieten. Karl lehnte jedoch diesen Antrag ab. Einerseits konnte er es wohl nicht als wünschenswerth ansehen, daß die traurigen Erfahrungen der beiden vergangenen Jahre sich noch einmal wiederholten, und andererseits fürchtete er in der That nichts mehr als das Leben oder wenigstens die Gesundheit seines Schwiegersohnes irgend einer Gefahr auszusetzen, welche in Folge der ansteckenden Krankheiten, die damals in Ungarn herrschten, in nicht geringem Maße vorhanden war. Denn was man dem Kaiser auch von den verschiedensten Seiten her gegen den Großherzog beizubringen, und so eifrig man das Ansehen des Letzteren bei seinem Schwiegervater zu untergraben suchte, darüber konnte Karl sich keinen Augenblick täuschen, daß das häusliche Glück seiner Tochter an der Seite des Gemahls, den er ihr gegeben, vollständig gesichert war. Er erkannte solches auch gerne an und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieser Ueberzeugung dem Großherzoge gegenüber in wahrhaft väterlicher Weise Ausdruck zu verleihen [38]).

Wie in kürzester Frist die Ereignisse bewiesen, hatte Karl wirklich im Interesse des Großherzogs gehandelt, als er demselben die Erlaubniß verweigerte, sich zu dem Heere zu begeben, welches gegen die Ungläubigen im Felde stand. Feldmarschall Graf Olivier Wallis befehligte dasselbe, ein rauher, unverträglicher, verhaßter Mann, dessen kriegerischer Erfahrung und militärischen Kenntnissen jedoch selbst seine Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten. Aber auch er war unglücklich in dem Kampfe gegen die Türken, und zwar wo möglich in noch höherem Grade als seine Vorgänger. Bei Krotzka geschlagen, ging er nach Belgrad und von da über die Donau bis Szlankament zurück. Belgrad wurde von den Türken umlagert.

Diese unheilvollen Nachrichten und die gänzlich entmuthigenden Berichte des Grafen Wallis versetzten den Wiener Hof in Angst und Schrecken. Die Minister schoben sich gegenseitig die Schuld zu, daß man den Krieg angefangen habe, und vermehrten durch ihre Uneinigkeit die allgemeine Verwirrung. Großherzog Franz wurde durch eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kurfürsten von Baiern und

durch das Gerücht, daß man dem Letzteren als äußerſtes Rettungsmittel den Oberbefehl zu übertragen beabſichtige, lebhaft beunruhigt. Nur der Kaiſer ſelbſt zeigte noch einige Feſtigkeit. Er entzog dem Grafen Wallis die Vollmacht, welche er ihm, durch deſſen verzweifelte Berichte gedrängt, ertheilt hatte, für den Fall als Alles verloren ſein ſollte, den Frieden ſelbſt mit der Abtretung Belgrad's zu erkaufen. Feldzeugmeiſter Graf Neipperg wurde ermächtigt die Verhandlungen mit der Pforte zu führen.

Dieſer Schritt erwies ſich bald als der unglücklichſte, welcher von Seite des Kaiſers hätte geſchehen können. Neipperg, wohl unter dem Eindrucke der allgemeinen Niedergeſchlagenheit und der Sehnſucht nach dem Frieden, welche in Wien herrſchte, eilte geraden Weges nach dem türkiſchen Lager und ſchloß nach kurzer Verhandlung die Friedenspräliminarien ab, durch welche mit Ausnahme von Temeswar alles dasjenige, was durch den Paſſarowitzer Vertrag gewonnen worden, Belgrad mit inbegriffen, an die Pforte zurückfiel. Zur Sicherſtellung derſelben wurde ein Thor von Belgrad allſogleich den Janitſcharen eingeräumt.

Dieſe letztere Beſtimmung war deßhalb ſo verhängnißvoll, weil ſie es dem Kaiſer unmöglich machte, Belgrad nicht aufzugeben und die Ratifikation eines ſo ſchimpflichen Vertrages zu verweigern [39]). Nur mit tiefem Schmerze fügte er ſich in das Unvermeidliche. Rückhaltslos erklärte er jedoch, wie ſehr er das Benehmen der Grafen Wallis und Neipperg mißbillige. Und um die ganze Welt davon zu überzeugen, daß ſowohl die Art der Kriegführung des Grafen Wallis, als diejenige, in welcher Neipperg die Verhandlungen gepflogen, ſeinem Willen geradezu entgegengeſetzt geweſen ſei, ihr Verſchulden ſomit nicht ſtraflos bleiben dürfe, ließ der Kaiſer die beiden Generale verhaften und den Erſteren nach dem Spielberg bei Brünn, den Zweiten nach Glatz auf die Feſtung bringen.

Es iſt wohl geſagt worden, Neipperg ſei zu dem übereilten Abſchluſſe der Friedenspräliminarien durch geheime Inſtructionen vermocht worden, welche ihm der Großherzog von Toscana und ſeine Gemahlin ertheilt hätten. Der ſichtliche Verfall des Geſundheitszuſtandes des Kaiſers und die Beſorgniß, nach ſeinem Tode werde

Frankreich einen Kampf über die Erbfolge in Oeſterreich herbeiführen, werden als die Beweggründe eines ſolchen Schrittes bezeichnet. Dieſe Behauptung erweiſet ſich jedoch bei näherer Betrachtung als vollkommen ungegründet [40]). Das aber iſt unläugbar, daß die nahe Betheiligung eines Mannes wie Neipperg, welcher ſeit Jahren mit Franz von Lothringen in vertrauter Verbindung geſtanden hatte, an jenen unglücklichen Ereigniſſen weſentlich dazu beitrug, die Stellung des Großherzogs am Kaiſerhofe und in Oeſterreich überhaupt noch unerquicklicher zu geſtalten. Zwar verblieb er nach wie vor an der Spitze der geheimen Conferenz und widmete ſich mit Eifer der Beſorgung der Geſchäfte, welche dort vorkamen. Aber auf die Entſcheidung derſelben hatte er doch nur geringen Einfluß, und was von noch größerer Wichtigkeit war als dieß, außerhalb der eigentlichen Hofkreiſe, im Volke ſelbſt ſuchte man den Reſt von Anſehen zu untergraben, welchen er dort vielleicht noch beſaß. Jeder Unglücksfall, der ſich ereignete, jedes Leiden, das man zu erdulden hatte, legte man ihm zur Laſt, und nicht nur in Wien ſelbſt, weit mehr noch in den Provinzen wurde dieſe Stimmung hauptſächlich von Baiern aus nicht ohne Erfolg geſchürt. „Unſere einzige Hoffnung“, ſagt einer der treueſten Anhänger des Großherzogs, „beruht auf der Geburt „eines Prinzen, und man darf erwarten, daß die Lage der Dinge ſich „ändern wird, wenn das Volk einmal einen ſolchen Gegenſtand ſeiner „Anhänglichkeit wirklich beſitzt“ [41]).

Am 12. Jänner 1740 brachte die Großherzogin von Toscana neuerdings eine Prinzeſſin, die Erzherzogin Marie Caroline zur Welt. Wieder waren die ſehnlichſten Hoffnungen getäuſcht worden, und es läßt auf den Grad der vorhandenen Mißſtimmung wider das großherzogliche Paar ſchließen, wenn man ſieht wie ſogar ein ſolches Ereigniß zu einem wenn gleich thörichten Vorwurfe gegen dasſelbe mißbraucht ward. Man behauptete, aus dieſer Ehe ſeien auch fürder, wie es bisher der Fall geweſen, nur Töchter zu erwarten, und man gewöhnte ſich mehr und mehr daran ſeine Blicke fortan nach Baiern zu richten.

Ein Mittel hätte allerdings in der Macht des Kaiſers gelegen, die Stellung ſeines Schwiegerſohnes in Deutſchland und Oeſterreich weſentlich zu befeſtigen und die Ausſichten eines Nebenbuhlers, wenn nicht völlig zu vernichten, ſo doch empfindlich zu ſchmälern. Dasſelbe

bestand darin, daß Karl noch bei seinen Lebzeiten die Wahl des Großherzogs von Toscana zum römischen Könige veranlaßt und dadurch dessen Nachfolge auf dem Kaiserthrone unwiderruflich sichergestellt hätte.

Karl konnte es niemals über sich gewinnen, sich zu einem so entscheidenden Schritte zu entschließen. Der Hauptgrund, der ihn davon abhielt, ist darin zu suchen, daß er nie die Hoffnung aufgab, selbst noch männliche Nachkommenschaft zu erhalten. Er hatte zu der Zeit von welcher jetzt die Rede ist, die fünfzig Lebensjahre nur wenig überschritten, und wenn es bei dem Alter der Kaiserin und mehr noch bei ihrer äußerst geschwächten Gesundheit auch nicht denkbar war, daß sie selbst noch Kinder zur Welt bringen würde, so bot doch gerade ihre fortgesetzte Kränklichkeit der Möglichkeit Raum, daß dem Kaiser in einem zweiten Ehebündnisse der sehnlichst erwartete männliche Erbe geboren werden könnte.

Aber auch dann noch, wenn Karl mehr in den Jahren vorgerückt und die Aussicht auf eigene männliche Nachkommenschaft verschwunden wäre, werde er sich, so glaubte man annehmen zu dürfen, vielleicht eher entschließen, den noch zu erwartenden ältesten Sohn seiner Tochter Therese, als deren Gemahl zum römischen Könige erwählen zu lassen. Denn hinsichtlich des Ersteren meinte man auf geringeren Widerstand bei den deutschen Fürsten zu stoßen, als man in Bezug auf den Letzteren besorgte, welchen doch Viele, insbesondere seit er Lothringen verloren, als einen Fremdling ansahen im deutschen Reiche. Dem stand jedoch wieder entgegen, daß der Kaiser, welcher seine älteste Tochter mit wahrer Zärtlichkeit liebte, sie gern des hohen Ranges theilhaft gemacht hätte, den sie nur durch die dereinstige Erhebung ihres Gemahls auf den Kaiserthron zu erlangen vermochte [42]).

Zwischen so widerstreitenden Absichten und Plauen und in der dadurch herbeigeführten Ungewißheit bewegte man sich damals am Wiener Hofe, und des Kaisers Bestrebungen richteten sich hauptsächlich darauf, vorerst die Wunden zu heilen, welche durch fünf unglückliche Feldzüge seinen Ländern geschlagen worden waren [43]). Es sollte ihm jedoch nicht mehr vergönnt sein, das Ziel dieser Bemühungen erreicht zu sehen. Längst schon hatte er ein banges Vorgefühl seines nahen Endes, und seit den traurigen Ereignissen in Süd-Ungarn und dem

Belgrader Frieden beunruhigten düstere Ahnungen seine Brust. „Dieß „Jahr nimmt", so schrieb er in der Nacht des 30. September 1739 seinem Freunde Bartenstein, „dieß Jahr nimmt viele Jahre meines „Lebens weg, an welchen jedoch nur wenig gelegen ist. Gottes Wille „geschehe! Er gebe mir die Kraft es zu ertragen, damit ich dadurch „meine großen Sünden abbüße, und wo ich gefehlt, es mir zur „Besserung und Warnung dienen lasse" [44]).

Was in seiner Familie sich zutrug, diente nur dazu, den Kummer noch zu vermehren, der Karl's Seele erfüllte. Auch er empfand die Geburt seiner dritten Enkelin wie ein schweres Unglück, das seinem Hause widerfuhr. In die schmerzlichste Klage brach er aus, daß es ihm nie mehr vergönnt sein werde, einen männlichen Sprößling seines Stammes zu schauen, und jeder Trostgrund, den man ihm zu bieten suchte, verfehlte auch nur den geringsten Eindruck auf ihn hervorzubringen [45]). Der am 6. Juni 1740 erfolgte plötzliche Tod seiner ältesten Enkelin, die er besonders liebte, beugte den Kaiser noch tiefer, ohne daß er jedoch selbst erkrankt wäre oder es unterlassen hätte, seinen langjährigen Gewohnheiten nachzugehen.

So hatte er auch den Frühling des Jahres 1740 wieder in Laxenburg, den Hochsommer aber in seinem Lustschlosse Favorita, dem jetzigen Theresianum verlebt. In den ersten Tagen des Monates Oktober begab er sich wie fast jedes Jahr in Begleitung der Kaiserin und seiner beiden Töchter nach Halbthurn, einem in Ungarn unfern der österreichischen Grenze gelegenen Schlosse, um sich dort seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd zu widmen. An einer Erkältung, die er sich zuzog, erkrankt, kehrte er früher als er beabsichtigt hatte, nach Wien zurück. Ein heftiges, sich oftmals wiederholendes Erbrechen, das ihn während der Reise befiel, erfüllte seine Umgebung mit größter Besorgniß. Zwar trat ein Augenblick der Erleichterung ein, und der Kaiser benützte denselben um seine älteste Tochter zu sehen, deren Zustand der Schwangerschaft gerade damals die größte Schonung erheischte. Als jedoch die Erzherzogin bei ihrem Vater eintrat, fand sie dessen Züge durch die Krankheit in so erschreckendem Maße entstellt, daß ihr die Kniee den Dienst versagten und sie nur mit Mühe zu einem Stuhle gelangen konnte.

Das rührende Zweigespräch, das sich nun entspann, wurde vielfach von dem Schluchzen Beider unterbrochen. Es endete damit, daß der Kaiser, das Kommende ahnend, seiner Tochter zum letzten Abschiede den Segen ertheilte [46]). Sein Vorgefühl erwies sich nur allzubald als begründet. Das Erbrechen kehrte von neuem und mit immer größerer Gewalt zurück. Am frühesten Morgen des 18. Oktober wurde der Kaiser mit den Sterbesacramenten versehen, und wenige Stunden darauf machte er sein Testament, welches nebst einer allgemein lautenden Bestätigung der pragmatischen Sanktion nur noch einige Verfügungen über sein Privatvermögen und den künftigen Unterhalt der Kaiserin, sowie eine Aufforderung an den Grafen Gundacker Starhemberg enthielt, ihr fortan mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ruhigen und ergebenen Gemüthes sah Karl nun seiner Auflösung entgegen. Demüthig füge er sich, so sagte er dem päpstlichen Nuntius, dem Willen des Allerhöchsten [47]). Er berief seine Minister, ertheilte ihnen seine letzten Weisungen, und dankte insbesondere dem Grafen Gundacker Starhemberg für dessen lange und treue Dienste. Von der Kaiserin, die trotz eigenen schweren Leidens nicht von seinem Krankenlager wich, nahm er den zärtlichsten Abschied. Seine jüngere Tochter segnete er und ertheilte ihr väterliche Ermahnungen. Auch der Erzherzogin Therese, welche man das Sterbezimmer ihres Vaters nicht mehr betreten ließ, gab er nochmals seinen Segen, sich gegen die Gemächer wendend, die sie bewohnte. Dem Prinzen Karl von Lothringen, der weinend an seinem Bette stand, sagte er: „Klage nicht, obwohl du einen treuen Freund verlierst“. Mit seinem Schwiegersohne, dem Großherzoge von Toscana, besprach er sich zwei Stunden hindurch ohne Zeugen. Nachdem er noch von seiner Schwester, der Erzherzogin Magdalene Abschied genommen, schwanden sichtlich seine Kräfte, und am 20. Oktober 1740 um zwei Uhr Morgens gab Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sprößling des Hauses Habsburg seinen Geist auf.

Der Kaiser war damals erst seit wenig Tagen in sein sechs und fünfzigstes Lebensjahr getreten. Nachdem seine letzte Krankheit, wie der venetianische Botschafter Zeno versichert, auch seine erste gewesen, so ist es leicht zu begreifen, daß man jenes folgenschwere Ereigniß

wenigſtens in dem Augenblicke noch nicht erwartet hatte, in welchem es eintrat. Nur Wenige ahnten daß Karl, der die unglücklichen Ereigniſſe ſeiner letzten Regierungsjahre anſcheinend mit ſo ruhiger Gelaſſenheit ertragen hatte, davon ſo tief und ſchmerzlich berührt worden war, daß ſeine ſonſt ſo kräftige Geſundheit ſchwer dadurch litt und er der erſten Krankheit, die ihn befiel, auch zum Opfer wurde[48]). Des Kaiſers ſtarke und rüſtige Körperbeſchaffenheit hatte vielmehr eine ungleich längere Lebensdauer um ſo eher vorausſetzen laſſen, als er durch ſtete Bewegung auf der Jagd und zu Pferde ſeine Geſundheit fortwährend kräftigte. Die unabläſſige Uebung hatte ihn zu einem ausgezeichneten Schützen und trefflichen Reiter gemacht; ſonſt liebte er vorzugsweiſe die Muſik und componirte ſelbſt eine Oper, welche mit großer Pracht in dem kaiſerlichen Hoftheater aufgeführt wurde. Auch den übrigen Künſten und den Wiſſenſchaften war er in hohem Grade zugethan; die Hauptſtadt verdankt ihm eine Reihe ihrer ſchönſten Bauten, und die Hofbibliothek nicht nur das prächtige Gebäude, in welchem ſie ſich noch jetzt befindet, ſondern auch höchſt anſehnliche Bereicherungen ihrer Schätze, insbeſondere durch die ungemein werthvolle Bücherſammlung des Prinzen Eugen, welche der Kaiſer von der Nichte und Erbin Eugen's, der Prinzeſſin Victoria von Savoyen kaufte.

Der Charakter Karl's VI. zeigt in Vielem eine eigenthümliche Miſchung widerſtreitender Elemente. Im Allgemeinen von ernſtem, zurückhaltendem Weſen, welches ihm den Anſchein von Hochmuth verlieh, war er bei näherem Verkehre und insbeſondere gegen ſeine eigentliche Umgebung von gewinnendſter Vertraulichkeit. Bei viel geiſtigem Scharfſinn fehlte es ihm an jenem weit ſchauenden Blicke, welcher allein den bedeutenden Staatsmann, den großen Regenten ausmacht. Obwohl im Einzelnen unſchlüſſig und nur ſchwer zu einer Entſcheidung zu bewegen, hielt er doch im Ganzen an ſeinen Abſichten und Plänen mit einer Ausdauer feſt, die eines beſſeren Loſes würdig geweſen wäre. Daß er allein in einer Zeit, in welcher es als Thorheit verlacht wurde, Treue und Glauben zu achten, ein Sclave war ſeines gegebenen Wortes, gereicht ihm gewiß zur Ehre. Daß er jedoch trotz täglicher Erfahrung des Gegentheiles Gleiches auch bei Anderen

vorausſetzte, daß er mit den unglaublichſten Opfern Verſprechungen erkaufte, von denen außer ihm ſelbſt Jeder vorherſah[49]), daß ſie im geeigneten Augenblicke alsbald gebrochen werden würden, dadurch machte er ſich einer großen politiſchen Kurzſichtigkeit, des verhängnißvollſten Fehlers ſchuldig. Hierin iſt hauptſächlich die Urſache des wahrhaft verzweifelten Zuſtandes zu ſuchen, in welchem das Erbe des Hauſes Oeſterreich auf Maria Thereſia überging.

Drittes Capitel.

Wer es unternimmt, die Lage zu ſchildern, in welcher ſich Oeſterreich befand als Maria Thereſia die Erbſchaft ihres Vaters antrat, muß vorerſt auf die materiellen Zuſtände der einzelnen Provinzen und die der Monarchie hieraus erwachſenden Hülfsquellen, er muß ferner auf die Stimmung, von der die Bewohner jener Länder damals erfüllt waren, wenigſtens einen flüchtigen Blick werfen. Dann wird er auf die hervorragendſten Männer im Rathe und im Heere ſeine Aufmerkſamkeit zu richten und zu unterſuchen haben, welcher Grad der Unterſtützung ſich von denſelben erwarten ließ. Endlich werden die Verhältniſſe zu den auswärtigen Mächten in Betracht kommen, um zu ſehen ob man ſich Gutes oder Schlimmes von ihnen zu verſprechen hatte.

Schon früher iſt der bedauerliche Zuſtand angedeutet worden, in welchen die Provinzen Oeſterreichs während der letzten Regierungsjahre Karl's VI. gerathen waren. Einen ſehr beträchtlichen Theil ſeines Ländergebietes, das Königreich Neapel, aus welchem höchſt bedeutende Summen nach Wien gefloſſen waren, Sicilien, die reichen lombardiſchen Grenzdiſtrikte, Belgrad ſammt einem Theile Serbiens und der Walachei hatte er ganz verloren, dasjenige was ihm übrig blieb, war durch die Ueberlaſtung mit Steuern, durch Herbeiſchaffung einer ungeheuren Menge von Kriegsbedürfniſſen derart ausgeſogen, daß die Einkünfte des Staatsſchatzes, welche vor den letzten unglücklichen Kriegen auf nahezu vierzig Millionen angeſchlagen wurden, jetzt kaum mehr die Hälfte dieſer Summe betrugen. Mit einer ſo

weſentlich verringerten Einnahme mußte aber eine weit größere Ausgabe beſtritten werden, indem die Schuldenlaſt zu einer bedenklichen Höhe angewachſen war und die Bezahlung der Zinſen allein ſchon bedeutende Summen erforderte. Auf eine baldige Vermehrung des Staatseinkommens aber konnte ſchon gar nicht gehofft werden. Denn die deutſchen Erbländer waren durch die außerordentlichen Opfer, welche ſie, um die Fortführung des Krieges möglich zu machen, mit Bereitwilligkeit gebracht hatten, völlig erſchöpft. Ungarn aber ſah ſich in Folge ſeiner großen Entvölkerung, welche durch die Türkenherrſchaft, durch die Gräuel der Kriege gegen die Ungläubigen und die zahlreichen Aufſtände im Lande, dann durch verheerende Seuchen herbeigeführt worden, endlich wohl auch wegen der geringen Befähigung des magyariſchen Volksſtammes, für den Flor des eigenen Landes Ausgiebiges zu vollbringen, noch immer in einer nur wenig günſtigeren Lage als es ſich zur Zeit des Szathmarer und des Paſſarowitzer Friedens befunden hatte.

Es war zunächſt eine Folge des zerrütteten Zuſtandes der Finanzen, daß man nach Abſchluß des Belgrader Friedens, ſtatt allſogleich an die Ausfüllung der empfindlichen Lücken zu ſchreiten, welche die unglücklichen Feldzüge gegen die Pforte in dem kaiſerlichen Heere geriſſen hatten, die Anzahl desſelben noch mehr vermindern mußte. Statt der 160,000 Mann, auf welche ſich die ganze Armee, zu drei Viertheilen Fußvolk und zu einem Viertheil Reiterei, hätte belaufen ſollen, betrug dieſelbe nicht viel mehr als die Hälfte. Dieſe Streitmacht aber war durch die weit ausgedehnten öſterreichiſchen Länder, von der ſiebenbürgiſchen Grenze bis nach Brüſſel und Oſtende, von Schleſien und Böhmen bis Parma und Toscana zerſtreut. Und was das Bedauerlichſte war, die Truppen ſelbſt befanden ſich noch unter der Nachwirkung der erduldeten Beſchwerden und Unglücksfälle. Der Kern des Heeres, das deutſche Fußvolk, war in den vergangenen Feldzügen weniger durch das Schwert der Feinde als durch Krankheiten und Entbehrungen zu Grunde gerichtet worden. Auch die Reiterei befand ſich in einem nicht viel beſſeren Zuſtande. Der Hauptnachtheil beſtand jedoch darin, daß die unglücklichen Kriege der letzten Zeit das Vertrauen der Soldaten auf ihre Führer vollſtändig ver-

nichtet und damit den kriegerischen Geist untergraben hatten, welcher ein so mächtiger Hebel ist zu glücklicher Vollbringung militärischer Unternehmungen.

Die Armee neuerdings in den Zustand ihrer früheren Kriegstüchtigkeit zu versetzen, dazu waren auch die sonstigen Einrichtungen im österreichischen Militärwesen keineswegs angethan. Die Verlegung der Regimenter, insbesondere der Reiterei, auf das flache Land, wobei sie über so weite Strecken vertheilt wurden, daß in die einzelnen Dörfer nur zwei oder drei Mann zu liegen kamen, schwächte das Gefühl der Gemeinsamkeit des Standes unter den Soldaten, und legte sowohl der Ausbildung des Einzelnen als der gemeinschaftlichen Uebung größerer Abtheilungen schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg. Noch fühlbarer war — bei dem Mangel eines für alle Truppenkörper geltenden Reglements — die Verschiedenartigkeit in der Führung der Regimenter, von welchen vielleicht nicht zwei ihre Evolutionen in gleicher Weise vornahmen. Außerdem litt die Führung der Truppen unter der Art und Weise, in welcher die höheren Stellen im Heere vergeben wurden. Trotz oft wiederholter Edikte und einzelner strenger Maßregeln war es doch niemals gelungen, den so verderblichen Handel mit den Officiersposten völlig zu unterdrücken, und eben so schädlich wirkte die stete Bevorzugung, welche unerfahrne junge Leute aus dem höheren Adel vor braven, altgedienten Officieren genossen. Hiedurch wurden Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit unter den Subalternofficieren, sonst der kräftigsten Stütze der Heere, verbreitet. Unlust zum Dienste und Vernachlässigung desselben waren die Folgen davon, und sie machten sich um so fühlbarer, als jene Bevorzugten noch überdieß einen großen Theil des Jahres fern von ihren Regimentern, auf ihren Gütern, in der Hauptstadt oder auf Reisen verlebten.

Sowie das Militärwesen im Allgemeinen, so befanden sich auch dessen einzelne Zweige, die Artillerie, der Pferdestand, insbesondere aber die Festungen in großer Verwahrlosung. Durch die tägliche Beobachtung des gänzlichen Verfalles der Vertheidigungskraft des Reiches gewann auch die tiefe Verstimmung, in der sich ihrer an und für sich so gedrückten Lage wegen die übrige Bevölkerung befand, nur neue Nahrung. Was insbesondere die Ungarn betraf, so klagten sie fort-

während über das Mißtrauen, welches man gegen sie am Kaiserhofe hege. Trotz der Annahme der pragmatischen Sanktion, wodurch sie ihre Loyalität klar an den Tag gelegt hätten, behandle man sie von Wien aus so, als ob man von ihnen täglich einen Aufstand befürchte. Deßhalb überlaste man das Land mit Einquartierung kaiserlicher Truppen, und lege ihm damit Opfer auf, die es nicht zu tragen vermöge.

Es fiel den Mitgliedern des Ministeriums nicht schwer, gegen diese Behauptungen noch besser begründete Einwendungen vorzubringen. Ihnen waren ja am genauesten die Verbindungen bekannt, welche von der Türkei aus Franz Rakoczy bis 1735, seinem Todesjahre, und hierauf sein Sohn Joseph und dessen Anhänger fortwährend mit Ungarn unterhielten. Hatte sich doch erst vor wenig Jahren einer der Agenten Rakoczy's in Polen laut gerühmt, daß selbst kaiserliche Generale und Officiere in geheimer Correspondenz mit Rakoczy ständen, eine Beschuldigung welche freilich von dem Prinzen Eugen als durchaus nicht begründet zurückgewiesen wurde [1]). Und war nicht erst im Jahre 1735 in der Bekeser und Arader Gespanschaft ein Aufruhr ausgebrochen, an welchem gegen sieben tausend Bewaffnete Antheil nahmen? Nur durch entschlossenes Auftreten und in offenem Kampfe gelang es, die Rebellion niederzuschlagen, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch jene Gegenden in Schrecken versetzt hatte.

Wenn es auch in den deutsch-österreichischen Ländern nirgends zum Aufstande kam, so herrschte dort nicht weniger eine sehr bedenkliche Stimmung. Nichts erbittert leichter und in höherem Grade, als wenn empfindliche Opfer fruchtlos gebracht werden. So versöhnend und aufrichtend der günstige Erfolg, so verletzend und niederschlagend wirkt auf die große Menge das Mißgeschick, das sie erleidet. Gleiches war auch in den deutsch-österreichischen Provinzen der Fall, und eine gesteigerte Gefahr lag darin, daß der zahlreichste Theil der Bevölkerung nicht von der eigenen Regierung, nicht von der eigenen Kraftanstrengung Rettung erwartete aus der Bedrängniß, in der man sich befand, sondern auf einen fremden Landesherrn, auf den Kurfürsten von Baiern Hülfe suchend die Augen warf.

Insbesondere war dieß von Seite der niederen Klassen und des Mittelstandes, wenn von einem solchen damals in Oesterreich die

Rede ſein konnte, der Fall, während der höhere Adel die tadelnswertheſte Abgeſtumpftheit zur Schau trug. Man würde der geſchichtlichen Wahrheit ihr Recht verweigern, wenn man dieß in Abrede zu ſtellen verſuchen wollte. „Inmitten der allgemeinen Betrübniß", ſagt der britiſche Geſchichtſchreiber des Hauſes Habsburg, auf die gleichzeitigen Berichte des damaligen engliſchen Geſandten am Wiener Hofe ſich ſtützend, „legten die hochfahrenden Magnaten von Oeſterreich und „Ungarn eine gewiſſe Sorgloſigkeit an den Tag. Es ſchien ihnen „gleichgültig zu ſein, wer künftig ihr Beherrſcher ſein werde. So „glichen ſie ganz jenen entarteten Römern zur Zeit des Verfalles der „Republik, welche unberührt waren von dem Schickſale ihres Vater„landes, wenn ſie nur ihre Landhäuſer und ihre Fiſchteiche behielten" [2]).

Dieſe Haltung des öſterreichiſchen Adels iſt um ſo mehr zu verdammen, als der weitaus größte Theil desſelben, wenigſtens in den deutſchen Erbländern, nur dem Kaiſerhauſe Rang, Anſehen und Güter verdankte. Mehr noch als dieß auch bei anderen Fürſten der Fall war, haben die Herrſcher aus dem Hauſe Oeſterreich daran feſtgehalten, nur Männern von vornehmer Geburt nicht allein alle bedeutenderen Stellen am Hofe, ſondern auch die hervorragenderen Aemter in der Staatsverwaltung zu verleihen. Und die Bevorzugten ſelbſt fanden ſo ſehr ihren Vortheil in der ſteten Beobachtung dieſes Grundſatzes, daß ſie die Monarchen immer mehr und mehr in demſelben zu beſtärken ſich bemühten. Denn der Gewinn, den ſie davon zogen, muß in der That ein außerordentlicher genannt werden. Mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen, welche in manchen Fällen an Verſchwendung grenzte, vertheilten die Fürſten aus dem Hauſe Oeſterreich, insbeſondere Maria Thereſia's drei unmittelbare Vorgänger, Leopold I., Joſeph I. und Karl VI. Titel, Geld und Güter an ihre Umgebung. So wenig wußten ſie darin Maß zu halten, daß das Erbübel des öſterreichiſchen Staates, ſeine Finanzverlegenheiten, in den vergangenen Jahrhunderten zum großen Theile dieſer nicht glücklich angebrachten Großmuth zugeſchrieben werden muß. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß diejenigen, welchen ſo reiche Gunſtbezeigungen zu Theil geworden, ſich im entſcheidenden Augenblicke nicht wenigſtens durch die Tugend der Dankbarkeit derſelben würdig erwieſen.

Eine kaum kräftigere Stütze als dieſe entweder theilnahmsloſe, oder ſchwankende, oder abgeneigte Bevölkerung boten der Erbin Karl's VI. die Männer dar, deren Händen zur Zeit des Todes des Kaiſers die Leitung der Regierungsgeſchäfte anvertraut war.

Den erſten Platz unter ihnen nahm damals dem Range nach der Oberſte Hofkanzler Graf Philipp Ludwig von Sinzendorff ein. Er war der zweitgeborne Sohn jenes Georg Ludwig Sinzendorff, welcher als Präſident der Hofkammer unter Leopold I. durch die coloſſalen Veruntreuungen, die er an dem Staatsſchatze beging, ſogar die Langmuth dieſes Kaiſers wenigſtens in ſo weit erſchöpfte, daß er zu immerwährender Gefangenſchaft verurtheilt und dann zur Verbannung nach ſeinen Gütern begnadigt wurde. Der junge Sinzendorff beabſichtigte Anfangs ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Nach dem Tode ſeines älteren Bruders, welcher im Jahre 1687 gegen die Türken blieb, dachte Sinzendorff, damals ſechzehn Jahre alt, in die militäriſche Laufbahn zu treten. Nachdem er einige Feldzüge mitgemacht hatte, ging er in den Civildienſt über, und es ſcheint faſt, als ob Kaiſer Leopold an dem Sohne gutmachen wollte, daß er den Vater habe beſtrafen müſſen, ſo groß war die Förderung die er ihm überall zu Theil werden ließ. Wie im Fluge durcheilte Sinzendorff die niederen Stufen des Dienſtes und er hatte noch nicht das dreißigſte Jahr erreicht als er den Kaiſer ſchon am Hofe von Verſailles repräſentirte. Nach dem Ausbruche des ſpaniſchen Succeſſionskrieges aus Frankreich zurückberufen, wurde Sinzendorff von nun an ununterbrochen in den wichtigſten Staatsgeſchäften verwendet. Nach der Einnahme Landau's, wohin er den damaligen römiſchen König Joſeph begleitet hatte, ſetzte Sinzendorff zu Limburg und Lüttich kaiſerliche Regierungsbehörden ein und unterzeichnete im Jahre 1704 den Vertrag wegen der Räumung Baierns. Zum Hofkanzler ernannt, führte er die fruchtlos gebliebenen Unterhandlungen mit den ungariſchen Inſurgenten zu Tyrnau. Dann ging er als Bevollmächtigter des Kaiſers nach dem Haag und nahm hervorragenden Antheil an den Verhandlungen, welche zwiſchen den Verbündeten unter ſich und mit Frankreich gepflogen wurden. Nach Wien zurückgekehrt, trat er immer mehr und mehr in die Stellung eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten ein, wurde zur

Würde des Oberſten Hofkanzlers erhoben und war eine Zeit lang, von Eugen's Tode bis zum Eintritte des Herzogs Franz von Lothringen in die geheime Conferenz, Vorſitzender derſelben.

Es iſt leicht einzuſehen, daß bei einer ſo unabläſſigen, einen Zeitraum von vierzig Jahren umfaſſenden Betheiligung an den wichtigſten Angelegenheiten des Staates jeder Mann von einiger Begabung, wenn dieſelbe auch keineswegs eine beſonders hervorragende war, eine nicht gewöhnliche Kenntniß der thatſächlichen Verhältniſſe und insbeſondere der Zuſtände des eigenen und der fremden Höfe, der Gruppirung der verſchiedenen Parteien, der Abſichten und Umtriebe derſelben ſich erwerben mußte. Und hierin lag denn auch Sinzendorff's eigentliche Stärke, durch welche er ſeinen Mangel an geiſtiger Bildung und Tiefe zu verdecken ſtrebte. Aber er täuſchte damit nur Wenige, und insbeſondere war es ſeine Art und Weiſe zu ſprechen, die eine ungünſtige Meinung von ſeiner Befähigung erweckte. Durch Fülle der Worte ſuchte er zu erſetzen, was ihnen an Gewicht abging[3]). So ermüdete er ſeine Zuhörer und erzeugte bei ihnen eine Art von Zerſtreutheit, welche um ſo leichter die Oberhand gewann, weil man ſchon im Voraus wußte daß man Sinzendorff's Worten nicht allzuviel trauen dürfe.

Denn am meiſten ſchadete ihm der Umſtand und wirkte in gewiſſem Sinne lähmend auf ſeine Thätigkeit ein, daß eigentlich Niemand, der mit ihm zu thun hatte, von Achtung für ſeinen Charakter beſeelt war. Jedermann wußte daß ihm ſein eigener Vortheil als das Höchſte galt, und daß er es deßhalb immer mit denjenigen hielt, welcher gerade die Macht beſaß und von dem ſich der beträchtlichſte Gewinn verſprechen ließ. In welch hohem Maße dieß der Fall war, zeigt ſchon ein flüchtiger Blick auf die Laufbahn Sinzendorff's, insbeſondere aber auf die Stellung, die er unter der langjährigen Regierung Karl's VI. einnahm. Kaum hatte er ſich mehr und mehr von der außerordentlichen Vorliebe überzeugt, welche der Kaiſer für die Spanier hegte, die ihm aus Barcelona nach Oeſterreich gefolgt waren, als Sinzendorff, obwohl er die ſchädlichen Wirkungen dieſes Einfluſſes nicht verkennen konnte, doch der ſpaniſchen Partei ſich anſchloß, um durch ſie ſeine eigenen Zwecke zu erreichen.

Noch eine zweite Schwäche des Kaisers wußte Sinzendorff mit Schlauheit zu seinem Vortheile zu benützen. Sie bestand in der großen Neigung Karl's zu Vorschlägen jeder Art, Handel und Schiffahrt zu fördern und dadurch die Staatseinkünfte zu erhöhen. Dieses an sich gewiß lobenswerthe Bestreben brachte jedoch durch die Art, wie Karl demselben nachhing, dem Staate weit öfter Schaden als Nutzen. Denn jedes auch noch so verrufene Individuum fand von dem Augenblicke angefangen, in welchem es mit einem solchen Projecte hervortrat, aufmerksames Gehör und reichliche Unterstützung. Daß es, nachdem dieß einmal bekannt geworden, an einer unglaublichen Anzahl von Schwindlern nicht fehlte, welche, um die Vorliebe des Kaisers in ihrem eigenen Interesse auszubeuten, die abenteuerlichsten Plane entwarfen und dringend zu deren Annahme riethen, ist eben so unbestreitbar, als daß in solcher Weise außerordentlich bedeutende Summen nutzlos vergeudet wurden.

Es ist eigenthümlich daß Sinzendorff, so sehr er auch den Lieblingsideen des Kaisers zu schmeicheln trachtete, dessen wirkliche Zuneigung doch niemals gewann. Immer war Karl, und mit Recht, von einem gewissen Mißtrauen wider ihn beseelt, welches, um nur ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, so weit ging daß dem Grafen Sinzendorff, dem Minister des Aeußern, die jahrelangen Verhandlungen sorgfältig geheim gehalten wurden, die der Kaiser durch Eugen und den Grafen Gundacker Starhemberg mit Rußland und Preußen pflog. Denn es war Karl nicht fremd, daß Sinzendorff eine Eigenschaft abging, die in der hohen und wichtigen Stellung welche er bekleidete, eine der nothwendigsten gewesen wäre: die Unbestechlichkeit.

In welch unglaublichem Grade Sinzendorff sich zugänglich zeigte für fremdes Geld, davon konnte Karl freilich keine Ahnung haben, denn sonst wäre es ja ganz unerklärlich, daß er ihn nicht längst schon aus seinem Amte entfernt hatte. Aber auch so muß das Verbleiben Sinzendorff's in demselben fast als ein Räthsel gelten, welches durch die Unentschlossenheit des Kaisers und seine Abneigung vor jeglicher Veränderung kaum ausreichend gelöst wird. Denn daß Karl die Summen mit Sinzendorff theilte, durch welche dieser von fremden Kabineten

ſich erkaufen ließ, iſt eine durch nichts bewieſene und durch ihre Abſurdität ſich ſelbſt widerlegende Verdächtigung.

Sogar für die damalige Zeit, in welcher faſt alle Regierungen ihre Intereſſen an den auswärtigen Höfen durch das Mittel der Beſtechung zu fördern ſuchten, war doch der Grad, in welchem Sinzendorff ſich käuflich zeigte, ein ganz ungewöhnlicher. Die Art und Weiſe, in der er ſelbſt ſeine guten Dienſte taxirte, erſcheint um ſo mehr Aergerniß erregend, als Sinzendorff den höchſt bedeutenden Gehalt von 45000 Gulden jährlich bezog [4]), auch ſonſt vom Kaiſer beträchtliche Geſchenke erhielt [5]), nebſtbei anſehnliche Güter beſaß und alſo keineswegs durch irgendwelche Bedrängniß zu ſo ſchmachvollem Benehmen gezwungen wurde.

Es iſt eben ſo widerlich als belehrend, wenigſtens hinſichtlich eines einzigen Falles die Pfade des Eigennutzes und der Habſucht zu verfolgen, auf welchen dieſer Mann ſich bewegte. Als Herzog Leopold von Lothringen für das Aufgeben ſeiner Anſprüche auf Montferrat auf Entſchädigung drang, da wurden dem Grafen Sinzendorff für ſeine Perſon hunderttauſend Thaler verſprochen, wenn die dem Herzoge zuzuwendende Schadloshaltung deſſen Wünſchen entſpräche. Und da dieß nicht vollſtändig der Fall war, trägt der lothringiſche Geſandte in Wien, Freiherr von Jacquemin, einfach darauf an, dem Grafen Sinzendorff einſtweilen nur hunderttauſend Gulden, den Reſt aber erſt dann zu Theil werden zu laſſen, wenn er dem Herzoge neue Vortheile zugewendet haben würde [6]).

Bei einem Manne von der Denkungsart Sinzendorff's war es natürlich, daß er eine ſo gute Gelegenheit wie ſie die Verhandlungen über die Verheirathung der Erzherzogin Thereſe darboten, nicht vorübergehen ließ, ohne für ſich ſelbſt reiche Ernte zu halten. Um dieſelbe ſo ergiebig als möglich zu geſtalten, wartet er jetzt nicht mehr ab, bis ihm Anträge gemacht werden, ſondern er tritt ſelbſt mit Begehren hervor, und dringt in ungeſtümer Weiſe auf deren Erfüllung. Nur während der beiden Jahre 1722 und 1723, alſo kurz nachdem ihm jene anſehnliche Summe zu Theil geworden, ſehen wir ihn drei neue Forderungen an den Herzog von Lothringen richten. Zuerſt verlangt er für einen ſeiner Söhne die Ernennung zum Hauptmann im

Regimente des Erbprinzen, mit welcher Stelle jedoch ausnahmsweise der unverhältnißmäßig hohe Gehalt von dreitausend Gulden und die Zusage der Verleihung einer Hauptmannsstelle in der Leibgarde des Prinzen verbunden werden solle, wenn derselbe einmal eine solche besitzen würde [7]).

Kaum ist dieses Begehren befriedigt, so tritt Sinzendorff schon mit einem zweiten hervor. In demselben Berichte, in welchem Jacquemin die Abreise des jungen Sinzendorff nach Nancy anzeigt, meldet er, der Hofkanzler habe ihm unumwunden gesagt, er hoffe für seine Bereitwilligkeit, dem Herzoge von Lothringen zu dienen, neue Beweise der Freigebigkeit desselben zu erhalten. Er stelle es aber vollkommen frei, sie ihm in barem Gelde oder durch Verleihung von Gütern, etwa in Flandern zukommen zu lassen. Am passendsten würde es vielleicht sein, wenn ihm der Herzog eine Besitzung, welche Sinzendorff in Schlesien gehörte, natürlicher Weise weit über ihrem wahren Werthe abkaufen wollte [8]).

Noch konnte man über diese Forderung am Hofe von Luneville kaum zu einem Beschlusse gelangt sein, als Sinzendorff, als Beweis seines Vertrauens, wie er sagte, den Gesandten Jacquemin ersuchte, bei dem Herzoge darauf anzutragen, ihm ein Geschenk von Werth, das am füglichsten in einem der Gräfin Sinzendorff von der Herzogin von Lothringen zuzusendenden Juwel bestehen könnte, zu Theil werden zu lassen [9]). Und als ihm Jacquemin nach Ablauf einer kurzen Frist noch keine Mittheilung über den Erfolg zu machen vermag, welchen sein Antrag beim Herzoge gefunden, erneuert Sinzendorff sein Begehren in noch drängenderer Weise als zuvor [10]).

Dieß war der Mann, welcher Jahrzehnte hindurch unter Karl VI. die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nimmt man noch hinzu, daß er als ein Feinschmecker, ein Schlemmer bekannt war, welcher ebenso sehr die Freuden der Tafel liebte als er anstrengender Arbeit aus dem Wege ging [11]), daß Jedermann, der mit ihm zu thun hatte, über seine Trägheit, seine Unentschlossenheit klagte, daß diese üblen Eigenschaften sich mit dem zunehmenden Alter noch steigerten und er fast schon siebzig Lebensjahre zählte, als Karl VI. starb, so kann man

leicht denken, welche ſchwache Stütze die Erbin des Reiches an einem ſolchen Miniſter fand.

Zwei Eigenſchaften nur, die dem Grafen Sinzendorff inne wohnten, beſaß auch der Mann, welcher durch mehr als dreißig Jahre mit ihm in der Conferenz geſeſſen hatte, Graf Gundacker Thomas Starhemberg. Dieſe Eigenſchaften waren das Alter und die Erfahrung; in jeder anderen Beziehung bildete Starhemberg zu Sinzendorff den entſchiedenſten Gegenſatz.

Noch um ſieben Jahre älter als Sinzendorff — denn er war ſchon im Jahre 1663 geboren und befand ſich jetzt bereits in ſeinem ſieben und ſiebzigſten Lebensjahre — war auch Starhemberg ſchon früh in den Staatsdienſt getreten. Allgemein bekannt wurde ſein Name, als im Jahre 1703 Kaiſer Leopold I., durch die heilloſe Verwirrung gedrängt, welche im Kriegsweſen und in den Finanzen herrſchte, die bisherigen Vorſteher der betreffenden Centralbehörden, die Grafen Mannsfeld und Salburg aus ihren Aemtern entfernte und das Präſidium des Hofkriegsrathes dem Prinzen Eugen von Savoyen, dasjenige der Hofkammer aber dem Grafen Gundacker Starhemberg übertrug.

Auf den Letzteren, einen Stiefbruder jenes Feldmarſchalls Ernſt Rüdiger Starhemberg, welcher ſich durch Wiens Vertheidigung gegen die Türken für alle Zeiten einen ruhmvollen Namen erworben hat, war die Wahl des Kaiſers hauptſächlich aus dem Grunde gefallen, weil er ſich im Beſitze eines ſehr bedeutenden und wohlgeordneten Vermögens befand, und man von ihm hoffte, er werde die wirthſchaftlichen Talente, welche er bei der Verwaltung ſeiner eigenen Güter an den Tag gelegt, auch bei derjenigen der Staatsgelder bewähren. Wenigſtens werde er, das erwartete man mit Zuverſicht, nicht gleich ſo Manchem ſeiner Vorgänger ſeine Stellung dazu mißbrauchen, die eigene Börſe ſtatt des Staatsſchatzes zu füllen.

Starhemberg befriedigte nicht nur, ſondern er übertraf in jeder Beziehung die Hoffnungen, welche man in ihn ſetzte. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Zuſtand der öſterreichiſchen Finanzen zu einem blühenden umzugeſtalten, ſo leiſtete er doch was nur irgend möglich war, und ihm iſt es hauptſächlich zu danken, daß das Kaiſerhaus

im Stande war, den Krieg um die Nachfolge in Spanien dreizehn Jahre hindurch fortzuführen.

Eines der größten Verdienste um Oesterreich erwarb sich Starhemberg durch die Errichtung der Wiener Stadtbank, bei deren Gründung im Jahre 1705 er als Prinzip festsetzte, daß dieses Institut, um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben und zu erhalten, von Männern geleitet werden müsse, welche zwar hinsichtlich der Erfüllung der übernommenen Pflichten dem Staate Rechenschaft schuldig seien, die jedoch sonst die vollste Unabhängigkeit von den Regierungsbehörden genießen und durch die Reinheit ihres Charakters vor dem Verdachte einer pflichtwidrigen Willfährigkeit gegen dieselben geschützt sein müßten.

Als Ministerial-Banco-Deputations-Präsident befand sich Starhemberg von dem Augenblicke des Entstehens dieses Institutes, welches dem Staate in den gefährlichsten Zeiten die wichtigsten Dienste leistete, bis zu seinem Tode an der Spitze desselben. Aber nicht bloß als Leiter des österreichischen Finanzwesens, sondern als Staatsmann im Allgemeinen, als langjähriges Mitglied der geheimen Conferenz war er eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Ein ernster schweigsamer Mann von außerordentlich scharfem Verstande, und was bei der damals herrschenden Bestechlichkeit nicht weniger galt, von einer über jeden Zweifel erhabenen Rechtlichkeit, dem Freidenker Sinzendorff gegenüber ein Anhänger und Vertreter der strengkatholischen Richtung, in politischer Beziehung ein treuer Gesinnungsgenosse Eugen's und durch nahezu dreißig Jahre die Ansichten, von welchen auch der Prinz geleitet wurde, mit starrer Consequenz im Schoße der geheimen Conferenz vertretend, verschmähte es Starhemberg jederzeit, durch jene Künste und Kniffe seinen Einfluß zu stärken und zu erhöhen, deren Sinzendorff so gern sich bediente. Stets die Sprache der Wahrheit im Munde führend, auch dann wenn sie unbequem war und ungern vernommen wurde, trat er der Neigung des Kaisers, durch Ausführung zahlloser, wenig überdachter Projecte zur Förderung des Handels und zur Steigerung seiner Einkünfte große Summen fruchtlos zu vergeuden, mit nicht geringerem Eifer entgegen [12]), als Sinzendorff sie bevorwortete. Auch sonst, wie in dem dringenden Anrathen, dem spanischen Successionskriege durch Abschluß des Friedens mit Frankreich

ein Ende zu machen, in der Bekämpfung des Einflusses der spanischen Partei am Wiener Hofe, in den Vorstellungen gegen das Bündniß mit Spanien und gegen die Annahme der Vermählungsanträge, welche von dort aus für die Erzherzoginnen gestellt wurden, in dem Gutachten, das er für Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft abgab, in der Bevorwortung des engsten Bündnisses mit Rußland und Preußen so wie der entschlossensten Haltung gegen Frankreich und die Seemächte, in allen diesen Fragen stimmte Starhemberg mit Eugen überein und gab mit edlem Freimuth seine Ansicht kund, unbekümmert darum, ob sie für das Ohr des Monarchen angenehm klingen mochte oder nicht. Zeigte sich der Kaiser darüber verstimmt, so brachte das Starhemberg nicht aus seiner ruhigen Fassung. Denn er wußte wohl, daß Karl doch später die Richtigkeit seiner Anschauung oder wenigstens das Gewicht der Gründe, welche für dieselbe in die Wagschale fielen, erkennen und würdigen werde. Auf diesem Wege aber erreichte Starhemberg mehr als Sinzendorff jemals vermochte. Denn er erwarb und erhielt sich die vollste Achtung, das unbeschränkte Zutrauen des Kaisers, und so kam es, daß zuletzt Starhemberg selbst in den auswärtigen Angelegenheiten, welche eigentlich in Sinzendorff's Geschäftskreis gehörten, mehr zu sagen hatte als dieser.

So wie im eigentlichen Sinne des Wortes eine Vertrauensperson des Kaisers, der ihm sogar kurz vor seinem Tode seine Gemahlin und seine Tochter in angelegentlichster Weise empfahl, so war Starhemberg auch eine solche für den Großherzog von Toscana und die Erzherzogin Therese. An ihn wandte sich das junge Paar, wenn es des Rathes bedurfte in der schwierigen Stellung, in welcher es sich befand. Hiebei blieb es auch, als die junge Fürstin das Erbtheil ihres Vaters antrat; Starhemberg galt damals als ihr eigentlicher Rathgeber [13]), und es war nur zu bedauern daß sein hohes Alter, der hiedurch verursachte Mangel an Thatkraft und die sichtliche Abnahme der physischen und geistigen Kräfte seine Fähigkeit beeinträchtigten, so ersprießliche Dienste zu leisten als zuvor.

Aelter als Sinzendorff und nur um wenige Jahre jünger als Starhemberg war der niederösterreichische Landmarschall Graf Alois Raimund von Harrach, dem Range nach das dritte Mitglied der

geheimen Conferenz. Er war derſelbe, welcher als Nachfolger ſeines Vaters den Poſten eines Botſchafters des Kaiſers am Madrider Hofe in dem Augenblicke inne hatte, als König Karl II. ſtarb und den Bourbonen ſein Reich hinterließ. Von 1728 bis 1733 hatte ſich Harrach als des Kaiſers Vicekönig in Neapel befunden und ſich durch ſeine Gerechtigkeitsliebe und Zuvorkommenheit gegen Jedermann dort einen guten Namen gemacht [14]). Sonſt war er ebenſowenig ein Mann von großer Bedeutung als ſein jüngerer Bruder, der Feldmarſchall Graf Joſeph Harrach, welchen der Kaiſer in den letzten Tagen des Jahres 1738 zum Präſidenten des Hofkriegsrathes ernannt hatte [15]), nachdem der Feldmarſchall Graf Königsegg in Folge ſeines unglücklichen Feldzuges gegen die Türken dieſer Stelle verluſtig geworden war.

Zu einer wenigſtens theilweiſen Entſchädigung hiefür hatte Karl VI. den Grafen Königsegg zum Oberſthofmeiſter der Kaiſerin Eliſabeth ernannt und ihm ſeinen Sitz in der geheimen Conferenz belaſſen. Auch Königsegg war ſchon dem ſiebzigſten Lebensjahre nahe, und da er der allzuweit getriebenen Vorſicht und Aengſtlichkeit, welche man ihm als Heerführer vorwarf, auch bei den Berathungen der Conferenz nicht Herr werden konnte [16]), ſo fehlte es ſomit in dieſer Verſammlung von Greiſen an einem Manne, welcher, wie es ſo nöthig geweſen wäre, Friſche, Entſchloſſenheit und Thatkraft in dieſelbe gebracht hätte. Nur Einen gab es, der, obgleich durchaus nicht berechtigt zu Sitz und Stimme in der Conferenz, jenem Mangel doch einiger Maßen zu ſteuern ſich beſtrebte, und welcher, obwohl dem äußeren Anſehen nach nur in untergeordneter Stellung, doch an wahrem Einfluſſe jedes der wirklichen Mitglieder der Conferenz weit überragte. Es war dieß der Protokollsführer Hofrath von Bartenſtein.

Im Jahre 1689 zu Straßburg geboren, wo ſein Vater als Profeſſor der Philoſophie lebte, hatte ſich Johann Chriſtoph Bartenſtein daſelbſt nicht nur in den Wiſſenſchaften, von welchen die Rechtskunde ſein eigentliches Fach war, ſondern auch in der Kenntniß und dem Gebrauche der franzöſiſchen Sprache vollkommen ausgebildet. Fünf und zwanzig Jahre alt kam er nach Wien, und ein günſtiger Zufall wollte es, daß er durch glückliche Beendigung eines ſehr verwickelten Rechtsſtreites die Aufmerkſamkeit des Grafen Gundacker Starhemberg auf ſich zog und

deſſen Gunſt gewann. Von ihm 1715 in den Staatsdienſt eingeführt, wurde er ſchon zwei Jahre darauf zum niederöſterreichiſchen Regierungsrathe, im Jahre 1727 aber zum Hofrathe ernannt. Das Jahr darauf dem geheimen Staatsſecretär Hofrath Johann Georg von Bnol beigegeben [17]), erhielt Bartenſtein nach deſſen Tode das wichtige Amt eines Protokollsführers der geheimen Conferenz. Hier befand er ſich an der rechten Stelle, ſeine unermüdliche Arbeitskraft und ſeine Befähigung im glänzendſten Lichte zu zeigen. Von dem Grafen Sinzendorff, welchem bei ſeiner eigenen Trägheit und Vergnügungsſucht ein ſo wackerer Arbeiter nur willkommen ſein konnte, an ſeiner Stelle mit verſchiedenen wichtigen Ausarbeitungen betraut, erregte er mit denſelben die allgemeinſte Aufmerkſamkeit. Bald hatte er eine Bedeutung erlangt, welche weit hinausging über die eigentlich mit ſeinem Amte verbundenen Functionen. Alle Staatsſchriften, die von nun an binnen zwanzig Jahren von der öſterreichiſchen Regierung ausgingen, ſtammten aus ſeiner Feder. Von Tag zu Tage ſtieg ſein Einfluß, und derſelbe ward in der letzten Regierungszeit Karl's VI. ſo mächtig, daß ſich kein Anderer mit ihm auch nur von ferne vergleichen konnte.

Der Umſtand, daß der Kaiſer mit ſeinen Miniſtern meiſtens ſchriftlich verkehrte, machte den Protokollsführer der Conferenz zum Vermittler dieſer Verbindung und brachte ihn in oftmalige Berührung mit dem Monarchen. Bartenſtein war ganz der Mann, eine ſo gute Gelegenheit wohl zu benützen. Aber nicht zu jenen Mitteln griff er, die ſo oft den Weg bahnen zur Gunſt der Hochgeſtellten, nicht durch Schmeichelei und Kriecherei, ſondern durch die Ueberzeugung von ſeinem Werthe, mit welcher er den Kaiſer zu durchdringen wußte, befeſtigte er ſich in ſeiner Gunſt wie in ſeiner Achtung. Bartenſtein's ſeltene ſtaatswiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Kenntniſſe, insbeſondere die tief eingehenden Studien, welche er in dem ſo verwickelten deutſchen Rechtsweſen gemacht hatte, ſein ganz außerordentliches Gedächtniß und ſein erfinderiſcher Geiſt, der ihm in den verwickeltſten Lagen paſſende Auskunftsmittel an die Hand gab, erweckten in dem Kaiſer die höchſte Meinung von Bartenſtein's Fähigkeit. Und ſelbſt dasjenige, was wider ſeine Art zu arbeiten eingewendet werden konnte, war nicht

der Art, daß es dem Kaiser als ein Mangel erschien. Allzuleicht gerieth Bartenstein in jene Spitzfindigkeiten und juristischen Haarspaltereien, welche zu jener Zeit, insbesondere in den Angelegenheiten des deutschen Reiches, zu endlosen Erörterungen Anlaß gaben. Dadurch wurde auch Bartenstein's Darstellungsweise allzu breit, zu sehr in minder wichtige Einzelnheiten sich verlierend, und die Hauptpunkte, um die es sich eben handelte, nicht immer mit gehörigem Nachdrucke betonend.

Dieß Gepräge tragen Bartenstein's sämmtliche Schriften in hohem Grade an sich. Sonst aber geben sie Zeugniß von der für die damalige Zeit seltenen wissenschaftlichen Bildung ihres Verfassers, von der Vielseitigkeit seines Geistes, insbesondere aber von einer rastlosen Thätigkeit und einer Arbeitskraft, welche jede Vorstellung übertrifft. Durch sie zog er nach und nach alle Geschäfte an sich, und machte sich in der That ganz unentbehrlich. Es wurde alles Ernstes behauptet daß die Staatsmaschine in ihren wichtigsten Functionen stockte, wenn Bartenstein, etwa durch Unwohlsein verhindert, durch einige Tage den Pflichten seines Amtes nicht obliegen konnte. Dieses Gefühl seiner Unentbehrlichkeit und der Stolz auf seine schriftlichen Ausarbeitungen machten ihn hochmüthig und wegwerfend in seinem Urtheile über Andere. Er hielt sich, so wird gesagt, für das erste staatsmännische Talent seiner Zeit, für die gewandteste Feder, für den beredtesten Sprecher. Er hätte es auch sicher verstanden, durch das Feuer seiner Worte hinzureißen, wenn er nur zu rechter Zeit zu Ende zu kommen vermocht hätte. So wie diese Langathmigkeit im Reden wie im Schreiben, so wurde ihm auch seine Art, Gespräche zu führen, sein ganzes Benehmen im Verkehre mit Anderen zum Vorwurfe gemacht. Man konnte nicht läugnen, daß seine große kräftige Gestalt, seine regelmäßigen, selbst feinen Gesichtszüge, seine lebhaften feurigen Augen, seine heitere Miene genug des Einnehmenden besaßen. Aber man nannte seine Manieren diejenigen eines Emporkömmlings. Man sagte von ihm, er erhalte durch ungeschickte Nachahmung des sicheren selbstbewußten Wesens, das Leute von höherer Geburt zu besitzen pflegen, ein eigenthümlich unartiges Gepräge, welches dadurch, daß er Niemand zu Wort kommen lasse, im Gespräche fortwährend unter-

breche und auch viel höher geſtellte Perſonen ganz wie ſeines Gleichen behandle, oft wahrhaft unerträglich werde.

Nicht nur in der Conferenz, in welcher bloß zu ſchreiben, aber nicht zu ſprechen ſein Amt geweſen wäre, ſagte er ſeine Meinung gerade heraus, und verfocht ſie mit Hartnäckigkeit. Auch gegen die fremden Miniſter am Wiener Hofe that Bartenſtein das Gleiche, und da er ſeinem kaiſerlichen Herrn wahrhaft ergeben war und mannhaft einſtand für deſſen Ehre wie für ſeinen Vortheil, ſo iſt es leicht erklärlich, daß die Vertreter jener Staaten, welche ganz andere Geſichtspunkte im Auge hatten, nicht gern mit ihm verkehrten. Doch überwanden ſie dieſe Abneigung und ſelbſt Männer von dem höchſten Range, wie der ſpaniſche Botſchafter Marqueß Fuenelara beſuchten, was damals großes Aufſehen erregte, Bartenſtein's Haus und nahmen Theil an den dortigen geſelligen Zuſammenkünften. Denn ſie kannten ſeinen überwiegenden Einfluß und trachteten ſich ſeiner in jeder Weiſe zu ihren Gunſten zu verſichern. Aber ſelbſt die ungewöhnlichſte Zuvorkommenheit, welche ſie ihm bezeigten, brachte Bartenſtein nicht aus ſeinem Geleiſe, und ſie hinderte ihn nicht auch gegen ſie der Heftigkeit, welche ihn nicht ſelten überkam, rückſichtslos die Zügel ſchießen zu laſſen.

Dieß wurde ihm um ſo eher zum Vorwurfe gemacht, als man zu jener Zeit durchaus nicht daran gewöhnt war daß ein Mann, welcher ſeiner Geburt nach nicht dem höheren Adel angehörte, ſich erlaubte, über die wichtigſten Fragen im Staatsleben nicht nur ſeine eigene Meinung zu ſagen, ſondern daß er ſie auch gegen Jedermann laut und furchtlos zu vertreten wagte. Der öſterreichiſche Adel ſah in Bartenſtein einen Eindringling in eine Sphäre, die er ſich allein vorbehalten wähnte. Groß waren daher die Antipathien, welche in jenen Kreiſen wider ihn herrſchten, zahlreich und erbittert die Angriffe, die von dorther gegen ihn unternommen wurden. Aber Bartenſtein beſtand ſie alle; er beſaß eine tapfere, muthvolle Seele, und wußte jedesmal den Kampf, welchen man gegen ihn einging, zu ſeinen Gunſten zu entſcheiden.

Die Haupturſache hievon lag freilich darin, daß ihm der Kaiſer nicht allein mit immer gleich wohlwollender Geſinnung zugethan blieb,

ſondern daß ſeine Vorliebe für Bartenſtein ſich von Tag zu Tage ſteigerte [15]). Ja man kann ſagen, daß Bartenſtein während des letzten Drittheiles der Regierungszeit Karl's VI. eine nahezu unbeſchränkte Herrſchaft über ihn ausübte. Faſt alle Maßregeln, welche der Kaiſer ergriff, insbeſondere die unglücklichen, wie die Kriegführung gegen Frankreich und die Pforte, wurden Bartenſtein's Einfluſſe zugeſchrieben, und ſelbſt in Dingen geſchah dieß, bei denen man glauben ſollte, daß er hinſichtlich derſelben nicht mitzuſprechen hatte, oder daß doch ſeine Anſicht weniger beachtet wurde. Aber auch dieſe blieben ſeiner Einwirkung nicht entrückt, und es hieß daß ſelbſt bei der Berathung und Entſcheidung über die Feldzugsplane, bei der Wahl der Heerführer und der Ertheilung der Inſtructionen für dieſelben Bartenſtein's Meinung jederzeit den Ausſchlag gab, wie er ſich denn gerade in militäriſchen Dingen ein richtiges Urtheil und ganz außergewöhnliche Kenntniſſe zutraute. Er habe dieſelben, ſo pflegte er zu ſagen, durch ſeine häufigen Geſpräche mit dem Prinzen Eugen erworben und verſtehe in dieſem Fache mehr als des Kaiſers geſammte Generalität.

So groß war während eines Jahrzehntes Bartenſtein's Macht am Wiener Hofe, daß ſie vielleicht nie von Jemand in gleichem Grade beſeſſen, gewiß aber von Niemanden je übertroffen wurde. Und dennoch erlangte Bartenſtein wenigſtens unter Karl's Regierung keine höhere Rangſtufe als die eines Hofrathes. Zwar hatte ihn der Kaiſer ſchon im Jahre 1733 in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, und ſo freigebig war er gegen ihn, daß Bartenſtein, der freilich auch durch ſeine Heirath mit Maria Holler von Doblhoff zu beträchtlichem Vermögen gekommen war, bald mit Recht als ungemein reich galt. Auch wird behauptet, der Kaiſer habe beabſichtigt, ihn mit der Würde eines geheimen Rathes zu bekleiden, Bartenſtein aber dieſelbe beſtändig abgelehnt, um ſich uneigennützig zu zeigen und ſich nicht noch mehr Feinde am Hofe und im Adel zu erwecken, als er ohnedieß ſchon beſaß. Daß er bei ſeinem großen Ehrgeize ſich ein ſolches Opfer auferlegen zu müſſen glaubte, zeigt recht deutlich wie ſchwer durchdringlich die Phalanx war, welche damals der höhere Adel in dichtgedrängter Reihe um die hervorragenderen Aemter am Hofe und in der Staatsverwaltung bildete, ſo daß ſelbſt Bartenſtein, welcher alle Mitglieder

desselben an wirklichem Einflusse weit überragte, sich doch nicht erkühnte, sich in die dem hohen Adel sonst ausschließlich vorbehaltenen Stellen zu drängen [19]).

Dieser Umstand brachte jedoch den empfindlichen Nachtheil mit sich, daß Bartenstein in geringerem Maße als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, statt ihrer altersschwachen Minister der Erbin Karl's VI. die Stütze zu sein vermochte, deren sie bei ihrem Regierungsantritte dringend bedurfte. Hätten Bartenstein's persönliche Fähigkeiten vielleicht dazu ausgereicht, so war doch seine sonstige Stellung nicht darnach angethan. Denn streng genommen sollte er doch nichts anderes sein als das Sprachrohr fremder Gedanken und die Feder, welche die Meinung Anderer in Worte zu kleiden hatte. Ihn in dieses bescheidenere amtliche Verhältniß zurückzuweisen, aus welchem er ihrer Ansicht nach sich niemals hätte hervorwagen sollen, darauf waren die Bestrebungen der Conferenzminister vorzugsweise gerichtet. Denn längst schon hatte sie nicht bloß Eifersucht auf Bartenstein's weit überwiegenden Einfluß, sondern wahrhafte Erbitterung wider ihn erfüllt, und sie waren darauf erpicht, seiner Uebermacht bei dem ersten Anlasse ein für allemal ein Ziel zu setzen. Solcher Zwiespalt in einem Augenblicke, in welchem einträchtiges Zusammengehen Aller als unerläßliche Nothwendigkeit erschien, konnte nicht anders als lähmend auf die Leitung der Staatsgeschäfte wirken.

Wenn Fürsten sich in noch so schwerer Bedrängniß befinden, so besitzen sie doch gewöhnlich Eines noch, das ihnen Halt gewährt: das Heer, und es sind die Fälle nicht selten in der Geschichte, in welchen sie, von Allen verlassen, nur der bewaffneten Macht ihre Rettung verdankten. Aber auch diese war damals, wie schon früher gezeigt worden ist, im kläglichsten Zustande. Die obersten Häupter derselben, die Heerführer, hatten in den letzten Feldzügen gar schlecht ihre Proben bestanden, und nicht an der Spitze der Truppen, sondern in den Gefängnissen mußte Maria Theresia ihre Feldherren suchen, wenn sie genöthigt werden sollte, den Besitz ihrer Kronen im offenen Kampfe zu vertheidigen. Selbst jene Generale, gegen welche der verstorbene Kaiser nicht mit gleicher Strenge verfahren war wie gegen Seckendorff, Neipperg und Wallis, auch sie hatten in den Kriegen gegen die Pforte

keine Lorbeern, ſondern nur gerechten Tadel geerntet. Königsegg, Khevenhüller, der Prinz von Hildburgshauſen und Schmettau gehörten zu dieſen, von welchen wenigſtens die erſteren drei die Nachſicht, die ihnen zu Theil geworden, größtentheils nur ihren mächtigen Verbindungen am Hofe verdankten.

So war die Lage der Dinge in Oeſterreich, als Maria Thereſia den Thron ihrer Väter beſtieg. Eine mißgeſtimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, ein zertrümmertes Heer, abgelebte Greiſe als Miniſter und ſchwer beſchuldigte Generale, dieß hatte ihr ſterbender Vater ihr hinterlaſſen und darin ſollte ſie Schutz finden und Hülfe, wenn etwa von Außen her ihre Erbfolge beſtritten wurde. Inwiefern dieß zu beſorgen war, mag ein Blick auf die damaligen Verhältniſſe des Hauſes Oeſterreich zu den fremden Mächten zeigen.

Aus der Reihe der deutſchen Reichsfürſten mußte in erſter Linie Karl Albrecht Kurfürſt von Baiern in Betracht kommen, von welchem man es als gewiß anſehen durfte, daß er verſuchen werde die Verwirklichung der pragmatiſchen Sanktion zu hindern und ſein vermeintliches Erbrecht auf die geſammten Länder des Hauſes Oeſterreich in ſo weitem Umfange als nur immer möglich zur Geltung zu bringen. Die oft wiederholte Angabe, der Kurfürſt von Baiern habe allein unter allen Regenten Europa's die pragmatiſche Sanktion niemals anerkannt, beruht zwar auf einem Irrthume, denn durch den zweiten Artikel des Vertrages vom 1. September 1726, welchen Karl Albrecht ſelbſt am 22. Oktober desſelben Jahres ratifizirte, war dieß geſchehen. Andererſeits darf jedoch auch nicht überſehen werden, daß dieſer Traktat zunächſt nur auf zwei Jahre abgeſchloſſen worden war und es zweifelhaft erſchien, ob er zur Zeit des Todes des Kaiſers noch Gültigkeit beſaß. Daß der Kurfürſt ſich hieran nicht mehr gebunden hielt, hat er durch ſeine enge Verbindung mit Frankreich, als deren Frucht die erſt ſeither bekannt gewordenen geheimen Verträge aus den Jahren 1727 und 1733 angeſehen werden müſſen, durch ſeine wiederholten Erklärungen am Regensburger Reichstage, insbeſondere aber durch ſeine feindſelige Haltung gegen Oeſterreich während des letzten Krieges wider Frankreich deutlich genug an den Tag gelegt. Nach Abſchluß des Friedens näherte er ſich zwar, zumeiſt auf Anrathen Frankreichs, wieder dem

Kaiſerhauſe, und er überließ demſelben ſogar in den Jahren 1738 und 1739 Truppen zur Verſtärkung des Heeres, welches gegen die Türken im Felde ſtand. Aber er that dieß nur, um ſeinem gleichzeitig geſtellten Begehren, die Hand der zweitgebornen Tochter des Kaiſers, der Erzherzogin Marianne für ſeinen älteſten Sohn zu erhalten, deſto leichter Eingang zu verſchaffen. Wäre dieſem Verlangen willfahrt worden, ſo hätte der Kurfürſt nach dem Tode des Kaiſers einen Theil der öſterreichiſchen Länder auch noch als die ſeiner Schwiegertochter gebührende Erbſchaft in Anſpruch genommen.

Wie hierauf alle ſeine Gedanken gerichtet waren, zeigte er durch die offenen Erklärungen, welche ſein Geſandter in Wien, Graf Peruſa, kurz vor dem Tode des Kaiſers über die angeblichen Nachfolgerechte des Kurfürſten abgab, und durch ſein unabläſſiges Bemühen, die Sympathien noch zu ſteigern, die er ſelbſt und ſein Haus, wie ſchon früher angedeutet worden, in Oeſterreich bereits beſaßen. Er fand hiezu nur allzuleicht, ſelbſt in den oberſten Sphären der Regierung, gar willige Werkzeuge. Es war wohl nicht abſichtslos, wenn der Feldmarſchall Graf Königsegg, von einer Sendung an den Münchner Hof nach Wien zurückgekehrt, überſtrömte von Lobpreiſungen des Kurfürſten, und nicht müde wurde davon zu erzählen, wie er ſelbſt alle Geſchäfte beſorge und mit einem feinen Verſtande unermüdliche Thätigkeit verbinde. Solcher Samen fiel in Oeſterreich auf fruchtbaren Boden, und er ſteigerte den Wunſch, den ſo Viele theilten, daß es dem Kurfürſten gelingen möge, das Ziel ſeiner Beſtrebungen zu erreichen. Und wie man ſich ſo gern überredet, daß dasjenige was man wünſcht auch berechtigt ſei, ſo geſchah es auch damals, und groß war die Anzahl derjenigen, welche nicht nur wegen der Verheirathung des Kurfürſten von Baiern mit der zweiten Tochter des Kaiſers Joſeph I., ſondern wegen noch älterer Beſitztitel ſeines Hauſes mit Feſtigkeit glaubten an ſein Recht auf die Erbfolge in Oeſterreich [20]).

Es war jedoch klar, daß wenn von einem Erbrechte einer der Töchter des Kaiſers Joſeph I., welche einem ſolchen bei ihrer Vermählung feierlich entſagt hatten, dennoch die Rede ſein konnte, vor der Kurfürſtin von Baiern deren ältere Schweſter, die Gemahlin Auguſt's III. von Sachſen und Polen in erſter Linie in Betracht

kam. Es fehlte in der That nicht an ſonſt wohlunterrichteten Männern, welche der Erhebung eines Anſpruches von dieſer Seite her entgegenſahen [21]). Auch einige öſterreichiſche Miniſter befürchteten ſolches [22]), während Andere wieder glaubten, einen Einſpruch von Seite Sachſens nicht beſorgen zu müſſen. War ja doch, ſo ſagten dieſe, die Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion durch das kurfürſtlich ſächſiſche Haus erſt vor wenig Jahren erfolgt, und dasſelbe hiefür durch ſeine Erhebung auf den polniſchen Thron und durch die unermeßlichen Opfer, welche der hierüber ausgebrochene Krieg dem Kaiſerhauſe auferlegte, gar theuer bezahlt worden. Einen ſo ſchreienden Act der Undankbarkeit, wie ein Vertragsbruch von Seite Sachſens geweſen wäre, dürfe man daher dem Kurfürſten nicht zutrauen.

Noch weniger glaubte man von Preußen Uebles befahren zu müſſen, wo vor kurzer Zeit König Friedrich Wilhelm I. geſtorben war und ſein älteſter Sohn als Friedrich II. den Thron beſtiegen hatte.

Es iſt bekannt, wie ſchwankend zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's deſſen Verhältniß zu Oeſterreich war. Lange Jahre hindurch hatte er ſich faſt feindſelig gegen dasſelbe benommen, bis er ſich plötzlich, hauptſächlich in Folge ſeiner Spannung mit dem Hauſe Hannover und weil er auf dieſer Seite reichere Vortheile zu erlangen hoffte, dem Kaiſer in die Arme warf. Sein Mund floß über von Verſicherungen unverbrüchlichſter Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich, und hundertmal betheuerte er daß er nichts ſehnlicher herbeiwünſche als den Augenblick, in welchem er dieſe Geſinnung durch ganz außerordentliche Opfer an Geld und an Kriegshülfe auch thatſächlich werde beweiſen können. Als jedoch der vielfach herbeibeſchworene Augenblick wirklich eintrat, da war es derſelbe König von Preußen, welcher nichts mehr hören wollte von jenen Verſprechungen, auf deren Erfüllung man in Wien mit Beſtimmtheit gerechnet hatte [23]). Kaum daß er dazu zu bewegen war, in dem Kriege gegen Frankreich wenigſtens ſeinen Verpflichtungen als Reichsfürſt zu genügen, und obwohl er ſich denſelben nicht geradezu entzog, ſo kam er ihnen doch ſo läſſig als möglich und mit einer Menge unleidlicher Forderungen nach, ſo daß er die ohnedieß großen Verlegenheiten des Wiener Hofes eher vermehrte, als er ihnen zu ſteuern bemüht war.

Durch eine ſolche Haltung konnte natürlicher Weiſe das einſt ſo feſte Vertrauen des Kaiſers[24]) auf Friedrich Wilhelm von Preußen nur empfindlich getäuſcht und eine Erkaltung des früheren günſtigen Einvernehmens zwiſchen den beiden Regierungen herbeigeführt werden. Was dem Wiener Hofe fortan Unangenehmes begegnen mochte, überall witterte man preußiſchen Einfluß dahinter, und der hervorragendſte unter den damaligen öſterreichiſchen Staatsmännern ging ſo weit zu behaupten, daß eigentlich der König von Preußen es geweſen ſei, welcher durch Winkelzüge jeder Art, hauptſächlich aber durch die Werkzeuge, die er an den Höfen von Wien und St. Petersburg beſaß, in der Abſicht, den Kaiſer zu ſchwächen, denſelben in den Türkenkrieg verwickelte, der einen ſo unglücklichen Ausgang für Oeſterreich nahm[25]).

Wie dem aber auch ſein mochte, dennoch zweifelte Niemand, weder in Wien noch in Berlin daran, daß Preußens vertragsmäßige Verpflichtung, durch welche es die pragmatiſche Sanktion anerkannt und gewährleiſtet hatte, ununterbrochen fortbeſtand[26]). Und wenn auch Mancher vermuthen mochte, Preußen werde ſich zur Aufrechthaltung derſelben kaum zu irgend welchen Opfern herbeilaſſen, ſo beſorgte doch Niemand, es den eingegangenen Verpflichtungen geradezu entgegenhandeln zu ſehen. Auch die Thronbeſteigung des neuen Königs ſchien hierin nichts zu ändern. Er war früher in ziemlich freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Großherzoge von Toscana, ja ſogar in Correſpondenz mit ihm geſtanden, und ein Schreiben, welches noch erhalten blieb[27]), iſt voll von Ausdrücken ſeiner Hochachtung und Anhänglichkeit. Jetzt hielt er mit jeder Kundgebung ſorgfältig zurück, welche ſeine wahre Abſicht über die Stellung, die er zum Wiener Hofe einzunehmen gedachte, hätte verrathen können. Daher war man zu Wien fortwährend unklar, weſſen man ſich von ihm zu verſehen habe. Wohl erinnerte man ſich deutlich, daß der jetzige König ſich in früherer Zeit dem Hauſe Oeſterreich nicht eben geneigt bezeigt hatte. Aber man durfte doch auch wieder darauf hoffen, durch des Kaiſers warme Verwendung für den damaligen Prinzen Friedrich nach deſſen verunglücktem Fluchtverſuche, durch den Jahresgehalt, den man ihm ſelbſt und ſeiner Schweſter, der Markgräfin von Bayreuth ausbezahlt hatte, durch die Bemühungen, ein beſſeres Verhältniß zwiſchen ihm

und ſeinem Vater herbeizuführen, werde der junge Fürſt nach und nach auf andere Gedanken gebracht worden ſein. Die Verſicherungen, welche er dem Prinzen Eugen gegenüber mündlich ausſprach, als er dem Feldzuge gegen Frankreich beiwohnte, waren ganz geeignet, den Wiener Hof in dieſer Anſicht zu beſtärken. Deßhalb hatte derſelbe die Nachricht von der Thronbeſteigung Friedrich's keineswegs mit Widerwillen, ſondern mit der Hoffnung auf die Herſtellung beſſeren Einvernehmens mit Preußen vernommen. Die lauten Aeußerungen der Freude, mit welchen ſein Volk Friedrich's erſte Regierungshandlungen begrüßte, fanden auch in Oeſterreich neidloſen Widerhall [28]). Bis in die oberſten Sphären, in das Kaiſerhaus ſelbſt erſtreckte er ſich [29]), und man war bald entſchloſſen, mit Friedrich, ſo viel an Oeſterreich lag, in freundſchaftliches Nachbarverhältniß zu treten.

So wenig als man von Preußen aus irgend etwas beſorgen zu müſſen glaubte, konnte man dem Könige von England gegenüber einer Befürchtung Raum geben. Die frühere enge Verbindung mit dem Hauſe Hannover, welches nun auf dem britiſchen Throne ſaß, war zwar längſt erkaltet, ſchon in Folge des Utrechter Friedens, in welchem die Seemächte die Frucht jahrelanger ſiegreicher Kämpfe ſchmählich geopfert hatten, weit mehr aber noch wegen ihrer Weigerung, dem Kaiſer in dem letzten Kriege wider Frankreich gewaffneten Beiſtand zu leiſten. Denn ſie waren hiezu, wenigſtens nach der Anſchauungsweiſe, welche in Oeſterreich herrſchte, durch die Verträge verpflichtet, durch die ſie erſt vor wenig Jahren dem Kaiſerhauſe den Beſitz ſeiner italieniſchen Länder gewährleiſtet hatten. Die Seemächte aber behaupteten dagegen, daß nachdem der Krieg über die polniſche Königswahl, eine ihnen fernliegende Sache ausgebrochen ſei, in welche man ſich freiwillig und ohne ihr Vorwiſſen allzuweit eingelaſſen habe, ſie auch zur Betheiligung an demſelben keineswegs gehalten ſein könnten [30]).

Wer nun auch bei dieſer Meinungsverſchiedenheit im Rechte oder im Unrechte ſein mochte, die Wirkung derſelben blieb immer die gleiche, eine gereizte Stimmung des Kaiſerhauſes gegen die Seemächte, welche die Letzteren denn auch ihrerſeits mit keineswegs freundſchaftlichen Kundgebungen vergalten. Aber darum war, wenn gleich gerade kein thatkräftiger Beiſtand, doch auch keine Beſtreitung der pragmatiſchen

Sanktion von Seite Englands und Hollands zu befürchten. Denn das eigene Intereſſe der Seemächte an der Aufrechthaltung dieſes öſterreichiſchen Grundgeſetzes überwog zu ſehr, als daß von dorther eine demſelben nachtheilige Einwirkung beſorgt werden konnte. Um ſo weniger war dieß der Fall, als die natürliche Lage der Dinge, welche in ſtets ſich gleichbleibendem Maße für eine feſte Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England ſpricht, ſich allen perſönlichen Antipathien zum Trotz auch damals wieder geltend zu machen begann. Während der letzten Monate der Regierung Karl's VI. fand, von England eifrig geſucht und von den Conferenzminiſtern Starhemberg und Harrach begünſtigt, eine Annäherung zwiſchen Oeſterreich und England ſtatt. Der Kaiſer ſelbſt, ſeinen wahren Vortheil wohl begreifend, zeigte ſich derſelben nicht abgeneigt; ſein plötzlicher Tod verhinderte es jedoch, daß er ſich noch eines Reſultates dieſer Schritte hätte erfreuen können.

Was Rußland betraf, ſo hatte Karl VI. die gegründetſte Urſache zu hoffen, daß ſeine Tochter wenigſtens an dieſer Macht einen ſtarken Rückhalt und eine ſichere Stütze finden werde gegen ihre Feinde. Denn zur Aufrechthaltung des Bündniſſes mit Rußland war ja der Kaiſer in den Kampf getreten mit der Pforte, und hatte, während der Fortgang des Krieges für Rußland ein durchaus günſtiger geweſen, ſelbſt nur die empfindlichſten Verluſte erlitten. Wenn je in politiſchen Dingen von einer Pflicht der Dankbarkeit die Rede ſein konnte, ſo beſtand damals eine ſolche von Seite Rußlands gegen Oeſterreich, und es war wohl mit ziemlicher Beſtimmtheit darauf zu rechnen, daß die Czarin Anna bei ihren ſonſtigen wohlwollenden Geſinnungen für das Kaiſerhaus eintretenden Falles auch ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen daſſelbe nachkommen werde. Aber in denſelben Tagen, in welchen Kaiſer Karl VI. ſtarb, wurde auch die Czarin von dem irdiſchen Schauplatze abgerufen. Die Staatsumwälzungen, welche auf dieſes Ereigniß folgten, brachten das ruſſiſche Reich in einen Zuſtand ſo großer Verwirrung, daß die Ausſicht auf Hülfe von dorther ſich immer trüber geſtaltete.

Was die Pforte anging, ſo mußte man, insbeſondere nach den unglücklichen Feldzügen der jüngſt vergangenen Jahre, durch welche

die Zuverſicht der Türken mächtig gehoben und der durch Eugen's Heldenthaten in ihnen erweckte Glaube an die Unbeſiegbarkeit der kaiſerlichen Heere völlig erloſchen war, ihr gegenüber höchſt zufrieden ſein, wenn ſie den Tod des Kaiſers nicht als Anlaß benützte, den Belgrader Frieden zu brechen und einen Verſuch zu machen, ſich dasjenige anzueignen, was ſie immer noch als ihr altes Beſitzthum anſah. Aehnliches war in Italien, und zwar von Sardinien und von Neapel aus zu beſorgen, den einzigen beiden Staaten, welche dort irgendwie in Betracht kamen.

In Sardinien trug damals König Karl Emanuel III. die Krone, und es hatte ſich bald gezeigt, daß er in dem von ſeinem Vater Victor Amadeus ererbten Geiſte fortfuhr, unbekümmert um Recht und Vertrag jedes Mittel zu benützen, ſo verwerflich es ſonſt auch ſein mochte, wenn er nur hoffen durfte, ſeinen Länderbeſitz durch dasſelbe zu vergrößern oder ſonſt einen Vortheil für ſich zu erlangen. Daß der König in demſelben Augenblicke, in welchem er ſich in der Perſon eines Bevollmächtigten vom Kaiſer mit Montferrat belehnen ließ, nicht allein die Vorbereitungen, die Waffen wider das Haus Oeſterreich zu ergreifen, getroffen, ſondern daß er zu dieſem Ende ſchon ein Bündniß mit Frankreich abgeſchloſſen hatte, nennt ein unparteiiſcher Beobachter, der venetianiſche Botſchafter Erizzo einen Schritt, ſo weit entfernt von jener Ehrenhaftigkeit, welche Fürſten immer beobachten ſollten, daß es begreiflich ſei, wenn man am Kaiſerhofe von dem Könige von Sardinien die ſchlechteſte Meinung hege und auch ſeinen wärmſten Freundſchaftsverſicherungen keinen Glauben beimeſſe. Immer werde man ſeine Schritte mit Mißtrauen anſehen und vorausſetzen, daß er, der ſich um die heiligſten Verpflichtungen nicht kümmere, einzig und allein nach Vergrößerung ſeiner Macht ſtrebe, und daher jede Gelegenheit ergreifen werde, ſich auch noch des Ueberreſtes des Staates von Mailand zu bemächtigen, von welchem er bereits einen ſo anſehnlichen Theil beſaß [31]).

Inwiefern das Verwandtſchaftsverhältniß, in welches König Karl Emanuel durch ſeine Verheirathung mit einer Schweſter des Großherzogs von Toscana zu demſelben getreten war, von Einfluß ſein werde auf ſeine zukünftige Haltung gegen das Haus Oeſterreich, lag

noch außer aller Berechnung. Einen gewiſſen Grad von Annäherung werde dieſer Umſtand jedoch immerhin, ſo hoffte man, zwiſchen den Höfen von Wien und Turin herbeiführen, während es den Beziehungen des Erſteren zu demjenigen von Neapel an jedem Anknüpfungspunkte fehlte.

Hier ſaß der junge König Karl III. auf dem Throne, welchen er erſt vor wenig Jahren beſtiegen hatte, noch in völliger Abhängigkeit von Spanien, deſſen Königshauſe er entſtammte und dem er ſeine Erhöhung verdankte. So lange Karl's Mutter, die Königin Eliſabeth noch lebte, welche ſchon mehr als zwanzig Jahre hindurch mit ihrem unſteten Unternehmungsgeiſte Europa in Unruhe verſetzte, war mit Recht zu beſorgen, die ſpaniſche Politik werde nicht aufhören in den Bahnen ſich fortzubewegen, welche ſie ſo lange Zeit hindurch gleichmäßig verfolgt hatte. Und was insbeſondere das Haus Oeſterreich betraf, ſo durfte dasſelbe um ſo weniger von Spanien Gutes erwarten, als die Königin Eliſabeth, nachdem durch die Verheirathung der Erzherzogin Thereſe jede Möglichkeit, deren Hand für ihren Sohn Karl zu erhalten, abgeſchnitten war, ſich eifrigſt bemüht hatte, ihm diejenige der jüngeren Erzherzogin zu erwerben. Die abſchlägige Antwort, welche dieſem Begehren zu Theil wurde, konnte die Königin in ihrer ohnedieß feindſeligen Stimmung gegen das Kaiſerhaus nur beſtärken. Große Beſürchtungen zu erregen, dazu war jedoch Spanien, ſo lange es für ſich allein blieb, ſchon ſeiner geographiſchen Lage wegen nicht geeignet. Alles kam darauf an, wie ſich Frankreich verhalten werde, welches zu jener Zeit ſich auf dem Höhepunkte ſeiner Macht befand und einen faſt gebieteriſchen Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten ausübte.

Eine eigenthümliche, ſich nicht ſelten wiederholende Erſcheinung in der Geſchichte iſt es, daß Staaten, welche kurz zuvor in blutigen Kampf mit einander verwickelt waren, nach Beendigung des Krieges in ein enges Freundſchaftsverhältniß treten, während ſie zu ihren früheren Bundesgenoſſen, welche ſie der Verabſäumung ihrer Verpflichtungen beſchuldigen, in eine faſt feindſelige Stellung gerathen. Gleiches war nach Abſchluß der Friedenspräliminarien vom 3. Oktober 1735 mit Oeſterreich der Fall. Zu Preußen, zu den Seemächten

kam es in gespannte Beziehungen, während diejenigen zu Frankreich sich auf dem freundschaftlichsten Fuße gestalteten. Wie Erizzo bezeugt, gab es damals kaum irgend eine politische Angelegenheit in Oesterreich, über welche man sich nicht mit Frankreich verständigte und dessen Rath befolgte.

Der Gedanke, von welchem der Wiener Hof hiebei ausging, war allerdings an und für sich kein unrichtiger zu nennen. Wenn es gelang, Frankreich, wie es sich durch feierliche Gelobung dazu anheischig machte, wirklich zu thatkräftiger Unterstützung der pragmatischen Sanktion zu bestimmen, so durfte man die drohendste Gefahr als beseitigt ansehen. Mit Frankreich als Bundesgenossen hatte das Haus Oesterreich von Baiern und Sachsen, von Sardinien und Spanien keinen Augenblick etwas zu fürchten. Mit ebenso großer Leichtigkeit hätte es sich der beiden Kurfürsten erwehrt, als die zwei anderen Staaten von Frankreichs weit überwiegender Macht im Zaume gehalten worden wären.

Aber ganz anders stellte sich die Sachlage dar, wenn die Frage aufgeworfen wurde, ob denn Frankreich mit seinen Freundschaftsversicherungen es ernstlich meine und ob auf dessen gewaffneten Beistand auch wirklich mit Sicherheit zu zählen sei. Und darüber gab sich der Wiener Hof, wie er zu seinem empfindlichsten Nachtheile nur allzubald erfuhr, einer vollständigen Täuschung hin. Sinzendorff und Bartenstein muß die Hauptschuld davon zugeschrieben werden. Der Erstere that sich insbesondere viel zu Gute auf seine vertraulichen Beziehungen zu dem Cardinal Fleury, und er behauptete, dessen günstige Stimmung für Oesterreich verbürgen zu können. Allerdings waren die damaligen Kundgebungen Frankreichs der Art, daß man durch sie in einer solchen Meinung, wenn man sie einmal gefaßt hatte, nur bestärkt werden konnte. So hatte Frankreich es bewirkt, daß Baiern äußerlich wenigstens in ein besseres Verhältniß zum Kaiserhause trat, und demselben Truppen zum Kampfe gegen die Ungläubigen überließ. So war es wieder Frankreich, welches die Vermittlung des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte mit wahrem Eifer betrieben und ihn in der That auch zu Stande gebracht hatte; freilich in einer Weise, in welcher dem Ersteren die schwersten

Verluſte zugefügt, der Letzteren aber glänzende Vortheile zu Theil wurden. Das entſchuldigte Frankreich aber wieder mit den unglücklichen Kriegsereigniſſen, und es wußte mit ſolcher Geſchicklichkeit die Fäden zu ſpinnen, daß man zu Wien in der That von denſelben völlig umgarnt war. So weit ging dieß, daß ſich, als der Kaiſer ſtarb, das Gerücht verbreitete und von ſonſt wohlunterrichteten Perſonen geglaubt wurde, Karl VI. habe den König Ludwig XV. zum Vollſtrecker ſeines Teſtamentes eingeſetzt [32]). Dem war jedoch keineswegs ſo; außer den ſchon früher angedeuteten Verfügungen iſt in dem Teſtamente nichts enthalten, und von dem Könige von Frankreich oder ſonſt einem auswärtigen Fürſten mit keinem Worte die Rede [33]).

Ueberblickt man noch einmal die Verhältniſſe Oeſterreichs zu den fremden Staaten, wie ſie damals ſich geſtaltet hatten, ſo wird es klar, daß auf verläßliche Hülfe von keiner Seite zu rechnen war. In Wien glaubte man noch am eheſten auf Frankreich bauen zu dürfen. Daß dieſe Hoffnung eine trügeriſche ſei, ſagten jedoch vorurtheilsfreie Beobachter ſchon damals vorher. Beſtätigten ſich ihre Befürchtungen, nahm Frankreich nicht für, ſondern gegen das Haus Oeſterreich Partei, dann war eine Reihe der unheilvollſten Ereigniſſe vorherzuſehen. Das Aergſte mußte man beſorgen, und bei dem gänzlichen Mangel nur einiger Maßen ausreichender Stützpunkte im Innern oder von Außen her ſchien es, daß aus dem Schiffbruche, der dann bevorſtand, für die Tochter und Erbin Karl's VI. kaum irgend etwas zu retten war [34]).

Viertes Capitel.

Maria Thereſia hatte in dem Augenblicke, als ihr Vater ſtarb, ihr vier und zwanzigſtes Jahr noch nicht zurückgelegt. Obgleich ſeit längerer Zeit ſchon kein vernünftiger Zweifel mehr obwaltete, daß ihr dereinſt die Erbfolge in Oeſterreich zufallen werde, obgleich ihre glücklichen geiſtigen Anlagen kein Geheimniß geblieben ſein konnten, ſo war doch bisher nicht das Geringſte geſchehen, ſie in die Beſorgung der Staatsgeſchäfte einzuweihen. Sie trat ſomit als völliger Neuling an die Spitze derſelben, und man vermochte nicht zu beurtheilen, inwiefern ſie einer ſo ungeheuren Laſt auch gewachſen ſein werde. Freilich hoffte Jeder, der ſie kannte, zuverſichtlich darauf, denn wer nur immer mit ihr in Berührung gekommen war, hatte ſich ſchon die günſtigſte Meinung von ihr gebildet. Beſaß ſie ja doch alle Eigenſchaften im höchſten Grade, welche die Zuneigung, die Verehrung der Menſchen zu gewinnen geeignet ſind. Ihre körperliche Schönheit hatte ſich erſt nach ihrer Vermählung zu vollem Glanze entwickelt; ſeltener Liebreiz und majeſtätiſches Weſen waren in ihrer äußeren Erſcheinung in eigenthümlicher Weiſe vereinigt. Der reine Strahl des tiefblauen Auges, voll Lebhaftigkeit und doch zugleich voll Sanftmuth, die hohe Stirne, das reiche blonde Haar, der ſanft geſchwellte Mund, die blendend weißen Zähne, das feine Oval und der heitere Ausdruck des Antlitzes, die friſche Hautfarbe, die wundervollen Formen des Halſes, der Arme und der Hände, die ganze von Geſundheit ſtrotzende, zugleich anmuthige und doch kräftige, mehr als mittelgroße Geſtalt, ihr leichter

und doch zugleich würdevoller Gang [1]) ließen Maria Thereſia als eine jener wenigen, von der Natur bevorzugten Frauen erſcheinen, welche als Muſter vollendeter Weiblichkeit angeſehen werden können. Dazu geſellte ſich noch eine bewunderungswürdige Lebhaftigkeit des Geiſtes, eine ſcharfe Urtheilskraft, ein immer treues Gedächtniß, die glückliche Gabe, ihre Gedanken, ſei es im Privatgeſpräch, ſei es in öffentlicher Rede mit Leichtigkeit, mit Sicherheit und in einer von der Richtigkeit ihrer Anſchauungen überzeugenden Weiſe auszudrücken, ein warmer Sinn für den Ruhm ihres Hauſes und das Wohl ihrer Unterthanen, ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Geſetz, eine ihrem Innerſten entſtammende Frömmigkeit und ein durch Nichts zu erſchütterndes Vertrauen auf Gott. So war die Fürſtin, in deren unerfahrene, aber ſtarke Hand nun das Schickſal des Hauſes Oeſterreich und ſeiner weit ausgedehnten Staaten, das Schickſal vieler Millionen Menſchen gelegt wurde, welche nach Sitte, Abſtammung und Sprache völlig verſchieden, gerade in der gemeinſamen Herrſcherin das ſtärkſte Band erkannten, das ſie an einander feſſelte.

Maria Thereſia war zur Zeit des Todes ihres Vaters in Folge des erſchütternden Eindruckes, welchen das letzte Zuſammenſein mit ihm und die Vorausſicht jenes ſo ſehr gefürchteten Ereigniſſes auf ſie hervorgebracht hatten, nicht unbedenklich erkrankt. Mit kräftigem Willen überwand ſie aber jedes körperliche Unwohlſein, als es galt den Poſten auch wirklich einzunehmen, zu dem ſie durch die Fügung der Vorſehung berufen wurde. Allſogleich begann ſie ſich der Erfüllung der mit ihrer hohen Würde verbundenen Pflichten zu unterziehen, denen ſie von nun an vierzig Jahre hindurch im ſtrengſten Sinne des Wortes ununterbrochen oblag.

Die erſte Sorge mußte natürlich dahin gerichtet ſein, die der Erzherzogin kraft der pragmatiſchen Sanktion zuſtehende Erbfolge in den öſterreichiſchen Ländern ungeſäumt und in einer Weiſe vor ſich gehen zu laſſen, daß wenigſtens von Seite dieſer Länder ſelbſt kein wie immer gearteter Widerſpruch dagegen laut werde. Nur wenn dieß gelang, durfte man hoffen, den Angriffen begegnen zu können, welche wider die Nachfolge Maria Thereſia's von Außen her zu erwarten waren.

Der Wiener Hof handelte in der schwierigen Lage, in welcher er sich befand, mit größerer Schnelligkeit als man sie unter dem verstorbenen Kaiser gewohnt war. Noch an dem Todestage ihres Vaters empfing Maria Theresia die Huldigung der obersten Behörden, und bei dieser Feierlichkeit war es zum ersten Male, daß sie ihren jetzigen Unterthanen als Herrscherin sich zeigte. Der Eindruck, welchen ihre Erscheinung, ihre Haltung auf die Versammlung hervorbrachte, war ein mächtiger, ein wahrhaft ergreifender. Als ihr der Oberstthofmeister des verstorbenen Kaisers, Graf Sigmund Rudolph Sinzendorff als diejenige Person, welche die vornehmste Stelle am Hofe bekleidete, im Namen Aller, die im Besitze von Aemtern sich befanden, dieselben zu Füßen legte, weil die Vollmacht zur Ausübung der damit verbundenen Functionen mit dem Tode des Kaisers erloschen war, antwortete Maria Theresia, unter dem Thronhimmel stehend und in freier Rede zu den Männern sprechend, welche so lange Jahre hindurch ihrem Vater gedient hatten. Oftmals durch Thränen unterbrochen, erklärte sie ihnen, daß der Kaiser ihr seine Minister in angelegentlicher Weise empfohlen habe, daß sie dieselben einstweilen in ihren Aemtern bestätige und fest überzeugt sei, sie würden die bisherige Treue, den bisherigen Eifer auch fortan in gleichem Maße bewähren [2]). Von diesem Augenblicke angefangen nahm Maria Theresia den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich an, und sie bediente sich desselben fortan bei allen amtlichen Ausfertigungen.

Die günstigen Folgen so raschen Handelns waren zweifacher Art. Vorerst flößte es den altersschwachen, an thatkräftiges Auftreten schon lange nicht mehr gewöhnten Ministern, welche Karl VI. hinterlassen hatte, wenigstens einen Theil jenes Selbstvertrauens, jener Entschlossenheit ein, deren sie so sehr bedurften. Denn in so hohem Maße waren sie von Kleinmuth ergriffen worden, daß sie, wie ein Augenzeuge versichert, schon die Türken in Ungarn, die Ungarn selbst im Aufstande, die Sachsen in Böhmen, die Baiern an den Thoren Wiens erblickten und Frankreich als die Seele von All' dem ansahen [3]), dort jedoch gleichwohl keine Gefahr vermutheten, von woher sie am unmittelbarsten drohte. Andererseits aber diente es dazu, Diejenigen einzuschüchtern, welche den Augenblick der ersten Bestürzung und Verwirrung benützen

wollten, um der neuen Herrscherin in ihrem eigenen Lande Schwierigkeiten zu bereiten und ihre Thronfolge, wenn nicht zu hindern, so doch zu erschweren.

Als das geeignetste Mittel hiezu bot sich die Erregung eines Aufstandes in Wien und dessen Umgebung dar. Durch die Einflüsterungen baierischer Emissäre und die Einwirkungen verschiedener Nebenumstände waren die Gemüther schon mehr als genügend hiezu vorbereitet. Der allzu zahlreiche Wildstand, den Karl VI. als leidenschaftlicher Jäger in Wiens nächster Nähe unterhielt und durch welchen dem Landvolke vielfacher Schaden verursacht wurde, hatte die Popularität des Kaisers wesentlich beeinträchtigt und eine gereizte Stimmung wider ihn hervorgerufen. Durch den damit außer allem Zusammenhange stehenden Zufall, daß die ungünstige Witterung während des Monates Oktober die Weinernte nahezu vernichtet hatte und auch sonst große Theuerung der Lebensmittel herrschte, war die allgemeine Aufregung noch mehr gesteigert worden, und sie wurde schnell benützt, um Zusammenrottungen hervorzurufen. Das Landvolk begann einen Vernichtungskrieg gegen die kaiserliche Wildbahn und wurde nur dadurch besänftigt, daß Maria Theresia selbst das Wild in großen Massen abschießen ließ.

In der Hauptstadt blieb vor der Hand Alles ruhig. Zwar erhoben sich Stimmen, welche erklärten, es sei unvereinbar mit der Würde des Reiches, von einer Frau regiert zu werden, und das allgemeine Wohl fordere dringend, einem deutschen Fürsten die Herrschaft über Oesterreich zu übertragen [4]). Insbesondere unter den niederen Volksklassen schien die Meinung Boden zu gewinnen, mit dem Tode des Kaisers sei auch die Regierung aufgelöst und der Kurfürst von Baiern werde kommen, um die österreichischen Lande in Besitz zu nehmen. Aber die Versuche, hie und da eine lärmende Demonstration zu veranlassen, wurden von den Behörden ohne Schwierigkeit vereitelt. Erst einen Monat später, am 22. November, dem Tage, an welchem die Stände Niederösterreichs die feierliche Huldigung leisteten, kam es zu ernsteren Excessen. An den Orten, an denen der damaligen Gewohnheit nach Wein und Lebensmittel ausgetheilt wurden, rottete sich der Pöbel zusammen, trieb allerlei Unfug und strömte endlich zu dem Hause des Hofkriegsrathes von Wöber, einer besonders unbeliebten

Persönlichkeit. Hier wurden in beiden Stockwerken die Fenster eingeworfen und die städtischen Wachen, welche zum Schutze des Bedrohten herbeigeeilt waren, mit Knütteln und Steinwürfen zurückgetrieben. Dem Dragoner-Regimente Althan, das nun aufgeboten wurde, gelang es jedoch bald, die Rädelsführer zu verhaften und die Volkshaufen zu zerstreuen [5]).

Diese Ruhestörungen, so lästig sie auch an und für sich waren, können jedoch keinen Augenblick als ein wirkliches Hemmniß der Thronbesteigung Maria Theresia's angesehen werden. Dieselbe ging vielmehr nicht nur in Wien glücklich vor sich, sondern auch in den verschiedenen Provinzen wurde die Feier der Huldigung ohne jedes Hinderniß, ja mit lebhaftester Betheiligung der Bevölkerung vorgenommen. Die Berichte darüber lauteten im günstigsten Sinne. „Es ist glück„lich gelungen", schreibt ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, „die ver„schiedenen Völker mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß die „Monarchie beisammen zu erhalten und ihre Trennung nicht zuzu„lassen sei" [6]).

Auch in Ungarn brach sich die gleiche Anschauungsweise ungehindert Bahn. Von dorther war der Feldmarschall und Judex Curiae Graf Johann Palffy noch während der Krankheit Karl's VI. nach Wien berufen worden. Denn das große Ansehen, welches dieser verdiente Krieger und Staatsmann in seinem Heimathlande mit Recht genoß, sowie seine bekannte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an den Großherzog von Toscana ließen ihn als die geeignetste Person erscheinen, um über die Maßregeln zu Rathe gezogen zu werden, welche man hinsichtlich Ungarns zu ergreifen hatte [7]).

Am Tage nach dem Tode des Kaisers, dem 21. Oktober, wohnte Maria Theresia zum ersten Male einer Versammlung der geheimen Conferenz bei. Sie führte in derselben den Vorsitz, ihr Gemahl saß ihr zur Linken. Die Räthe des verstorbenen Kaisers, Sinzendorff, Starhemberg, beide Harrach und Königsegg bildeten auch jetzt noch die Conferenz. Tiefgebeugt durch Alter und körperliche Gebrechlichkeit mögen diese Männer, von welchen der Jüngste seinem siebzigsten Lebensjahre sich näherte, auch äußerlich schon einen gar seltsamen Contrast gebildet haben zu dem in jugendlicher Frische und Schönheit

ſtrahlenden Herrſcherpaare. Nicht geringer war der innere Gegenſatz zwiſchen ihnen. Er zeigte ſich am auffallendſten in der muthvollen, entſchloſſenen Haltung, welche Maria Thereſia und ihr Gemahl vom erſten Augenblicke an beobachteten. Auch in der raſtloſen Thätigkeit, die ſie entwickelten [8]), wurde er deutlich ſichtbar. In ſolchem Maße gab ſich ihr insbeſondere die Königin hin, daß ſie, wie ein Augenzeuge verſichert, kaum die nöthige Zeit ſich gönnte, um zu ſchlafen oder eine Mahlzeit zu ſich zu nehmen [9]).

Was jedoch Maria Thereſia und ihrem Gemahl am ſchnellſten alle Herzen gewann, das war hauptſächlich die Verſöhnlichkeit und Milde, die ſie in wahrhaft überraſchender Weiſe an den Tag legten [10]). Man kennt die wenig erfreuliche Stellung, welche insbeſondere Franz von Lothringen an dem Hofe ſeines Schwiegervaters einnahm, die Intriguen, die gegen ihn geſpielt wurden, und die peinliche Zurückſetzung, die er in Folge derſelben gar oft erfahren mußte. Jetzt war der geeignete Zeitpunkt eingetreten, ſich hiefür zu rächen, und gar Mancher mochte mit Herzklopfen den erſten Schritten in dieſer Richtung entgegen blicken. Aber nichts von alledem geſchah. „Wer jetzt „den Großherzog handeln ſieht", ſchreibt Graf Tarouca an einen vertrauten Freund [11]), „der würde glauben, daß er niemals den geringſten „Grund zur Unzufriedenheit mit irgend Jemand gehabt habe. Die„jenigen, welche man als ſeine Widerſacher kannte, ſind nun ſeine „Miniſter, ſeine Rathgeber, ja faſt die Leiter ſeiner Schritte. Jetzt „wäre ihm die beſte Gelegenheit geboten, die Männer zu demüthigen, „welche aus Unklugheit oder aus ſonſtigen Urſachen Schuld waren, „daß die Geſchäfte in andere Hände als in die ſeinigen gelegt wurden. „Doch ging hierüber kein Wort als etwa eines der Entſchuldigung „aus ſeinem Munde hervor. Ja er wartete nicht einmal ab, daß von „Seite jener Männer die erſten Schritte geſchahen; er ſelbſt beeilte „ſich, ſie um die Fortſetzung ihrer Dienſte anzugehen, gerade wie ein „gewiſſenhafter Privatmann, dem nichts als das Intereſſe ſeines Herrn „am Herzen liegt, gegen ſeines Gleichen handeln würde".

Dieſes Verfahren des Großherzogs und das nicht minder verſöhnliche Benehmen Maria Thereſia's, in deren ganzem Weſen die gewinnendſte Sanftmuth mit unerſchütterlicher Feſtigkeit in ganz eigen-

thümlicher Weiſe gepaart war [12]), erfüllte Jeden, mit welchem ſie in Geſchäftsverkehr traten, mit dem lebhafteſten Eifer, ihnen zu dienen [13]). Es nach beſten Kräften zu thun, ſchien das einmüthige Beſtreben Aller zu ſein, und es gewann das Anſehen, als ob die früheren Meinungsverſchiedenheiten unter den Miniſtern, welche nicht ſelten in offenen Zwieſpalt, ja in gegenſeitige Anfeindungen ausgeartet waren, plötzlich erloſchen wären vor der Eintracht, welche das Herrſcherpaar ſelbſt beſeelte [14]). Dieſe recht unverhüllt hervortreten zu laſſen und gleichzeitig die Stellung ihres Gemahls zu einer möglichſt glänzenden, der ihrigen gleichkommenden zu geſtalten, darauf war ſchon von Anfang an Maria Thereſia's eifrigſtes Beſtreben gerichtet. Das beſte Mittel hiezu und gleichzeitig den geeignetſten Weg, dem Großherzoge zur Kaiſerwürde zu verhelfen [15]), erblickte ſie darin, daß ſie ihn zum Mitregenten in den öſterreichiſchen Erbkönigreichen und Landen erklärte und ihm für den Fall ihres Todes die Regentſchaft daſelbſt bis zu dem Zeitpunkte übertrug, in welchem der rechtmäßige Thronerbe zur Volljährigkeit gelangt ſein würde. Die ausdrücklich beigefügte Bemerkung, daß hiedurch die pragmatiſche Sanktion und die durch ſie feſtgeſetzte Thronfolgeordnung in keiner Weiſe abgeändert werden ſolle, wurde von dem Großherzoge durch einen eigens ausgefertigten Revers noch insbeſondere bekräftigt.

Der Hauptgegenſtand jedoch, welchem von nun an der Großherzog ſeine Obſorge zu widmen hatte, beſtand darin, die bewaffnete Macht mit thunlichſter Beſchleunigung dem Zuſtande des Verfalles, in welchen ſie während der letzten Regierungszeit Karl's VI. verſunken war, zu entreißen und ſie auf einen möglichſt achtunggebietenden Fuß zu ſetzen. Schon in der Verſammlung der geheimen Conferenz vom 24. Oktober 1740, welcher auch Johann Palffy beigezogen wurde, beriethen Maria Thereſia und ihr Gemahl mit den Miniſtern über dieſe höchſt wichtige Angelegenheit, inſoweit ſie ſich auf Ungarn bezog. Das Commando über die dort befindlichen Truppen könne, ſo wurde erklärt, in keine beſſeren Hände als in diejenigen Palffy's gelegt werden. Mit unbeſchränkter Vollmacht, ja gewiſſer Maßen als Stellvertreter der Königin habe er ſich dorthin zu verfügen [16]). An ſeine Befehle wurde auch Graf Alexander Karolyi, welcher in Ober-Ungarn

commandirte, an ihn wurden alle übrigen Generale in Ungarn und deſſen Nebenländern gewieſen.

Eine zweite bedeutſame Maßregel Maria Thereſia's beſtand darin, daß ſie den Generalen, welche in Folge der unglücklichen Ereigniſſe des letzten Türkenkrieges noch immer gefangen ſaßen, nicht nur die Freiheit, ſondern auch die hohe militäriſche Würde wiedergab, die ſie bekleidet hatten. Es waren dieß die Grafen Seckendorff, Neipperg und Wallis. In beſonders ehrenvoller Weiſe geſchah jener Schritt Seckendorff und Neipperg gegenüber, deren frühere ausgezeichnete Haltung mit rühmender Anerkennung und der Bemerkung hervorgehoben wurde, die Königin rechne mit voller Beſtimmtheit auf die Fortſetzung ihrer treuen und eifrigen Dienſte. Seckendorff begab ſich, nachdem er Maria Thereſia ſeine Ehrfurcht und Dankbarkeit bezeigt hatte, nach der ſeiner Obhut anvertrauten Reichsfeſtung Philippsburg. Neipperg blieb in Wien und wurde von nun an den Conferenzen in militäriſchen Dingen beigezogen. Dem Feldmarſchall Grafen Wallis wurde ſeiner Bitte gemäß geſtattet, auf ſeinem Landgute zu verbleiben. Auch ein vierter Officier, Oberſt Heinrich Maximilian von Humprecht, welcher an der ſchimpflichen Uebergabe Niſſa's Antheil genommen hatte und darum zur Caſſation verurtheilt worden war, wurde in ſeine frühere Stellung wieder eingeſetzt.

So wie Maria Thereſia die während der Regierung ihres Vaters in Haft gebrachten Generale durch ſchnelle und vollſtändige Begnadigung ihrem Dienſte wieder zu gewinnen ſich bemühte, ſo trachtete ſie Diejenigen, gegen welche kein Anſchuldigungsgrund obgewaltet hatte, durch Beförderung oder ſonſtige Auszeichnung zu erneuerten Anſtrengungen zu ermuntern. Ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen ernannte ſie zum Feldmarſchall, den Freiherrn von Wachtendonk aber, welcher ſeiner Zeit die kaiſerlichen Streitkräfte auf Corſica befehligt hatte und nun in Toscana ſtand, zum Feldzeugmeiſter. Anderen Generalen, unter welchen ſich der nachmals ſo berühmte Graf Leopold Daun befand, wurden erledigte Regimenter verliehen.

Was endlich die Truppen ſelbſt anging, ſo ergriff man unverzüglich die geeigneten Maßregeln, um dieſelben zu ergänzen und ſie ſo ſchnell als nur immer thunlich in den Stand zu ſetzen, erforderlichen

Falles ſogleich in's Feld rücken zu können. Schon jetzt beeilte man ſich, die Regimenter dermaßen durch die öſterreichiſchen Länder zu vertheilen, daß die Punkte, die man am eheſten als bedroht anſah, wenigſtens vorläufig geſchützt erſchienen. Neun Regimenter wurden nach Böhmen, ſechs nach Mähren, vier nach Schleſien, eines nach Tirol beſtimmt. Bei Pilſen oder Budweis wollte man ein Armeecorps zuſammenziehen, um jeden Angriff zurückzuweiſen, welcher etwa von Baiern aus gegen Böhmen oder Ober-Oeſterreich unternommen werden könnte. Die in gänzlichem Verfall befindlichen feſten Plätze in Böhmen, Schleſien und Ungarn ſollten ungeſäumt in vertheidigungsfähigen Zuſtand gebracht werden.

Zur Ausführung ſolcher Beſchlüſſe bedurfte man jedoch natürlicher Weiſe nicht nur einer gewiſſen Zeit, um die während einer dreißigjährigen Regierung voll Langſamkeit und Unentſchloſſenheit begangenen Verſäumniſſe wenigſtens einiger Maßen wieder gut zu machen, ſondern auch großer Geldſummen, und dieſe waren in den gänzlich entblößten Kaſſen nicht vorhanden. Ohne gerade ſehr verſchuldet zu ſein, befand ſich doch der Staat eben damals, wie freilich faſt jederzeit in der peinlichſten Geldverlegenheit [17]). Da für den Augenblick wenigſtens die Eröffnung neuer, ergiebiger Hülfsquellen nicht leicht ausführbar erſchien, ſo griff man vorerſt zu dem Auskunftsmittel, diejenigen Ausgaben zu unterdrücken oder zu beſchränken, welche entweder ganz oder doch in ihrer bisherigen Höhe als überflüſſig erkannt wurden. Hiezu gehörten vor Allem die ungemein zahlreichen und anſehnlichen Penſionen, welche Karl VI. an ſeine ehemaligen ſpaniſchen Anhänger und auch an andere Perſonen, die ſpäter aus Spanien nach Oeſterreich gekommen waren, ausbezahlen ließ, und von denen man in Wahrheit ſagen konnte, daß ſie den Kaiſer arm gemacht hatten. Hiezu gehörten die größtentheils durch unglaublichen Unterſchleif zu übertriebener Höhe angewachſenen Ausgaben für die Hofhaltung, wie denn, um ſtatt vieler Beiſpiele nur eines einzigen zu erwähnen, für die verwitwete Kaiſerin Amalie als täglicher Schlaftrunk allein zwölf Kannen ungariſchen Weines, für jede Hofdame aber ſechs Kannen Wein verrechnet wurden.

So eifrig die Königin ſich bemühte, ihre Kriegsmacht und ihre Finanzen in befriedigenderen Zuſtand zu verſetzen, ſo war doch Niemand mehr als ſie von dem aufrichtigſten Beſtreben, den Frieden ſo lang als möglich zu erhalten, und von der Erkenntniß durchdrungen, nichts ſo ſehr als die Fortdauer der Ruhe Europa's ſei in ihrem Intereſſe gelegen. Deßhalb ſah ſie es als eine ihrer dringendſten Aufgaben an, ſich mit den hervorragendſten Mächten in gutes Einvernehmen zu ſetzen, und darum legte Bartenſtein ſchon in der erſten Sitzung der Conferenz die Weiſungen vor, welche an die Repräſentanten Oeſterreichs in Frankreich und England, in Preußen und Sachſen zu ergehen hatten. Der Tod des Kaiſers wurde gemeldet und die förmliche Notifikation dieſes Ereigniſſes ſo wie des Regierungsantrittes der Königin im voraus angekündigt. Hieran reihte ſich die Verſicherung, in den bundesfreundlichen Geſinnungen beharren zu wollen, von denen der verſtorbene Kaiſer beſeelt war, und der Ausdruck der zuverſichtlichen Erwartung, die Mächte, welche ſich zur Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion anheiſchig gemacht hatten, würden jetzt, wo der Augenblick dazu gekommen ſei, dieſe Verpflichtung wirklich erfüllen. Auch an die Mehrzahl der übrigen Regierungen wurden ähnliche Schreiben gerichtet, und an die Höfe der deutſchen Kurfürſten noch insbeſondere Perſonen von hervorragendem Range abgeſendet, um den Tod des Kaiſers zu notificiren und den daran geknüpften Erklärungen und Begehren der Königin größeren Nachdruck zu verleihen.

Dieſe Maßregeln waren um ſo mehr an der Zeit, als die Schritte gegen die Verwirklichung der pragmatiſchen Sanktion in der That nicht lang auf ſich warten ließen.

Noch während Karl VI. ſich am Leben befand, war Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern mit förmlichen Anſprüchen auf die Nachfolge in Oeſterreich hervorgetreten. Er ſtützte dieſelben nicht ſo ſehr auf das vermeintliche Erbrecht ſeiner Gemahlin, der zweitgeborenen Tochter Joſeph's I., als auf die letztwilligen Beſtimmungen des Kaiſers Ferdinand I., durch welche, wie er behauptete, dieſer Monarch den Nachkommen ſeiner an Herzog Albrecht von Baiern vermählten älteſten Tochter Anna die Erbfolge in Oeſterreich für den Fall vorbehalten habe, daß der Mannesſtamm des Hauſes Habsburg erlöſchen

ſollte. Graf Peruſa, des Kurfürſten Geſandter in Wien, hatte zur Begründung dieſer Anſprüche Einſicht in das Original des Teſtamentes und Mittheilung einer beglaubigten Abſchrift desſelben verlangt. Dieſes Begehren war jedoch bloß mündlich geſchehen, und in Wien behauptete man aus ſchwer begreiflichen Gründen demſelben nur dann willfahren zu können, wenn es ſchriftlich vorgebracht würde.

So ſtanden die Sachen, als der Kaiſer ſtarb, und wenige Tage darauf begab ſich Graf Peruſa in Folge der ihm aus München zugekommenen Verhaltungsbefehle zu ſämmtlichen Conferenzminiſtern. Er ſtellte das förmliche Begehren, daß Maria Thereſia weder als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkannt werde, noch daß ſonſt irgend etwas geſchehe, wodurch die Rechte des Kurfürſten von Baiern beeinträchtigt werden könnten. Er gab das Notificationsſchreiben, in dem Maria Thereſia dem Kurfürſten den Tod des Kaiſers und ihre Thronbeſteigung als Königin von Ungarn und Böhmen angezeigt hatte, mit der Erklärung zurück, daß ſein Herr die Erzherzogin in jener Eigenſchaft nicht anzuerkennen vermöge. Er erneuerte das Begehren um Einſicht in die teſtamentariſchen Beſtimmungen des Kaiſers Ferdinand I., und gab endlich den in Wien anweſenden Repräſentanten der fremden Mächte Kunde von den Anſprüchen des Kurfürſten auf die Nachfolge in ſämmtlichen Ländern des Hauſes Oeſterreich. Er bat ſie, bis zu dem Augenblicke, in welchem man über die unzweifelhafte Berechtigung jener Anſprüche in's Klare gekommen ſei, keinen Schritt zu thun, aus welchem eine Anerkennung Maria Thereſia's als Königin von Ungarn und Böhmen gefolgert werden könnte. Deßhalb ſollten ſie, ſo beantragte Peruſa, ſich auch jeden Verkehres mit dem öſterreichiſchen Miniſterium einſtweilen enthalten.

Der Wiener Hof ſäumte nun nicht länger, dasjenige zu veranlaſſen, was in ſeinem eigenen Intereſſe ſchon viel früher hätte geſchehen ſollen, und wovon der verſtorbene Kaiſer nur durch eine allzuweit getriebene Aengſtlichkeit abgehalten worden war. Einſtimmig beſchloß man, nicht allein dem baieriſchen Geſandten die verlangte Einſicht in das Teſtament zu geſtatten, ſondern um nebſt dem Kurfürſten ſelbſt auch ganz Europa von der Grundloſigkeit der erhobenen Anſprüche zu überzeugen, jene Handlung ſo feierlich als möglich zu geſtalten.

Am Abende des 3. November 1740 versammelten sich in den Gemächern des Obersten Hofkanzlers Grafen von Sinzendorff die in Wien anwesenden Repräsentanten Sachsens, Preußens und Hannovers, welchen noch diejenigen Englands und Rußlands beigezogen wurden. Im Auftrage der Königin habe er sie eingeladen, eröffnete ihnen Sinzendorff, um sie durch den Augenschein und in unwiderleglicher Weise von der Unanfechtbarkeit ihres Erbrechtes zu überzeugen. Das Originaltestament Ferdinand's I., von ihm selbst eigenhändig unterzeichnet, ging von Hand zu Hand, und Jeder sah klar und deutlich, daß die Nachkommen der Herzogin Anna von Baiern nicht nach dem Aussterben der „männlichen", sondern erst nach dem der „ehelichen" Leibeserben der Söhne Ferdinand's, worunter natürlich deren Töchter mit inbegriffen erschienen, zur Nachfolge in Oesterreich berufen waren [18]).

Am folgenden Tage wurde dem päpstlichen Nuntius und den Botschaftern von Frankreich und Venedig, hierauf aber dem baierischen Gesandten Einsicht von den letztwilligen Bestimmungen des Kaisers Ferdinand I. gewährt. Sogar Graf Perusa mußte sich, wenn gleich mit Widerstreben, von der Grundlosigkeit der baierischer Seits erhobenen Ansprüche überzeugen. Hiedurch ließ sich jedoch der Kurfürst, dem es natürlicher Weise weniger um die rechtliche Begründung als um die Befriedigung seines Begehrens zu thun war, von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen. Graf Perusa wurde zurückberufen, und er verließ Wien, jedoch nicht ohne einen Protest daselbst zurückgelassen zu haben, durch welchen der Kurfürst von Baiern gegen die Erbfolge Maria Theresia's in Oesterreich feierlich Verwahrung einlegte und die Geltendmachung seiner Rechte sich vorbehielt. Nun entspann sich zwischen den Höfen von Wien und München nicht nur ein weitläufiger Federkrieg, in welchem auch noch über andere letztwillige Bestimmungen, insbesondere diejenigen Ferdinand's II. für und wider gekämpft wurde, sondern die beiden streitenden Theile wetteiferten mit einander, die fremden Regierungen, welche hiebei am meisten in Betracht kamen, für ihre Ansicht zu gewinnen und sich dadurch eintretenden Falles ihres Beistandes zu versichern.

Frankreich stand hiebei natürlicher Weise in erster Linie. Denn auf sich allein beschränkt hätte Baiern seinem auf die Erbfolge in

Oesterreich gerichteten Begehren niemals irgend welchen Nachdruck zu geben vermocht. Nur mit Frankreichs Hülfe erschien es im Stande, solches zu thun, und man war daher äußerst gespannt auf die Haltung, welche die französische Regierung in dieser Sache beobachten werde. Denn von ihr hing, darüber glaubte man keinem Zweifel Raum geben zu können, es ab, ob Maria Theresia ohne ernste Störung in den Besitz der Länder des Hauses Oesterreich gelangen und der Friede Europa's gewahrt bleiben werde.

Die langjährige enge Verbindung Frankreichs mit Baiern, gemeinsam geführte blutige Kriege, und die vielfache Ermunterung, welche vor noch nicht allzulanger Zeit den Absichten des kurfürstlichen Hauses auf die Geltendmachung seiner vermeintlichen Nachfolgerechte in Oesterreich gerade von Frankreich aus zu Theil geworden war, mußten die Besorgniß erwecken, daß Gleiches auch jetzt wieder der Fall sein werde. Hiegegen sprach jedoch andererseits die feierliche Verpflichtung, welche Frankreich in dem letzten Friedensschlusse auf sich genommen hatte, die pragmatische Sanktion anzuerkennen und zu gewährleisten. Hiegegen sprachen die seither ununterbrochen aufrecht erhaltenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Fürstenhäusern, und die oftmals wiederholten Versicherungen des Cardinals Fleury, Frankreich werde unter allen Umständen dem gegebenen Worte unerschütterlich treu bleiben. Hiegegen sprach endlich die allgemein bekannte, mit seinem hohen Alter noch mehr und mehr zunehmende Friedensliebe des Cardinals, seine Abneigung vor jeder Kriegführung, und sein Ehrgeiz, dereinst mit dem Ruhme, der Pacificator Europa's gewesen zu sein, aus der Welt zu gehen [19]).

Die ersten Kundgebungen der französischen Regierung, nachdem ihr die Nachricht vom Tode des Kaisers zugekommen war, schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, Frankreich werde seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachkommen und nicht nur das Erbrecht der Tochter Karl's VI. in den österreichischen Ländern anerkennen, sondern sie auch in demselben gegen etwaige Angriffe von Außen her beschützen. Hierauf deuteten wenigstens die Versicherungen, welche Cardinal Fleury dem Botschafter Oesterreichs am Hofe von Versailles, Fürsten Wenzel von Liechtenstein gegenüber schriftlich und mündlich

ausſprach [20]). Doch mußte andererſeits wieder die auffallende Verzögerung, welche die franzöſiſche Regierung bei Beantwortung des Schreibens eintreten ließ, in dem Maria Thereſia den Tod ihres Vaters und ihre Thronbeſteigung angezeigt hatte, Verdacht erregen. Man müſſe erſt, ſo behauptete der Cardinal, über das in einem Briefe des Königs von Frankreich an die Königin von Ungarn zu beobachtende Ceremoniell einen Beſchluß faſſen und zu dieſem Ende in den Archiven darüber Nachforſchungen anſtellen, wie man es in früheren ähnlichen Fällen gehalten habe. Freilich verfehlte er nicht beruhigend hinzuzufügen, man möge in Wien keinen Augenblick dem Verdachte Raum geben, daß man hiebei irgendwelchen wider Oeſterreich gerichteten Hintergedanken hege, und er könne nur die beſtimmte Verſicherung wiederholen, der König von Frankreich werde die gegebenen Verſprechungen pünktlich erfüllen [21]).

Leider gelang es Fleury mit ſolchen Ausflüchten das Anfangs erwachte Mißtrauen der öſterreichiſchen Staatsmänner zu beſchwichtigen und ſie wenigſtens eine Zeit lang zu täuſchen [22]). Daß dieß bei Sinzendorff und Bartenſtein der Fall war, iſt bei der bekannten Richtung dieſer beiden Männer nicht zu verwundern. Aber ſelbſt Franz von Lothringen, ſonſt durchaus kein Freund Frankreichs und ſeiner Regierung, zeigte ſich voll Vertrauen in die Zuſagen des Cardinals. Nur der greiſe Graf Gundacker Starhemberg gab einer anderen Anſchauungsweiſe Raum [23]), und er wurde darin durch die Berichte beſtärkt, welche einer der ausgezeichnetſten öſterreichiſchen Agenten im Auslande, Ignaz von Wasner nach Wien gelangen ließ. Beſtimmt, den Fürſten von Liechtenſtein, wenn gleich nur in dem beſcheideneren Range eines bevollmächtigten Miniſters am franzöſiſchen Hofe zu erſetzen, ſchrieb Wasner ſchon nach den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes zu Paris dem Hofkanzler Grafen von Sinzendorff: der Cardinal beharre zwar bei ſeinen früheren Betheuerungen und verſichere fortwährend daß nur die Nachforſchungen in den Archiven ſo viele Zeit in Anſpruch nähmen. Es zeige ſich jedoch immer mehr und mehr, „daß die Kö„nigin ihr größtes Vertrauen nebſt Gott in eine gute Armee und „in zweckmäßige Vorkehrungen in ihren eigenen Erbkönigreichen und „Landen zu ſetzen habe. Dadurch werde ſie am eheſten im Stande

„ſein, ihrer Feinde ſich zu erwehren, ihre Freunde aber ſich zu er„halten“ [24]).

Fleury war ein zu erfahrener Staatsmann, um nicht zu fühlen, daß Frankreichs fortwährende Zögerung, durch offene Anerkennung des Erbfolgerechtes der Königin von Ungarn über die Haltung, die es in dieſer Sache zu beobachten gedenke, volle Klarheit zu gewähren, endlich auch in Wien begründetes Mißtrauen hervorrufen müſſe. Dem vorzubeugen, benützte er jeden Anlaß zu umſtändlicher Wiederholung der gleich Anfangs ertheilten Zuſagen. Er erklärte, das Betragen des Kurfürſten von Baiern zu mißbilligen und es in deſſen eigenem Intereſſe zu bedauern, daß ſich derſelbe durch Erhebung ganz unbegründeter Anſprüche ſo ſehr bloßgeſtellt habe. Er behauptete, ihn hievor oftmals gewarnt zu haben, und ſprach ſich bei ſolchen Gelegenheiten in einer Weiſe über den Kurfürſten aus, welche, wenn man ſie für aufrichtig anſehen durfte, wohl geeignet erſchien, jeden Verdacht eines Einverſtändniſſes zwiſchen Frankreich und Baiern zu zerſtreuen [25]).

Das Benehmen der franzöſiſchen Regierung brachte für Maria Thereſia ſchädlichere Wirkungen mit ſich, als dieß durch eine offene, wenn gleich feindſelige Kundgebung der Fall geweſen wäre. Denn der Wiener Hof hatte die letzten Jahre hindurch ein zu inniges Einvernehmen mit Frankreich unterhalten und um einen zu theuren Preis deſſen Freundſchaft erkauft, als daß er nicht ausreichenden Grund gehabt hätte, die Verſicherungen des Cardinals für aufrichtig zu halten. Darüber und in dem ſorgfältigen Beſtreben, nur ja nicht mit Frankreich in Zwieſpalt zu gerathen, verſäumte er es, ſich mit größerer Entſchiedenheit den Seemächten, insbeſondere England zuzuwenden, welches Maria Thereſia nicht nur unverzüglich als Beherrſcherin der Länder des Hauſes Oeſterreich anerkannt und den ihrem Vater ertheilten Zuſagen treu bleiben zu wollen erklärt hatte, ſondern noch weiter ging und den Abſchluß einer großen Allianz wider das Haus Bourbon vorſchlug, mit deſſen ſpaniſchem Zweige es eben in einen Seekrieg verwickelt war. So wie England, ſo kündigten auch die Generalſtaaten ihren Entſchluß an, ihren tractatmäßigen Verpflichtungen gegen die Erbin Karl's VI., ſowohl was die pragmatiſche Sanktion als was die

Bestimmungen des Barrierevertrages anging, pünktlich nachkommen zu wollen. Auch von Italien her kamen der Königin ebenso beruhigende Erklärungen zu. Ja der mächtigste unter den dortigen Fürsten, König Karl Emanuel III. von Sardinien war sogar der Erste, welcher Maria Theresia als die rechtmäßige Nachfolgerin ihres Vaters in den österreichischen Staaten anerkannte[26]). Die Republik Venedig und Papst Benedikt XIV. folgten, wenn gleich mit geringerer Eile, seinem Beispiel.

Von Rußland liefen trotz des dort eben vor sich gegangenen Thronwechsels wenigstens nicht ungünstig lautende Nachrichten ein. Denn obgleich man sich von dem Feldmarschall Grafen Münnich, der sich nun auf dem Höhepunkte seiner Macht befand, nicht viel Gutes für Oesterreich versprach, so erweckte doch andererseits wieder der Umstand, daß der Vater des neuen Czars, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, ein Neffe der Kaiserin Elisabeth und dem Hause Oesterreich völlig ergeben war, nicht unbegründete Hoffnungen auf Hülfeleistung von dort. Auch König August III. von Polen, Kurfürst von Sachsen, auf dessen Kundgebungen schon darum ein hoher Werth gelegt werden mußte, weil er trotz des von seiner Gemahlin geschehenen Verzichtes auf jedes Nachfolgerecht in Oesterreich doch immerhin von mancher Seite als Erbprätendent angesehen wurde, gab die beruhigendsten Erklärungen. Er versicherte die Königin nicht allein seines innigsten Antheils an dem schweren Verluste, von dem sie betroffen worden, sondern auch seines festen Vorsatzes, ihr bei der Verwirklichung der pragmatischen Sanktion[27]) Beistand zu leisten. Und was endlich Preußen betraf, so betheuerte König Friedrich II. in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana seine freundschaftlichen Gesinnungen für die Königin von Ungarn und Böhmen. Er fügte deren förmliche Anerkennung in dieser Würde hinzu, und beglaubigte seinen früheren Gesandten in Wien, den geheimen Finanzrath von Borcke, in gleicher Eigenschaft auch bei Maria Theresia[28]). Er erbot sich endlich zu bewaffneter Hülfe wider diejenigen, die sich etwa beikommen lassen sollten, ihr Thronfolgerecht anzufechten.

So ſtanden die Sachen in der erſten Zeit nach Maria Thereſia's Thronbeſteigung. Man durfte die Lage der Dinge für günſtiger anſehen, als man es kurz zuvor noch zu hoffen gewagt hatte. Da traten plötzlich von einer Seite her Verwicklungen ein, von welcher dieſelben am wenigſten erwartet worden waren.

Fünftes Capitel.

Es iſt ſchon früher erwähnt worden, daß König Friedrich von Preußen während der erſten Monate nach ſeiner Thronbeſteigung jede Kundgebung ſorgfältig vermied, aus der man einen Schluß auf die Haltung zu ziehen im Stande geweſen wäre, die er dem Kaiſerhofe gegenüber zu beobachten gedachte. Kurz vor dem Tode Karl's VI. that jedoch Friedrich einen Schritt, aus welchem man in Wien eine zweifache Lehre zu ſchöpfen vermochte. Es war dieß ſein plötzliches Unternehmen auf Herſtall, und er zeigte durch daſſelbe, daß er ſich einerſeits um den Kaiſer als Oberhaupt des Reiches nicht kümmere, und daß er andererſeits dort, wo es ſeinen Vortheil galt, ſchnelle Entſchlüſſe zu faſſen verſtehe und auch vor einer Gewaltthat keineswegs zurückſchrecke. Der baldigen Wiederholung einer ſolchen ſah man denn auch in der That ſo ziemlich in ganz Deutſchland entgegen. Denn Friedrich's umfaſſende Rüſtungen mußten den Glauben erwecken, daß er irgend eine kriegeriſche Unternehmung von größerer Tragweite im Schilde führe. Dieſelbe werde, ſo meinte man mit Beſtimmtheit, auf Jülich und Berg abzielen, wo ſich Preußen bekannter Maßen ſeit Jahrzehnten die Nachfolge zu ſichern bemüht war. Es iſt wohl auch kein Zweifel, daß Friedrich's Gedanken hierauf bis zu dem Augenblicke gerichtet waren, in welchem ihnen des Kaiſers Tod eine völlig verſchiedene Wendung gab.

Daß dieſes Ereigniß das Signal ſein werde zum Ausbruch blutiger Kriege, zu völliger Umwälzung der bisherigen ſtaatlichen Geſtaltungen in Europa, war ſchon ſo lange Zeit vorher als unumſtößliche

Behauptung aufgestellt worden, daß fast Niemand daran zu zweifeln sich erkühnte. Und in der That konnte es für einen Fürsten wie Friedrich, der einerseits fest entschlossen war, seinen Länderbesitz so bald als möglich und in ansehnlicher Weise zu vergrößern, in dessen Händen andererseits die materiellen Mittel zur Ausführung solcher Entwürfe in reichlichem Maße aufgehäuft lagen, zu deren Verwirklichung keinen passenderen Anlaß mehr geben. Von demselben in ausgiebigster Weise Nutzen zu ziehen, war denn auch Friedrich's erster Gedanke, welcher von nun an den unwandelbaren Leitstern seines politischen Handelns bildete.

So wie Maria Theresia in dem Augenblicke des Ablebens ihres Vaters erkrankt war, jedoch mit starkem Willen ihr Unwohlsein bezwang, um sich ganz den schweren Pflichten ihrer neuen Würde zu widmen, so trat Aehnliches auch bei Friedrich ein, als er in seinem damaligen Aufenthaltsorte Rheinsberg die Nachricht von dem Tode des Kaisers erhielt. Kaum war dieß geschehen, als sich in Berlin schon ein dumpfes Gerücht erhob, der König gehe damit um, sich in Besitz eines Theiles von Schlesien und in Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone zu setzen [1]). Die augenblickliche Berufung des Ministers Podewils und des Feldmarschalls Grafen Schwerin nach Rheinsberg, die Kunde von den unablässigen Berathungen, welche der König mit diesen beiden Vertrauenspersonen pflog, die Nachricht von erneuerter Vermehrung der Truppen und von dem an die Regimenter ergangenen Befehle, sich ungesäumt in Marschbereitschaft zu setzen, alles dieß bestärkte in der Voraussetzung, der König beschäftige sich mit einer weit aussehenden Unternehmung. Daß dieselbe gegen Schlesien gerichtet sein werde, daran glaubte man bald nicht mehr zweifeln zu dürfen.

Schon damals und seither in noch höherem Grade ist Geist und Gelehrsamkeit im Uebermaße aufgewendet worden, um die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des preußischen Königshauses auf Schlesien zu begründen und den Beweis zu liefern, die Ueberzeugung von seinem guten Rechte habe Friedrich zu dem Verfahren bewogen, welches er zu jener Zeit gegen Maria Theresia beobachtete.

Es darf dem Umstande keineswegs irgend ein bedeutenderes Gewicht beigelegt werden, daß Preußen im Stande war, Besitztitel auf

einige ſchleſiſche Fürſtenthümer anzuführen und dieſelben durch lang-athmige geſchichtliche und juriſtiſche Auseinanderſetzungen zu begründen. Wenn hiebei irgend etwas auffällig wäre, ſo kann es nur das ſein, daß dieſe Rechtsanſprüche nicht noch weit einleuchtender dargeſtellt werden konnten, als man dieß wirklich zu thun im Stande war. Denn bei den damaligen verwickelten ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen in ganz Deutſchland, bei den vielfachen verwandtſchaftlichen Verbindungen der fürſtlichen Familien unter einander, bei dem Hereinragen der noch aus früheren Jahrhunderten herrührenden Erbverbrüderungen in jene Zeit, bei den zahlloſen, meiſtens nicht zugehaltenen Verträgen zwiſchen den verſchiedenen Fürſten waren derlei Anſprüche, welche der einzelne Landesherr auf das Beſitzthum des Andern erheben konnte, ſo unge-mein häufig, daß man wohl behaupten darf, Preußen, Sachſen, Baiern, ja faſt jedes beliebige deutſche Fürſtenhaus hätte auf jede ihm gerade bequem liegende öſterreichiſche Provinz derlei Beſitzrechte zur Sprache zu bringen und ſie ſo gut als es eben anging zu begründen vermocht. Kam es ja doch vor, daß nicht nur Preußen auf Schleſien, ſondern daß Sachſen und Baiern, ja ſogar Frankreich und Spanien auf ſämmtliche öſterreichiſche Länder Anſprüche erhoben, welche ihrer Be-hauptung nach gerade ſo rechtsgültig waren, als Preußen dieß von den ſeinigen vorgab.

Was die letzteren betraf, ſo gründete man ſie auf den einſtma-ligen Beſitz Jägerndorfs durch Johann Georg von Brandenburg, welcher wegen ſeiner Verbindung mit Friedrich von der Pfalz im Jahre 1622 jenes Beſitzthums verluſtig und in die Acht erklärt worden war, worauf Jägerndorf vom Kaiſer dem Fürſten Karl von Liechten-ſtein als Lehen verliehen wurde. Und was die drei Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau anging, ſo wurde auf eine Erbverbrüde-rung hingewieſen, die Herzog Friedrich II. von Liegnitz im Jahre 1537 mit Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg abgeſchloſſen hatte. Durch ſie war dieſem kurfürſtlichen Hauſe die dereinſtige Nachfolge in jenen ſchleſiſchen Fürſtenthümern zugeſichert worden.

Zu keiner Zeit konnte es ſchwer fallen, dieſe Anſprüche wenn nicht als völlig grundlos, ſo doch als ganz unzureichend darzuſtellen, um ein Nach-folgerecht Preußens in Schleſien zu beweiſen. Hinſichtlich Jägerndorfs

durfte man nur darauf hindeuten, daß das von dem Kurhause Brandenburg behauptete Erbrecht in diesem Fürstenthume von den deutschen Kaisern niemals anerkannt wurde. Und wenn solches auch der Fall gewesen wäre, so war doch Herzog Johann Georg durch die Achtserklärung jenes Besitzes rechtlich verlustig geworden, und noch überdieß sein einziger Sohn ohne Leibeserben gestorben, so daß die Einziehung Jägerndorfs und dessen weitere Verleihung völlig gerechtfertigt erschien. Die Erbverbrüderung zwischen Joachim von Brandenburg und Heinrich von Liegnitz aber hatte schon neun Jahre nach ihrer Errichtung König Ferdinand I. von Böhmen kraft seiner Oberlehensherrlichkeit über Schlesien als ungültig erklärt. Herzog Friedrich selbst so wie alle seine Nachfolger waren genöthigt, auf die Erbverbrüderung Verzicht zu leisten, ehe sie mit ihren Fürstenthümern vom Könige von Böhmen belehnt wurden. Da jedoch das Haus Brandenburg hiegegen Einsprache erhob, so wurde dasselbe für die ihm etwa noch zustehenden Rechte auf die drei Fürstenthümer durch Abtretung des Kreises von Schwiebus entschädigt. Daß König Friedrich I. von Preußen Schwiebus später an Oesterreich zurückgab, ändert hieran nichts, und es konnte somit von irgend einer Berechtigung seines Enkels, sich auch nur einiger Fürstenthümer in Schlesien, geschweige denn des ganzen Landes zu bemächtigen, vernünftiger Weise nicht die Rede sein [2]).

Der Streit hierüber ist jedoch um so mehr ein müßiger, als jetzt kaum noch irgend Jemand, der den wirklichen Hergang kennt, ernstlich dafür hält, Friedrich selbst habe seine Ansprüche für ausreichend begründet angesehen, und wie sonst wohl behauptet wurde, im Glauben an sein gutes Recht gehandelt. Seine eigenen, zahlreich vorhandenen schriftlichen Aeußerungen liefern Beweise genug, daß es ihm um nichts als um Vergrößerung seiner Erblande und gleichzeitig um Erwerbung kriegerischen Ruhmes zu thun war. „Der Ehrgeiz, „das Interesse,- der Wunsch von mir reden zu machen", so sagte er selbst, „trugen es davon und der Krieg ward beschlossen". Seine kampfbereiten Truppen, sein gefüllter Schatz sollten eine nutzbringende Verwendung finden, und eine günstigere Gelegenheit konnte ihm hiezu nicht werden, als der Tod des Kaisers sie bot. Er zweifelte keinen Augenblick daß Baiern es versuchen werde, seine Ansprüche auf die

Nachfolge in Oeſterreich mit den Waffen in der Hand zu verwirklichen. Frankreich werde ihm dabei behülflich ſein, und Sachſen, wenn von irgend einer Seite ein Angriff auf die Königin von Ungarn geſchehen ſollte, gleichfalls ein Stück der reichen Beute zu erhaſchen trachten. König Auguſt III. aber werde ſich, beſorgte Friedrich, vor Allem bemühen ſich Schleſiens zu bemächtigen, weil er nur dadurch die Verbindung mit Polen herzuſtellen und daran den folgenſchweren Plan der Vereinigung ſeiner beiden Länder zu einem einzigen großen und mächtigen Staate zu knüpfen vermochte. Dem zuvorzukommen und nicht unthätig ſtill zu ſitzen, während andere Fürſten mit Theilen der habsburgiſchen Erbſchaft ſich anſehnlich vergrößerten, dieſes Motiv allein war es, durch welches Friedrich's Handlungen von nun an geleitet wurden.

Auch durch die von ſeinem Vater eingegangene Verpflichtung zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion ließ der König ſich nicht abhalten, den einmal eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen. Von dem Beſtreben geleitet, Friedrich's Verfahren gegen Maria Thereſia zu beſchönigen, hat man die Behauptung ausgeſprochen und den Beweis zu liefern verſucht, daß der Vertrag vom Jahre 1728, durch welchen Friedrich Wilhelm I. jene Verbindlichkeit für ſich und ſeine Nachfolger eingegangen war, nicht mehr zu Recht beſtand. Denn der Wiener Hof habe, ſo wird geſagt, die von ihm als Gegenleiſtung ertheilten Zuſagen unerfüllt gelaſſen.

Auch hinſichtlich dieſer Streitfrage wird es am beſten ſein, dieſelbe nach den Worten, deren Friedrich ſelbſt ſich damals bediente, zu entſcheiden. Es iſt kein Geheimniß, daß der König der Meinung war und ſie überall, auch gegen die fremden Geſandten an ſeinem Hofe wiederholt ausſprach: wenn ſein Vater noch am Leben wäre, ſo würde derſelbe an ſeine Verſprechungen in Bezug auf die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion gebunden ſein. Bei ihm ſelbſt ſei dieß jedoch nicht mehr der Fall, denn wozu ſein Vater ſich anheiſchig gemacht, könne für ihn nicht verpflichtend ſein [3]).

Bei der wohl von Niemand zu beſtreitenden Irrigkeit des letzteren Satzes und bei dem Umſtande, daß in dem zweiten Artikel des Berliner Vertrages vom 23. Dezember 1728 die Verbindlichkeit

zur Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion ausdrücklich auch für Friedrich Wilhelm's Nachfolger ausgeſprochen ward, liegt Friedrich's rechtliche Verpflichtung hiezu klar am Tage. Ja er war ſogar zweifach, nicht allein als König von Preußen, ſondern auch als Kurfürſt von Brandenburg an dieſelbe gebunden, denn auch das deutſche Reich hatte ja die pragmatiſche Sanktion feierlich garantirt, und dieſe Gewährleiſtung beſtand für Friedrich noch immer zu Recht, ſelbſt wenn der ſpecielle Vertrag vom Jahre 1728 ſeine verbindliche Kraft verloren haben ſollte. Aber dem Könige lag nur wenig an der Berechtigung ſeines Verfahrens. Daß er ſich darum nicht kümmerte, wenn er es auch nebenbei nicht verſchmähte, zur Irreführung der öffentlichen Meinung durch die ihm dienſtbaren Federn weitläufige Auseinanderſetzungen ſeiner vermeintlichen Anſprüche verfertigen zu laſſen, zeigt jeder ſeiner Schritte ſowohl ſeinen eigenen Räthen als Maria Thereſia gegenüber. In den Berathungen mit den Erſteren wurden keineswegs die rechtlichen Anſprüche erörtert, denn ſie bildeten ja nicht den Grund, ſondern nur den Vorwand deſſen, was Friedrich zu thun ſchon feſt entſchloſſen war. Nur die Mittel zur Verwirklichung dieſes Entſchluſſes wurden erwogen, indem man mit den geringſten Opfern und in möglichſt ſicherer Weiſe den größten Erfolg zu erreichen beabſichtigte.

Die Wege, welche hiezu eingeſchlagen werden konnten, waren zweifacher Art. Obgleich einander gerade entgegengeſetzt, ſollten ſie doch zu demſelben Ziele, der Erwerbung Schleſiens für Preußen führen. Sie beſtanden darin, entweder Maria Thereſia gegen ihre Feinde zu vertheidigen und als Preis für dieſe Hülfeleiſtung ſich die Abtretung Schleſiens zu bedingen, oder ſich mit den Gegnern der Königin von Ungarn zu verbinden und ihr mit Waffengewalt Schleſien zu entreißen.

Die beiden von dem Könige um ihre Anſicht befragten Rathgeber ſprachen ſich zunächſt für den erſteren Vorſchlag aus; ja ſie meinten ſogar, Friedrich ſolle ſich mit Abtretung der Rechte auf Jülich und Berg begnügen, und nur bis zu dem Zeitpunkte der Verwirklichung derſelben Schleſien als Pfand und als Preis für den der Königin von Ungarn zu leiſtenden Beiſtand in Anſpruch nehmen. Dieſer hätte in der Vertheidigung ſämmtlicher öſterreichiſcher Länder

gegen jedweden Feind, in der Unterſtützung des Großherzogs von Toscana zur Erlangung der Kaiſerkrone und in der Bezahlung einiger Millionen als Subſidien zu beſtehen.

Schwerin und Podewils glaubten, daß es nicht allzuſchwer fallen dürfte, den Wiener Hof zu einem auf ſolche Bedingungen zu gründenden Uebereinkommen zu vermögen. Friedrich aber zweifelte daran, und er wollte auch davon nichts hören, Schleſien nur als Pfand zu erhalten. Für alle Zukunft in den Beſitz dieſes Landes zu gelangen, war ſein ſehnlichſter Wunſch, und der ſicherſte Weg dazu ſchien ihm, ſich desſelben allſogleich zu bemächtigen, damit ihm kein Anderer darin zuvorkomme. Dennoch war auch er nicht entgegen, den Weg der Verhandlung mit dem Wiener Hofe wenigſtens zu verſuchen. Ob er es damit aufrichtig meinte, oder ob er ſich nur das Anſehen geben wollte, daß er einen offenen Bruch mit Oeſterreich gerne vermieden hätte, mag dahingeſtellt bleiben. Das iſt übrigens gewiß, daß während er zu dem Mittel der Verhandlungen griff, er keinen Augenblick die mit raſtloſer Thätigkeit betriebenen Vorbereitungen unterbrach, mit gewaffneter Hand gegen Oeſterreich vorzugehen.

Es iſt ein Beweis des Vertrauens, mit welchem man in Wien die erſten freundſchaftlichen Kundgebungen Friedrich's entgegennahm, daß Maria Thereſia in einer Angelegenheit an ihn ſich wandte, welche ihr im höchſten Grade am Herzen lag. Bei ihrer leidenſchaftlichen Zuneigung für ihren Gemahl hegte ſie keinen lebhafteren Wunſch, als denſelben aus der untergeordneten Stellung, die er bisher bekleidete, zu ihrem eigenen Range zu erheben. Das einzige Mittel hiezu erblickte ſie in der Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutſchen Kaiſer, wodurch gleichzeitig ihrem Hauſe der Fortbeſitz jener Krone geſichert worden wäre, mit welcher ihre Vorfahren Jahrhunderte hindurch in ununterbrochener Reihe geſchmückt waren. Zur Erfüllung dieſes Lieblingswunſches nahm nun Maria Thereſia Friedrich's Beihülfe in Anſpruch. Sie werde ihm, ſo lauteten ihre Worte, für eine ſo „große Gefälligkeit“ zu „unvergeßlichem Danke“ verpflichtet ſein[4]).

Wo man ſolchen Erwartungen ſich hingab, da konnten freilich die erſten Andeutungen, welche der öſterreichiſche Reſident in Berlin, Franz von Demeradt über Friedrich's feindſelige Abſichten auf Schleſien

nach Wien gelangen ließ, nur geringen Glauben gefunden haben. Es ſcheint vielmehr, daß die Verſicherungen, welche insbeſondere von franzöſiſcher und engliſcher Seite ausgingen, Friedrich's Rüſtung werde keinesfalls auf die Beſetzung Schleſiens, ſondern höchſtens auf diejenige von Jülich und Berg gerichtet ſein, den Wiener Hof zu der gleichen Meinung verleiteten. Auch die Anſicht, Friedrich's Unternehmung ziele darauf ab, ſich der freien Reichsſtadt Nürnberg unter dem Vorwande zu bemächtigen, ſeinem Hauſe ſtehe über dieſelbe ein Schutzrecht zu, kraft deſſen er berechtigt und verpflichtet ſei, die Stadt vor den Bedrückungen des Kurfürſten von Baiern zu bewahren, fand einen Augenblick Eingang [5]). So ſchwer konnte man in Wien mit dem Gedanken ſich vertraut machen, daß es auf ein Beſitzthum des Hauſes Oeſterreich abgeſehen ſei. Denn ſo oft man die Augen auf Preußen warf, hatte man ſich ſtets nur im Zweifel befunden, ob man in dem etwa bevorſtehenden Kampfe von dort auf bewaffneten Beiſtand zu rechnen habe oder ob es ſich theilnahmslos verhalten werde. In den Gedanken eines Angriffes von jener Seite, eines ſo empörenden Actes der Treuloſigkeit und Rechtsverletzung konnte man nur ſchwer ſich finden. Und als endlich die Vorbereitungen hiezu trotz Friedrich's eifriger Bemühung, die Ausdehnung und den Zweck ſeiner Rüſtungen ſo lang als möglich geheim zu halten, dennoch immer klarer an den Tag traten und die Warnungsſtimmen immer lauter erſchallten, da ſchmeichelte man ſich noch immer mit der Vermuthung, Friedrich wolle nur nach der Art ſeines Vaters „den Hahn ſpannen, „ohne wirklich loszudrücken", und er beabſichtige nichts als durch Drohungen einzuſchüchtern und in ſolcher Weiſe das zu erreichen, wozu er die Waffen zu ergreifen ſich doch zweimal beſinnen würde.

Darum glaubte man in Wien, es werde trotz der wenig erfreulichen Nachrichten, welche man aus Preußen erhielt, doch nicht allzuſchwer ſein, mit König Friedrich zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen, und man beſchloß, den Feldmarſchall-Lieutenant Marcheſe Botta d'Adorno, einen Mann von vieler Erfahrung und von ſcharfem Verſtande, als Geſandten der Königin in Berlin zu beglaubigen. Dort ſollte er Friedrich's wahre Abſichten erforſchen und wo möglich eine Verſtändigung mit ihm auf Grundlage eines für beide Theile

gleichmäßig befriedigenden, weil für beide gleich gerechten und gleich vortheilhaften Einvernehmens herbeiführen. Wie ſich die Königin gern verpflichten wolle, nichts zu thun, was Preußen zum Schaden gereichen könnte, ſondern gute Nachbarſchaft mit ihm zu halten, ſo ſei es nicht mehr als billig, daß hingegen auch Friedrich ſich zu gleichem Verfahren anheiſchig mache. Einer Hülfeleiſtung bedürfe der eine wie der andere Staat nicht, alſo könne auch von Erkaufung derſelben durch irgend welche Zugeſtändniſſe nicht die Rede ſein.

Der Irrthum, in den man hiebei verfiel, beſtand darin, daß man eine Befriedigung des Königs von Preußen für möglich hielt, ohne dafür empfindliche Opfer bringen zu müſſen, und daß man das Verhältniß der Gegenſeitigkeit dort Anwendung finden laſſen wollte, wo eben die gleichen Verhältniſſe nicht beſtanden. Denn Friedrich war von keiner Seite mit Gefahr bedroht, während Maria Thereſia's Lage doch immer als eine gefahrvolle erſchien. Und gerade ihr Schreiben, durch welches Friedrich die Gewißheit erhielt, daß die Königin von Ungarn zur Erfüllung eines ſehnlichen Wunſches auf ſeinen Beiſtand angewieſen ſei, mußte ihn, wenn es deſſen noch bedurft hätte, darin beſtärken, den einmal eingeſchlagenen Weg unaufhaltſam zu verfolgen. Denn nach Empfang jenes Briefes konnte er erwarten, ſie um ſo leichter, ſei es in Güte, ſei es durch Gewalt zur Annahme ſeiner Vorſchläge zu vermögen.

Auf ſeiner Reiſe nach Berlin hatte Botta die beſte Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, wie ſehr es dem Könige Ernſt war mit ſeinen Plänen auf Schleſien. Er fand die Heerſtraßen bedeckt mit preußiſchen Truppen, welche gegen Schleſien in Bewegung geſetzt waren. Zwar ſcheute ſich Podewils auch jetzt noch nicht, Botta mit Verſicherungen der wahren Freundſchaft des Königs von Preußen für Maria Thereſia zu überhäufen, aber den ſo grell an's Licht tretenden Thatſachen gegenüber mußten ſolche Betheuerungen nur als widerliche Heuchelei erſcheinen. Damit irgend Jemand zu täuſchen, konnte nicht mehr gelingen, und Botta kündigte es mit Beſtimmtheit an, daß binnen vierzehn Tagen die preußiſchen Truppen die ſchleſiſche Grenze überſchritten haben würden [6]).

Auch die Betheuerungen ſeiner Freundſchaft für Maria Thereſia und den Großherzog, welche König Friedrich gegen Botta bei deſſen erſter Audienz ausſprach, und die daran geknüpfte Erklärung, ſeine Thaten würden der Königin den Beweis liefern, daß ihr ſeine Abſichten keineswegs zum Nachtheil gereichen ſollten [7]), verfehlten bei dem Geſandten Maria Thereſia's ihren Zweck. Man möge ſich, ſchrieb Botta neuerdings nach Wien, durch des Königs ſchöne Worte nur ja keinen Augenblick irreführen laſſen. Deſſen Plan ſtehe unwiderruflich feſt, ſich gewaltſam des größten Theiles von Schleſien zu bemächtigen und ſich ſodann in dem Lande huldigen zu laſſen [8]).

In Wien war man in der Zwiſchenzeit von dem allzugroßen Vertrauen, welches man anfänglich in Friedrich's Verheißungen ſetzte, ſo ziemlich zurückgekommen. Borcke's Eröffnungen über die Abſichten ſeines Königs und die Art und Weiſe, in welcher derſelbe die dem Hauſe Oeſterreich angebotenen Dienſte zu verwerthen gedenke, waren ganz geeignet, begründetes Mißtrauen hervorzurufen. Denn es wurde offen erklärt, der König erwarte für die von ihm angebotene Hülfe einen verhältnißmäßigen Lohn, und er werde im Falle einer Nichtbefriedigung ſeiner Wünſche anderwärts Partei nehmen. Daß unter dieſem Lohne die Abtretung eines Theiles der öſterreichiſchen Länder verſtanden werde, wurde keineswegs verhehlt, und um die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu vermögen, unumwunden geäußert, ſie dürfe ſich darüber keiner Täuſchung hingeben, daß es ohne Preußens Beiſtand um ſie geſchehen ſei. Es erſcheine nur als ein Gebot der Klugheit, durch Verzichtleiſtung auf einen wenn gleich beträchtlichen Theil der ihr zugefallenen Erbſchaft ſich den Ueberreſt zu erhalten [9]).

Um die Behauptung, daß nur ſeine Hülfe Maria Thereſia zu retten vermöge, dem Wiener Hofe glaublich zu machen und ihn dadurch zu den gewünſchten Opfern zu bewegen, ſtand Friedrich nicht an, der Königin die Gefahr, in welcher ſie ſich befand, mit grellen Farben zu ſchildern. Zwiſchen Baiern, Sachſen, Frankreich und Spanien beſtünden, ſo verſicherte er ſie, geheime Verabredungen. Gewiß ſei es, daß Baiern die Kaiſerkrone und das Land Oeſterreich ob der Enns, Sachſen aber Böhmen erhalten ſolle. Auch die Pforte ſuche man in's Einvernehmen zu ziehen, während Maria

Thereſia von Seite Englands und Rußlands auf keinen Beiſtand zu rechnen habe.

Während Friedrich mit dem Anſcheine wahrhaften Mitgefühls der Königin die Gefahren aufzählte, von welchen ſie ſeiner Anſicht nach bedroht war, verſäumte er keinen Augenblick, durch falſche Vorſpieglungen jeder Art bei den fremden Regierungen, bei denen er nur einiger Maßen auf Erfolg hoffen zu dürfen glaubte, eine der Königin von Ungarn ungünſtige Stimmung zu erregen. In Frankreich verſicherte er, Maria Thereſia ſei mit den Seemächten einig geworden und hege die feindſeligſten Abſichten wider das Cabinet von Verſailles. In England, Holland und Rußland behauptete er, die Königin habe ſich mit Frankreich verſtändigt und durch die Abtretung Luxemburgs die Zuſage franzöſiſcher Kriegshülfe erlangt. Sein Einmarſch in Schleſien bezwecke nichts, als Maria Thereſia von dem Bündniſſe mit Frankreich loszulöſen und ſie zu bewegen, ſich einer Allianz zwiſchen den Seemächten, Rußland und Preußen anzuſchließen [10]). Einen ſeiner Vertrauten, Winterfeldt, ſandte er nach St. Petersburg, um deſſen Schwiegervater, den damals allmächtigen Feldmarſchall Grafen Münnich, der ohnedieß nicht als ein Freund Oeſterreichs galt, zu gewinnen und durch ihn die Billigung ſeines Verfahrens von Seite Rußlands zu erwirken. In Paris, zu München und Dresden arbeiteten ſeine Repräſentanten in einem wider Oeſterreich feindſeligen Sinne, und ſo ſchürte Niemand emſiger als er den Brand, welchen zu dämpfen er Maria Thereſia gegenüber mit der Miene aufrichtigſten Antheils ſich erbot.

Der doppelzüngigen Rolle, welche Friedrich einmal angenommen hatte, blieb er auch fortan treu, und ſelbſt die ernſte und würdige Haltung, welche Botta gleich in ſeiner erſten Audienz den trügeriſchen Betheuerungen des Königs gegenüber beobachtete, vermochte ihn nicht, ſeine wahren Abſichten kund werden zu laſſen. Denn er arbeitete darauf hin, den Wiener Hof ſo lang als möglich davon abzuhalten, in Schleſien energiſche Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Außerdem trachtete er ſich nicht nur in den Augen der fremden Mächte, ſondern insbeſondere in denen der Schleſier ſelbſt den Anſchein zu geben, er handle nicht allein nicht wider den Vortheil Maria Thereſia's, ſondern

ſogar im geheimen Einverſtändniſſe mit ihr. Endlich beharrte er wohl in dem Gedanken, durch gleichzeitige Betretung des Weges der Verhandlung mit dem des gewaltſamen Vorwärtsgehens werde er die lohnendſten Erfolge zu erringen im Stande ſein. Darum beantwortete er die ihm durch Botta überbrachten Schreiben der Königin und des Großherzogs unverzüglich und in den verbindlichſten Ausdrücken. Neuerdings verſicherte er Beide der Reinheit ſeiner Abſichten und ſeiner feſten Ueberzeugung, ſie würden Grund genug haben, mit ſeiner Handlungsweiſe zufrieden zu ſein und zu erkennen, daß er Alles zu thun gedenke, wodurch er ihnen ſeine Freundſchaft und Hochachtung zu bezeigen im Stande ſei. Den Großherzog beſchwor er, ja nicht vorſchnell über ihn ein Urtheil zu fällen und dieß überhaupt erſt dann zu thun, wenn er ſowohl die Lauterkeit als die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Beweggründe gehörig gewürdigt haben werde [11]).

Hiemit noch nicht zufrieden, zögerte Friedrich nicht, Maria Thereſia gegenüber einen noch auffallenderen Schritt zu thun. Obgleich er ihr ſoeben erſt geſchrieben hatte, daß ſein Geſandter mit den erforderlichen Aufträgen verſehen ſei und ihr ſeine eigentlichen Plane mittheilen werde, ſo ließ er doch ſchon zwei Tage ſpäter ſeinen Oberhofmarſchall, den Staats- und Kriegsminiſter Grafen Gotter [12]) in außerordentlicher Miſſion nach Wien abgehen. Den Marcheſe Botta ſelbſt aber berief er für den Vormittag des 9. Dezember zu einer erneuerten Beſprechung nach dem königlichen Palaſte.

Die erſten Worte, welche Friedrich an den öſterreichiſchen Geſandten richtete, beſtanden in dem Begehren, derſelbe dürfe keiner lebenden Seele dasjenige mittheilen, was der König ihm zu eröffnen im Begriffe ſtehe. Auf Botta's Einwendung, daß von dem Augenblicke an, in welchem er ſich verpflichten ſolle, ſeinem Hofe den Inhalt des bevorſtehenden Geſpräches vorzuenthalten, dasſelbe an und für ſich nutzlos werde, erwiederte der König, Botta dürfe hierüber an den Großherzog von Toscana, aber nur an ihn allein und in einem eigenhändigen Schreiben berichten. Nachdem Botta hiefür ſein Wort verpfändet hatte, wiederholte ihm Friedrich die ſchon bei ihrer erſten Zuſammenkunft ausgeſprochenen Verſicherungen ſeiner wohlwollenden Abſichten für die Königin von Ungarn und deren Gemahl. Aber er

könne darum, fuhr Friedrich fort, ſich alle die zahlreichen Feinde des Hauſes Oeſterreich, wie Baiern, Sachſen und andere Mächte nicht ſelbſt auf den Hals ziehen. Deßhalb bleibe ihm nichts übrig, als Schleſien, und zwar als Freund der Königin, mit ſeinen Truppen zu beſetzen, um nicht nur derjenigen Gebietstheile ſich zu verſichern, auf welche er Anſprüche zu haben glaube, ſondern um auch die Macht der Königin zu vermehren, der er alle ſeine Streitkräfte zur Verfügung ſtelle, um ſie in dem ungeſtörten Beſitze ihrer übrigen Erbländer zu vertheidigen und die Kaiſerkrone auf das Haupt ihres Gemahls zu ſetzen. Mit dieſen Vorſchlägen habe er den Grafen Gotter nach Wien geſendet, Verhandlungen hierüber zu eröffnen und wo möglich ein Uebereinkommen zu Stande zu bringen.

Mit Feinheit erwiederte Botta, daß die Abſicht Friedrich's, die Königin von Ungarn in ihrem rechtmäßig ererbten Beſitzthume zu ſchützen und ihrem Gemahl zur Kaiſerkrone zu verhelfen, in Wien nur freudige Genugthuung erregen könne. Anders ſei es mit den Mitteln, welche der König zu dieſem Ende ergreifen wolle. Da müſſe er ihm zu bedenken geben, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke weder Baiern noch Sachſen daran dächten, wider Oeſterreich die Waffen zu ergreifen, und daß wenn dieß auch wider Vermuthen der Fall ſein und Friedrich als unbetheiligter Zuſchauer ſich ruhig verhalten ſollte, er Zeuge davon ſein würde, wie leicht ſich die Königin von Ungarn ſolcher Angriffe zu erwehren vermöchte. Erſt wenn ſie ſolches zu vollbringen nicht im Stande wäre, trete der Zeitpunkt ein, ihr mit Truppen und Geldſummen beizuſtehen, und dann werde die Königin von Niemand lieber als von Preußen Hülfe in Anſpruch nehmen. Jetzt ſchon, und zwar dadurch Beiſtand leiſten zu wollen, daß man ohne dazu aufgefordert worden zu ſein, mit gewaffneter Hand in die öſterreichiſchen Erbländer eindringe, das ſei nicht nur ein Bruch der pragmatiſchen Sanktion, ſondern ein Vorgang, den das Haus Oeſterreich weder jemals erfahren noch erduldet habe. Es ſei aber auch das gerade Gegentheil des Syſtemes, welches der König befolgen zu wollen erkläre und das ſeiner eigenen Behauptung nach darin beſtehe, mit der Königin von Ungarn im beſten Einvernehmen zu leben.

Zwar ſchien es Botta einen Augenblick, als ob er mit dieſen und ähnlichen Betrachtungen, welche er mit Wärme vortrug, den Entſchluß des Königs wankend gemacht hätte. Daß aber Friedrich ſtets wieder auf die angeblichen Vortheile zurückkam, welche dem Wiener Hofe aus der Beſetzung Schleſiens durch preußiſche Truppen erwachſen ſollten, daß er in dieſem Schritte ſo wie in dem dadurch herbeizuführenden Bündniſſe mit Preußen das einzige Rettungsmittel der Königin aus der Gefahr, welche ihr ſeiner Behauptung nach von Baiern, Sachſen und Frankreich drohte, erblicken zu müſſen erklärte, dieß erfüllte den öſterreichiſchen Geſandten mit der Ueberzeugung, der König ſei durch nichts mehr abzubringen von dem Entſchluſſe, welchen er einmal gefaßt hatte. Er verließ ihn mit der Bitte, wenigſtens keinen entſcheidenden Schritt zu thun, bevor er von Gotter Nachrichten erhalten habe [13]). Nach Wien aber ſchrieb er, daß der König allem Anſcheine nach ſeinen „unerhörten Streich“ nicht allein auf Schleſien ausdehnen, ſondern den Verſuch machen werde, auch in Mähren und Oeſterreich einzudringen [14]).

Maria Thereſia billigte das Benehmen, welches Botta dem Könige gegenüber beobachtet, und die Art und Weiſe, in der er ſich gegen ihn ausgeſprochen hatte. Der ihm von Friedrich mitgetheilte Plan werde, ſo ſchrieb der Großherzog an Botta, ſtatt die öffentliche Ruhe zu befeſtigen, eine grenzenloſe Verwirrung hervorrufen. Wenn nicht der König von Preußen mit bewaffneter Hand in ein benachbartes und befreundetes Land einbräche, ſo würde der Friede ohne Zweifel erhalten bleiben. Denn nachdem die von dem Kurfürſten von Baiern erhobenen Anſprüche ganz unbegründet befunden worden, werde derſelbe es nicht wagen, die Waffen zu ergreifen, wenn nicht von ganz anderer Seite her der Krieg zum Ausbruche gebracht werden ſollte. Da von Sachſen, von Frankreich, von England und Holland, von Rußland, von Dänemark und der Pforte nicht nur nichts Ernſtliches zu befürchten, ſondern von den meiſten dieſer Mächte die Verſicherung freundſchaftlichſten Einvernehmens ertheilt worden ſei, ſo könne es nicht ſchwer fallen, dem Könige von Preußen den Beweis zu liefern, daß er, ſtatt ſeiner Behauptung nach den Intereſſen der Königin von Ungarn und ihres Gemahls nützlich zu ſein, ihnen

durch die Ausführung seines Planes den empfindlichsten Schlag versetze.

Botta solle, so endigte der Großherzog sein Schreiben, bei dem Könige neuerdings den Abschluß eines auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhenden Uebereinkommens beantragen. Man gebe die Hoffnung nicht auf, derselbe werde sich hiedurch bewegen lassen, von dem Einmarsche seiner Truppen in Schlesien abzustehen und nicht einen Schritt zu thun, welcher nach dem übereinstimmenden Urtheil der ganzen Welt als ein Bruch des Völkerrechtes und der Reichsgesetze angesehen werden müßte [15]).

In dem gleichen Sinne beantwortete Franz von Lothringen das letzte Schreiben des Königs von Preußen. Er dankte ihm für die darin enthaltenen Freundschaftsversicherungen, verhehlte ihm aber nicht das Erstaunen, welches er über die dem Marchese Botta gemachten Vorschläge empfunden habe. Er deutete auf die Schwierigkeit, ja auf die Unmöglichkeit hin, auf solchen Grundlagen zu unterhandeln, und er erklärte ihm, daß ein solches Verfahren, statt den Frieden zu sichern, nur einen offenen Bruch herbeiführen könne. Denn man dürfe und werde, daran möge der König nicht im geringsten zweifeln, von seiner Seite keine Gewaltthat dulden [16]).

Man sieht, daß den beiden Schreiben des Großherzogs, von welchen auch das erste bestimmt war, dem Könige wenigstens vorgelesen zu werden, das Bestreben zu Grunde lag, denselben, jedoch ohne ihm geradezu verletzend entgegen zu treten, des Unrechtes zu überweisen, welches er an Maria Theresia zu begehen im Begriffe stand, und ihn gleichwohl nicht glauben zu machen, daß man sich durch seine Drohungen einschüchtern lasse. Die Hauptabsicht aber bestand darin, den König wo möglich noch von dem Einbruche in Schlesien zurückzuhalten [17]).

Doch war die Hoffnung äußerst gering, daß diese Schreiben, selbst wenn sie früher als der Einmarsch in Schlesien wirklich bewerkstelligt worden, in Berlin eintreffen sollten, den König bewegen könnten, von seinem Vorsatze abzugehen. Darum wurde schon nach wenig Tagen Botta beauftragt, sich nach geschehenem Friedensbruche von Berlin hinweg und nach St. Petersburg zu begeben, während Demeradt nach Wien zurückkehren sollte [18]).

Es wird hieraus klar, daß die Königin und ihr Gemahl damals dem Einbruche Friedrich's in Schleſien mit ziemlicher Beſtimmtheit entgegenſahen und daß ſie alſo keineswegs, wie wohl behauptet wurde, durch die Nachricht hievon unvorbereitet überraſcht worden ſeien [19]). Lang ſchon hatten ſie ſich die Wahrſcheinlichkeit nicht mehr verhehlt, daß gerade von Preußen her ein gewaffneter Angriff am eheſten zu beſorgen ſei [20]). Franz von Lothringen war es zunächſt, welcher einen ſolchen vorherſagte, während der engliſche Geſandte Sir Thomas Robinſon ſich noch immer hoch und theuer verſchwor, dem Könige ſei es mit ſeiner drohenden Haltung nicht Ernſt, und er werde nun und nimmermehr, oder doch wenigſtens nicht als Feind die ſchleſiſche Grenze überſchreiten [21]). Aber obgleich der Wiener Hof den Friedensbruch ſchon vorherſah, ſo war darum doch die Entrüſtung nicht geringer, mit welcher das Verfahren des Königs von Preußen ihn erfüllte. Wenn man ſich vergegenwärtigt, wie damals ganz unbetheiligte Perſonen über den Schritt des Königs urtheilten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie man zu Wien darüber denken mußte. Wenn ſchon der engliſche Geſandte in Berlin von Friedrich ſchrieb: ein Fürſt, der die geringſte Rückſicht nähme auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit, könnte die Rolle nicht ſpielen, auf welche er ausgeht [22]), wenn ſchon des Königs eigene Unterthanen ſeiner Handlungsweiſe ſich ſchämten, wie groß mußte die Erbitterung über ihn erſt am Wiener Hofe ſein. Es läßt ſich in der That nicht ſchildern, in welchem Grade man dort von den Gefühlen des Schmerzes und des Zornes ergriffen war. Bartenſtein gab denſelben in ſeiner gewohnten ungeſtümen Weiſe den entſchiedenſten Ausdruck, indem er mit ſchneidenden Worten das Gewebe von Liſt und Falſchheit brandmarkte, mit welchem König Friedrich bis zum letzten Augenblicke gegen Maria Thereſia ſich benahm.

Am heftigſten brachen dieſe Empfindungen ſich Bahn, als man die Nachricht von dem wirklichen Vollzuge der befürchteten Gewaltthat, von dem Einmarſche der Preußen in Schleſien erhielt. Mit ihr zugleich empfing man ein Exemplar des Patentes, welches König Friedrich in jenem Lande verbreitete, und worin die falſche Andeutung enthalten war, daß dieſer Schritt im Einvernehmen mit der Königin von Ungarn

geſchehe, mit der ſich Friedrich hierüber in Verhandlung befinde. Um endlich das Maß voll zu machen, kam aus Berlin das Rundſchreiben, welches der König nach ſeiner Abreiſe von dort den bei ihm beglaubigten Geſandten der fremden Mächte zuſtellen ließ. Er wiederholte darin die Verſicherung, weder gegen den Wiener Hof eine Feindſeligkeit im Schilde führen, noch die Ruhe des deutſchen Reiches irgendwie ſtören, ſondern nur ſeine Rechte auf Schleſien ſicherſtellen und hierin jedem anderen Prätendenten zuvorkommen zu wollen, während das Wohl des Hauſes Oeſterreich, deſſen feſteſte Stütze er zu ſein verlange, Niemand mehr am Herzen liege als ihm.

Es war wohl ſchon im Voraus ſo berechnet, daß alle dieſe Nachrichten zu gleicher Zeit mit dem Grafen Gotter, der ſeine Reiſe abſichtlich verzögerte, in Wien eintreffen mußten. Unter dem niederſchlagenden Eindrucke derſelben würden, ſo meinte man ohne Zweifel, Maria Thereſia und der Großherzog ſich leichter zur Nachgiebigkeit verſtehen. Sie zu einem ſolchen Entſchluſſe drängen zu wollen, auf eine ſolche Abſicht deutete ebenſowohl die Wahl des Abgeſandten, als das Benehmen, welches derſelbe beobachtete.

Was vor Allem deſſen Perſönlichkeit anging, ſo mag es wohl ſein, daß der König von dem Erſcheinen Gotter's, welcher durch ſeinen früheren mehrjährigen Aufenthalt in Wien mit den dortigen Verhältniſſen vertraut und überdieß als ein Mann von großer geiſtiger Befähigung [23]), aber von ungeſtümem und anmaßendem Weſen bekannt war [24]), beträchtlichere Erfolge erwartete, als Borcke's beſcheideneres Auftreten bisher zu erzielen vermocht hatte. Und was die Haltung betraf, welche Gotter gleich im erſten Augenblicke annahm, ſo war ſie allerdings großſprecheriſch und herausfordernd genug. „Wenn man ihn reden hört", ſagte eine erlauchte Perſon von ihm, „ſo ſollte man glauben, ſein Herr befinde ſich mit einem unüberwind„lichen Heere in vollem Marſche gegen Conſtantinopel" [25]). Er ſchien es darauf anzulegen, den Wiener Hof einzuſchüchtern und in ſeiner eigenen Perſon das Selbſtvertrauen erſichtlich zu machen, mit welchem der König von Preußen ſeinen Weg verfolgte. Ohne ſich, wie es ſonſt wohl gewöhnlich war, an den Oberſthofmeiſter oder an einen der Conferenzminiſter zu wenden, verlangte er unmittelbar vom Groß-

herzoge Audieuz[26]). Und als ihm dieſelbe allſogleich ertheilt ward, ſuchte er dadurch am eheſten zum Ziele zu gelangeu, daß er an die Betheuerungen unverbrüchlicher Freundſchaft, an die glänzeuden Zuſageu, welche er im Nameu ſeines Königs ausſprach, für den Fall einer Ablehuung ſeiner Vorſchläge uuverkenubare Drohungeu knüpfte.

Er ſei gekommeu, ſagte Gotter, in der einen Hand dem Hauſe Oeſterreich Schutz, in der anderu dem Großherzoge ſelbſt die Kaiſerkrone zu bringeu. Die Truppen und die Schätze ſeines Herru ſtändeu der Königin von Ungaru zu Dieuſten; ſie könuten uur höchſt anuehmbare Gaben ſein in einer Zeit, in welcher das Haus Oeſterreich an beideu ſo fühlbaren Mangel leide und auf die Hülfe ſo mächtiger Regierungen, wie Preußen und deſſeu Alliirte, Eugland, Holland und Rußlaud angewieſen ſei, welch letztere König Friedrich für die geueinſame Sache zu gewinuen ſich erbiete. So wie aber der König ſich in Folge der eigenthümlichen Lage ſeiuer Läuder durch ein Bünduiß mit Oeſterreich in große Gefahr begebe, ſo hoffe er daß als Schadloshaltuug hiefür Maria Thereſia ihm uicht weuiger als gauz Schleſieu abtreteu werde. Niemand beharre feſter auf ſeiuen Entſchlüſſen als der Köuig vou Preußen; er wolle und werde ſich Schleſieus bemächtigen, und er beabſichtige, wenn ihm dieſes Land uicht unverzüglich abgetreteu werde, ſeine Streitkräfte uud die in ſeiuem Schatze befindlichen Summeu den Kurfürſten vou Baieru und Sachſen auzubieteu.

Man ſieht daß die Sprache, welche Gotter gegeu deu Großherzog führte, gauz derjenigeu des Königs gegen Botta glich. Lockeude Auerbietungeu, durch deu düſtereu Hiutergruud der Gefahreu, in welche dereu Ablehnuug verſetzeu würde, uoch greller hervorgehobeu, ſollteu deu Wieuer Hof zur Nachgiebigkeit bewegeu. Aber bald erfuhr Köuig Friedrich, daß er trotz der feiuſteu Berechuungeu ſich deuuoch getäuſcht hatte. Wie die Geſaudteu Englands und Venedigs am Wieuer Hofe gleichmäßig bezeugen, autwortete der Großherzog vou Toscana dem Grafeu Gotter mit Würde uud Gelaſſeuheit. Er erklärte ihm, die Köuigin lege zwar auf die Freundſchaft des Königs vou Preußen als eines mächtigen Nachbars deu höchſteu Werth; ſie beſitze jedoch, auch weuu ſie dazu geneigt wäre, weder das Recht uoch die Macht, uur

den kleinſten Theil jener Erbſchaft hintanzugeben, welche ſie als unzertrennlich verbunden übernommen habe. Und noch ſei ſie nicht in eine ſo hoffnungsloſe Lage gebracht, daß ſie mit einem Fürſten zu unterhandeln ſich gezwungen ſehe, der dadurch als ihr Feind ſich erweiſe, daß er ſich mit gewaffneter Hand mitten in ihren Staaten befinde. Er ſchilderte die verderblichen Wirkungen des haſtigen Verfahrens des Königs von Preußen. „Wir erkennen gar wohl," ſo lauteten ſeine Worte, „die großen Uebel, welche der König uns Anfangs „zuzufügen vermag. Wir ſchmeicheln uns aber auch mit der Hoffnung, „daß die weiteren Folgen für ihn ſelbſt noch ſchädlicher ſein werden" [27]).

Als Gotter hierauf trotzig erklärte, er hätte bei ſolcher Bewandtniß nichts mehr in Wien zu thun und werde unverzüglich nach Preußen zurückkehren, da ſtellte ihm der Großherzog, der ſich nun gleichfalls erwärmte, die kategoriſche Frage, ob die Truppen des Königs wirklich ſchon in Schleſien eingerückt ſeien. Auf Gotter's bejahende Antwort erwiederte Franz von Lothringen: „Dann kehren Sie zu Ihrem Herrn „zurück und ſagen Sie ihm daß wir, ſo lang er auch nur einen Mann „in Schleſien ſtehen hat, eher zu Grunde gehen wollen, als mit ihm „unterhandeln. Iſt er aber dort noch nicht eingerückt und will er ſich „des Einmarſches enthalten, oder wenn derſelbe bereits erfolgt ſein „ſollte, ſeine Truppen nach Preußen zurückführen, dann wollen wir mit „ihm in Berlin verhandeln. Botta beſitzt bereits Inſtruktionen und „heute noch ſoll er neue empfangen. Der König von Preußen kann „zufrieden geſtellt werden, ohne daß er nach ſeiner Abſicht uns das„jenige zu entreißen braucht, was ihm zu gewähren nicht in unſerer „Macht ſteht. Ich für meinen Theil würde nicht für die Kaiſerkrone, „ja nicht für den Beſitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Kö„nigin oder auch nur eine Handbreit ihrer geſetzmäßig ererbten Länder „aufgeben" [28]).

Dieſe entſchiedene Sprache des Großherzogs verfehlte nicht, den hohen Ton, welchen Gotter angeſchlagen hatte, ſo ziemlich herabzuſtimmen. Man könne dem Könige, ſo wandte er ein, durchaus nicht zumuthen, von ſeinem Begehren abzuſtehen, indem ihm Sachſen, um ſich ſeiner Freundſchaft und Hülfe zu verſichern, noch weit größere Anerbietungen gemacht habe. Und wie würde er ſich dem Hohne und

dem Spotte der Welt aussetzen, wenn er eine Unternehmung, in der er schon so weit gegangen, plötzlich wieder aufgäbe[29]).

Ein offenbar ungerechtes Vorhaben bei Zeiten aufzugeben, gereiche in den Augen der Welt, erwiderte der Großherzog, zu größerer Ehre, als in demselben zu beharren. Wenn aber der König um einen Vorwand verlegen wäre, seine Truppen wieder aus Schlesien zurückzuziehen, so dürfe er sich bloß den Anschein geben, er habe besorgt, die Königin von Ungarn werde von dem Kurfürsten von Baiern angegriffen werden. Um ihr Beistand zu leisten, habe er seine Truppen zusammengezogen und auf österreichisches Gebiet geführt. Nachdem er jedoch die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die Königin keiner Hülfe bedürfe, kehre er auf deren ausdrückliches Verlangen nach seinen Staaten zurück.

Gotter erklärte sich bereit, in diesem Sinne an den König zu schreiben, und da er behauptete, seines Wissens werde Friedrich selbst erst am 21. Dezember Berlin verlassen, so setzte die österreichische Regierung auch Botta von des Großherzogs Unterredung mit Gotter in Kenntniß, um wo möglich einen bestimmten Ausspruch des Königs über seine Beschlüsse herbeizuführen[30]). Daß dieselben anders ausfallen würden als Friedrich's bisherige Erklärungen, solches konnten wohl weder der Großherzog noch Gotter im Ernste annehmen. Aber Beiden war der Schritt, sich noch einmal nach Berlin zu wenden, aus verschiedenen Gründen gleichmäßig willkommen: dem Ersteren, um die Friedensliebe des Hauses Oesterreich noch deutlicher darzuthun und Preußens Unrecht noch greller hervortreten zu lassen; dem Zweiten aber, weil sein Herr dadurch neuerdings Zeit gewann und durch die Fortführung der Unterhandlung die von Friedrich hervorgerufene Täuschung noch genährt wurde, derselbe befinde sich wirklich in gutem Einvernehmen mit der Königin von Ungarn.

Daß man am Wiener Hofe nicht mehr an eine friedliche Ausgleichung mit Preußen glaubte, beweisen die Worte, deren sich der Großherzog gegen den englischen Gesandten bediente. Niemals seien, so sagte er, die Hoffnungen eines Menschen so sehr wie die seinigen getäuscht worden. Zuversichtlich habe er auf ein festes Bündniß mit den Seemächten und mit Preußen gerechnet, von welch' Letzterem man

in dem Augenblicke, in dem die beſten Ausſichten auf die Erhaltung des Friedens vorhanden waren, den erſten ganz unerwarteten Angriff erfahren müſſe. Sollte jedoch Preußen die Sache auf's Aeußerſte treiben, ſo werde, darauf dürfe man mit Beſtimmtheit zählen, jeder waffenfähige Mann in Oeſterreich in's Feld ziehen. Die ſilbernen und goldenen Gefäße werde man von den Altären nehmen, um daraus Geld zu münzen, dem Könige mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten und ſich zu retten, wo und wie man es vermöge [31]).

Auch die übrigen Entſchlüſſe des Wiener Hofes deuteten darauf hin, daß es ihm Ernſt war mit der Zurückweiſung der preußiſchen Vorſchläge. An die öſterreichiſchen Geſandten zu Regensburg erging der Auftrag, die Verletzung der Reichsgeſetze hervorzuheben, deren ſich der König durch ſeinen Einbruch in Schleſien ſchuldig machte, und darauf zu dringen, es möge von Reichswegen gegen den Friedensſtörer eingeſchritten und der frühere rechtliche Zuſtand wieder hergeſtellt werden. An die Directoren der aſſoeiirten Kreiſe ſchrieb Maria Thereſia in gleichem Sinne, und ihre Hauptabſicht hiebei war, durch dieſelben wenigſtens Baiern in Schach zu halten, um alle zur Verfügung ſtehenden Truppen wider Preußen verwenden zu können. Endlich richtete die Königin an die vornehmſten Garanten der pragmatiſchen Sanktion, den Czar von Rußland, dann die Könige von Frankreich und England, von Polen und Dänemark ein in lateiniſcher Sprache abgefaßtes Schreiben [32]), in welchem die Treuloſigkeit des von König Friedrich wider ſie beobachteten Verfahrens mit lebhaften Farben geſchildert wurde. Unter dem Deckmantel der freundſchaftlichſten Verſicherungen ſeien, ſo hieß es darin, die feindſeligſten Schritte geſchehen. Einen ähnlichen Vorgang habe man bisher niemals erlebt, noch werde er in Zukunft ſo leicht wieder vorkommen. Nichts ſei von Maria Thereſia geſchehen, wodurch den ſo lang beſtandenen günſtigen Beziehungen ihres Hauſes zu Preußen irgendwie Eintrag gethan worden wäre. Dieſelben vielmehr noch befriedigender zu geſtalten, habe ſie den Marcheſe Botta nach Berlin geſendet. Trotz dieſes Schrittes, trotz der eifrigen Abmahnung von Seite anderer Fürſten habe doch Friedrich die ihm paſſend erſcheinende Gelegenheit benützt, um in fremdes Gebiet einzufallen und die Ruhe eines benachbarten Landes

zu ſtören. Man könne daraus ohne Schwierigkeit entnehmen, welches Schickſal auch anderer Fürſten harre, wenn ein ſolches Verfahren nicht durch das Zuſammenwirken Aller, die davon bedroht ſeien, nachdrücklichſt zurückgewieſen werde.

Es handle ſich nicht ſo ſehr, fuhr Maria Thereſia fort, um ſie allein als um das deutſche Reich, ja um ganz Europa, und es ſei die Sache aller chriſtlichen Fürſten, zu verhindern, daß die heiligſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft nicht ungeſtraft zerriſſen würden. Man möge mit der Königin gemeinſchaftlich und ohne allen Zeitverluſt die Mittel ergreifen, welche geeignet ſeien, um einer ſo drohenden Gefahr vor deren Ueberhandnehmen zu ſteuern. Sie ſelbſt werde die ihr von Gott verliehenen Streitkräfte dem Feinde unerſchrocken entgegenſtellen, und für dieſen nicht allein in ihrem eigenen Intereſſe, ſondern zum allgemeinen Wohle gefaßten Entſchluß keinen anderen Lohn verlangen, als daß für den ihr ſelbſt und ihren Unterthanen durch den Einbruch in Schleſien zugefügten Schaden Erſatz gewährt und ſie für die Zukunft gegen ähnliche ungerechte Angriffe ſichergeſtellt werde.

Um die Mächte, an welche ſie ſich wendete, deſto leichter zu einem entſchloſſenen Vorgehen wider König Friedrich zu vermögen, zählte Maria Thereſia die Truppen auf, die ſie bis zum Monat Februar wider ihn in's Feld zu ſtellen hoffen durfte. Aus fünfzehn Regimentern Infanterie, von denen vier ſich ſchon in Schleſien befanden, dann aus acht Reiter-Regimentern ſollten dieſelben beſtehen und ſich im Ganzen auf dreißig bis vierzigtauſend Mann belaufen. Eine ſolche Heeresmacht werde genügen, den König von Preußen zu Paaren zu treiben, wenn ſie mit einer verhältnißmäßigen Anzahl ſächſiſcher, hannoverſcher, heſſiſcher und däniſcher Hülfsvölker verſtärkt und wenn insbeſondere von Seite Rußlands und Hollands Maßregeln getroffen würden, um den König zu einer Theilung ſeiner Streitkräfte zu vermögen.

Dieß zu Wege zu bringen, darauf ſollten nun die angelegentlichſten Bemühungen der öſterreichiſchen Bevollmächtigten an jenen Höfen gerichtet ſein. Den König von England bat Maria Thereſia, ihr wenn nicht engliſche oder hannoverſche, ſo doch die in Englands

Solde befindlichen heſſiſchen und däniſchen Truppen zu gewähren, um ſich ihrer gegen Preußen bedienen zu können[33]). In Kaſſel verlangte die Königin die Stellung des im Unionstractate bedungenen Hülfscorps von 3200 Mann. Den König Auguſt von Polen und Sachſen ließ ſie durch ihren Geſandten, den Grafen Wratislaw, in eindringlicher Weiſe darauf aufmerkſam machen, daß er nicht nur ſchon als Reichsvicar zur Hintanhaltung jedes Friedensbruches, ſondern durch den Vertrag von 1733 zu unverzüglicher Stellung eines Hülfscorps verpflichtet ſei, welches zu den öſterreichiſchen Truppen zu ſtoßen habe. Sie hoffe übrigens, er werde es nicht hiebei bewenden laſſen, ſondern ſeine ganze Streitmacht wider den König von Preußen in die Wagſchale werfen[34]). Wenn man ſich nicht gegen denſelben vereinige, ſondern vereinzelt bleibe, ſo werde jeder der deutſchen Fürſten der Reihe nach der Uebermacht Preußens erliegen.

Die Beweggründe, durch welche der Wiener Hof vermocht wurde, eine ſo entſchloſſene Haltung anzunehmen und insbeſondere jeden Gedanken einer Gebietsabtretung an Preußen von vorneherein abzulehnen, waren mehrfacher Art. Vor Allem glaubte man, und nicht mit Unrecht, daß wenn man ſich zur Befriedigung einer Forderung herbeiließe, die man mit Fug und Recht als eine völlig unbegründete anſehen durfte, hiedurch ähnliche Begehren von Seite anderer Fürſten hervorgerufen würden, welche für dieſelben immerhin weit ſchwerer wiegende Gründe anzuführen vermochten. Verletzte einmal die Beherrſcherin Oeſterreichs ſelbſt durch freiwillige Abtretungen die in der pragmatiſchen Sanktion aufgeſtellte Untheilbarkeit ihrer Erbländer, wie konnte ſie dann die Aufrechthaltung dieſes Grundgeſetzes, auf welchem alle ihre Rechte beruhten, von fremden Mächten verlangen?[35]) Und ſelbſt wenn dieſe Rückſichten, ſo wohlbegründet ſie auch waren, vor der drohenden Gefahr und der unausweichlichen Nothwendigkeit, ſie zu beſeitigen, in den Hintergrund gedrängt worden wären, wer bürgte dafür, dem Könige von Preußen ſei es Ernſt mit ſeinen Verſprechungen, und er werde, einmal in dem ſo ſehnlich gewünſchten unangefochtenen Beſitze Schleſiens, auch die Hülfe an Geld und Truppen thatſächlich leiſten, zu welcher er jetzt ſich anheiſchig machen wollte? War von einem Fürſten, der ſo eben erſt einen ganz unerhörten Frie-

deusbruch verübte, nicht das Aergſte zu erwarten? Mußte man von ihm nicht mit Recht beſorgen, nach einem ſo wohlfeil errungenen Siege und nachdem er die neue Beherrſcherin Oeſterreichs ſo ſchwach befunden in Vertheidigung ihrer heiligſten Rechte, werde er dann erſt noch innigere Gemeinſchaft machen mit deren Feinden; einmal Herr von Schleſien, werde er mit neuen, immer höher geſpannten Begehren hervortreten und binnen kurzem Oeſterreich zum Zerfall bringen und Maria Thereſia unwiederbringlich in's Verderben ſtürzen [36]).

Es iſt kein Zweifel, daß hauptſächlich das tief eingewurzelte, und nach dem, was ſich ſo eben ereignet hatte, auch leicht begreifliche und wohl berechtigte Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Anträge und Betheuerungen Friedrich's es war, wodurch man ſich in Wien bewogen fand, dieſelben abſchlägig zu beantworten. Außerdem trug noch eine andere, wie ſich jedoch ſpäter zeigte, irrige Vorausſetzung weſentlich dazu bei. Wie man in Wien nichts von alledem glaubte, was in König Friedrich's Namen dort erklärt wurde, ſo war dieß auch in Bezug auf ſeine Behauptung der Fall, Frankreich werde ſich wider die Königin von Ungarn erklären und dem Kurfürſten von Baiern gewaffneten Beiſtand leiſten bei der Geltendmachung ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſchen Erbländer und bei ſeinen Bemühungen, die Kaiſerkrone für ſich zu erhalten. Die greiſen Männer, welche jetzt die Rathgeber der jungen Königin waren, hatten, wie ſchon einmal angedeutet worden, zu lange die Politik des Hauſes Oeſterreich im Sinne freundſchaftlichen Einvernehmens mit Frankreich gelenkt, als daß ſie ſo ſchnell entgegengeſetzte Bahnen einzuſchlagen vermocht hätten. Noch befand ſich jener Sinzendorff in Amt und Würde, welcher jetzt nicht zum erſten Male den verhängnißvollen Irrthum beging, ſich für die unbedingte Friedensliebe des Cardinals Fleury und dafür zu verbürgen, daß die perſönlichen Anſchauungen desſelben identiſch ſeien mit denjenigen der franzöſiſchen Regierung, und daß, was der Erſtere wolle, von der Letzteren unwiderruflich ausgeführt werde. So weit ging man in dieſer Täuſchung, daß die Warnungen, welche zuerſt von Seite Wasner's aus Paris nach Wien gelangten, demſelben ſtatt des verdienten Lobes nur Tadel zuzogen, und daß man, ſtatt in ſeinen Worten den Ausdruck klug berechnender Vorausſicht zu erblicken, hierin nur eine irrige, oder gar

eine gehäſſige Beurtheilung des Benehmens der franzöſiſchen Staatsmänner ſah[37]).

Wie König Friedrich's Hinweiſung auf Feindſeligkeiten, welche Maria Thereſia von Frankreich zu erwarten habe, ſo wurde die gleiche Behauptung, die er in Bezug auf Sachſen ausſprach, ebenfalls nur als Verläumdung angeſehen, darauf berechnet, daß man in Wien ſich zur Bezahlung des theuren Preiſes entſchließen möge, welchen Preußen für ſeine Hülfe verlangte. Und es kann nicht geleugnet werden, daß zu jener Zeit wenigſtens Sachſen noch nicht ausreichenden Anlaß dazu geboten hatte, den Freundſchaftsverſicherungen nicht länger zu trauen, welche nach dem Tode des Kaiſers gegen deſſen Tochter und Erbin von König Auguſt ausgeſprochen worden waren. Es lag alſo, wenn man von Frankreich und Sachſen nichts befürchten zu ſollen glaubte, für den Wiener Hof in der That kein Anlaß vor, durch freiwillige Abtretung eines ſeiner ſchönſten Länder die Hülfe zu erkaufen, nach welcher er nicht verlangte, deren er nicht bedurfte und die ihm wider ſeinen Willen König Friedrich aufzudringen ſich bemühte.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die entſchloſſene Haltung der öſterreichiſchen Regierung und das würdevolle Benehmen der Königin von Ungarn, welche ſich weigerte, Gotter vor ſich zu laſſen, eine gewiſſe einſchüchternde Wirkung auf den König von Preußen und ſeine Miniſter hervorbrachten. Sie ſchienen ſich faſt ihres eigenen Benehmens zu ſchämen und gaben es auf, dasſelbe in den Augen der Welt rechtfertigen zu wollen. Am auffallendſten war dieſe Veränderung in der Haltung Gotter's. An die Stelle des früheren anmaßenden Tones war jetzt eine große Entmuthigung getreten, und er gab es deutlich zu verſtehen, daß er das Verfahren ſeines Herrn mißbillige und demſelben dringend davon abgerathen habe[38]). Um einerſeits ſeine erſte Drohung wahrzumachen und Wien zu verlaſſen, ohne ſich jedoch andererſeits der Möglichkeit zu berauben, die Verhandlungen fortzuführen, begab ſich Gotter nach dem benachbarten Baden, um dort die Schwefelquellen zu gebrauchen.

Man kann nicht ſagen, daß dieſer Vorwand im Hinblick auf die Jahreszeit — es geſchah ſolches am 20. Dezember 1740 — gerade glücklich gewählt erſchien[39]). Schon am Neujahrstage 1741 ſtellte

ſich Gotter, und zwar dießmal in Borcke's Begleitung und mit der Antwort ſeines Königs verſehen [40]), dem Großherzoge neuerdings vor. Die preußiſchen Geſandten ließen zuerſt einige Andeutungen fallen, als ob der König daran dächte, Schleſien wieder zu verlaſſen, wenn es nur mit Ehren geſchehen könnte. Denn er habe es weder auf eine Schmälerung des Erbtheils der Königin, noch auf eine Verletzung der pragmatiſchen Sanktion abgeſehen. Doch werde man ſich dazu bequemen müſſen, ihm wenigſtens einigen Zuwachs zu Theil werden zu laſſen. Auch der Großherzog ſchien nicht völlig abgeneigt, gewiſſe Zugeſtändniſſe zu machen. Da jedoch die Frage, ob ſie ermächtigt ſeien, eine ſchriftliche Erklärung abzugeben, von den preußiſchen Geſandten verneint wurde, verwies er ſie an den Hofkanzler Grafen von Sinzendorff [41]). Bei dieſem fand nun zwei Tage ſpäter eine Conferenz ſtatt, in welcher Gotter und Borcke, ohne ſelbſt etwas niederzuſchreiben, doch die Vorſchläge des Königs dem Hofrathe von Bartenſtein in die Feder dictirten.

Die früheren Anerbietungen Friedrich's, die Königin von Ungarn in ihrem Erbtheil, inſofern dasſelbe zu Deutſchland gehörte, zu ſchützen, dem Großherzoge die Kaiſerkrone zu verſchaffen und einen Barbetrag von zwei Millionen Gulden zu erlegen, wurden erneuert, die angeblichen Rechte Preußens auf Schleſien nicht mehr erwähnt und auch die Forderung auf Abtretung ganz Schleſiens zurückgezogen. Der König werde ſich, ſo hieß es jetzt, mit einem „guten Theile“ dieſes Landes begnügen, wenn nur die Königin von Ungarn ſich in ein billiges und aufrichtig gemeintes Uebereinkommen mit ihm einlaſſe.

So ſehr auch die mündliche Antwort des Großherzogs an Gotter, ſo hieß es in dem von Letzterem mitgetheilten Reſkripte des Königs, erfüllt ſei von Ausdrücken der Gereiztheit und Härte, und daher jeden Weg zu einer gütlichen Ausgleichung abzuſchneiden ſcheine, ſo möge doch Gotter für die Zuſtandebringung einer ſolchen ſich eifrigſt bemühen. Er ſolle den Großherzog dazu vermögen, die Vorſchläge Preußens mit günſtigerem Auge zu prüfen als bisher, und ihm die Ueberzeugung beizubringen trachten, daß ſie nur von der Rückſicht auf das Wohl und die Erhaltung des Hauſes Oeſterreich eingegeben ſeien. Dieß liege dem Könige wahrhaft am Herzen, und er werde jederzeit

bereit ſein, die Königin von Ungarn zu unterſtützen, wenn ſie die Größe ihres Hauſes wahren und ſich ſelbſt für das geringe Opfer entſchädigen wolle, welches er in dem gegenwärtigen Augenblicke von ihr in Anſpruch nehme [42]).

So lauteten die Erklärungen, welche Gotter und Borcke im Namen ihres Königs abgaben. Um ſie noch annehmbarer erſcheinen zu laſſen, fügten ſie die Andeutung hinzu, daß Friedrich noch außerdem die ihm zu machenden Abtretungen, ſei es durch unmittelbaren Kauf oder durch ein Scheinanlehen bar zu bezahlen geſonnen ſei. Erſt wenn der Großherzog Kaiſer geworden und Maria Thereſia ſich im unbeſtrittenen Beſitze ihrer Erbländer befinde, ſolle ſie ſich durch einen neuen Vertrag anheiſchig machen, den abzutretenden Theil von Schleſien nie wieder einzulöſen. Hiefür wolle der König den zu erlegenden Betrag von zwei Millionen erhöhen, ja ihn verdoppeln, und ſich noch überdieß verpflichten, nie mehr als fünf bis ſechshundert Mann Beſatzung in den neu erworbenen Gebietstheilen zu halten [43]).

Es ſcheint faſt als ob die Herabſtimmung der Anforderungen Friedrich's wenigſtens auf den Großherzog Franz nicht ohne Einwirkung geblieben ſei und ihm den Gedanken, ſich nun auch von Seite Oeſterreichs nachgiebiger zu bezeigen, weniger abſchreckend habe erſcheinen laſſen, als dieß zuvor der Fall war. Seine bekannte Abneigung gegen Frankreich mag hiezu ebenſoviel beigetragen haben als der Umſtand, daß er ſich nicht ſo leicht von ſeinem früheren Lieblingsplane, einem Bündniſſe Oeſterreichs mit Preußen und den Seemächten wider Frankreich loszumachen vermochte. Ja ſelbſt von Maria Thereſia behauptet ein ſonſt unverdächtiger Zeuge, der venetianiſche Botſchafter Capello, ſie ſei nicht von aller Nachgiebigkeit gegen Preußen entfernt geweſen und habe in dieſer Beziehung andere Anſichten gehegt, als ſonſt an ihrem Hofe die herrſchenden waren. Jedoch auch dießmal habe ſie dieſelben, wie es während ihrer erſten Regierungsjahre ſo oft geſchah, der Meinung jener Männer untergeordnet, vor deren großer Geſchäftskenntniß und überwiegender Erfahrung ſie eine ſo hochgeſpannte, oft übertriebene Achtung empfand. Denn in Folge ihrer Scheu, der Anſicht älterer Männer zu nahe zu treten, und ihres geringen Vertrauens auf ihre eigene Beurtheilung der

Dinge ſei nicht ſelten ihre klügere Anſchauung unbefolgt geblieben. Gleiches habe ſich auch jetzt wieder ereignet. Dem Kriege mit Preußen ſei nicht vorgebeugt worden, während es doch gerade darauf ankam, jeden Ausbruch der Feindſeligkeiten, wo dieß auch immer ſein mochte, hintanzuhalten, in der Zwiſchenzeit Geld und Truppen zu ſammeln, und ſich in ſolcher Weiſe in den Zuſtand der Vertheidigungsfähigkeit zu ſetzen, in welchem man ſich damals noch nicht befand [44])

Capello's Behauptung ſteht jedoch in geradem Widerſpruche mit allen ſonſtigen Zeugniſſen, welche wir aus jener Zeit über die Anſchauungsweiſe Maria Thereſia's in Bezug auf die gegen Preußen zu beobachtende Haltung beſitzen, ja mit den Angaben, die in Capello's eigenen Berichten an den Senat über den Verlauf dieſer Verhandlungen enthalten ſind. So wie die Erſteren, ſo ſchildert Capello ſelbſt die Königin als diejenige, welche mit der größten Entſchiedenheit ihre Stimme erhob gegen jede Abtretung irgend eines Gebietstheiles an Preußen. Die ungemeine Lebhaftigkeit, ja Heftigkeit ihres Temperamentes verurſachte, daß ſie die entgegengeſetzte Anſicht mit einer Energie bekämpfte, welche jeden Widerſpruch, wenn ſich ſchon irgendwo ein ſolcher erhob, bald wieder verſtummen machte. Es war dieß um ſo leichter der Fall, als ja die einflußreichſten Männer am Hofe ſelbſt von Nachgiebigkeit nichts hören wollten. Von Seite des Grafen Gundacker Starhemberg geſchah dieß, weil er den Grundſatz der Unzertrennbarkeit der öſterreichiſchen Monarchie durchaus nicht verletzt ſehen wollte; von Königsegg, weil er es für unvereinbar mit der Ehre der öſterreichiſchen Waffen anſah, mit einem in die Erblande eingefallenen Feinde zu unterhandeln und ihm noch vor Beginn des eigentlichen Kampfes ſchon nachzugeben; von Bartenſtein endlich, weil er noch immer auf Frankreich vertraute. Der König von Preußen verlange, ſo behauptete Bartenſtein, Oeſterreich ſolle Frankreich den Krieg erklären, und doch beſitze die Königin von Ungarn Niemand, auf den ſie ſich verlaſſen könne als eben nur Frankreich [45]).

Nur hinſichtlich Sinzendorff's findet ſich die Andeutung, daß er ſchon in der Conferenz, in welcher der Großherzog von Toscana über ſein erſtes Geſpräch mit Gotter berichtete, die Bemerkung fallen ließ, in der gefährlichen Lage, in der man ſich befinde, müſſe man

ſich ſchon zu einem Opfer verſtehen[46]). Es ſei, ſo bemerkte er in einer ſpäteren Berathung, wohl zu überlegen, ob man irgend etwas an den König von Preußen abtreten, oder mit demſelben brechen ſolle[47]).

Nicht das ſei die Frage, erwiderte voll Aerger Graf Gundacker Starhemberg, ob man mit dem Könige brechen ſolle? Er, deſſen Truppen längſt ſchon in Schleſien ſtänden, habe genugſam gebrochen. Nur darum handle es ſich, ob man ihn dort, auf öſterreichiſchem Gebiete ſolle ſchalten und walten laſſen[48]). Und Bartenſtein fügte hinzu, man möge doch ja nicht glauben, daß man dem Könige von Preußen, ſeinen Vorſchlägen und Verſprechungen auch nur im entfernteſten trauen dürfe. Wie wenig er es damit ernſtlich meine, zeige ſchon der Umſtand, daß ſeine Geſandten ſich hartnäckig weigerten, die Erklärungen, welche ſie abzugeben hatten, ſchriftlich in die Hände der öſterreichiſchen Miniſter zu legen. Sie könnten ſich hiezu, ſo behaupteten Gotter und Borcke, aus dem Grunde nicht herbeilaſſen, weil ſie an Frankreich verrathen zu werden beſorgten. In Wien ſah man jedoch hierin nur eine leere Ausflucht und eine Beſtätigung des Verdachtes, daß die Zuſagen Friedrich's auf nichts abzielten, als die Königin von Ungarn über ſeine wahren Abſichten zu täuſchen.

Durch die ganz ungenügenden Vollmachten, mit welchen Gotter verſehen war, durch die Unbeſtimmtheit ſeiner Aeußerungen über dasjenige, was der König von Preußen unter dem „guten Theile von „Schleſien" eigentlich verſtand, deſſen Abtretung er verlangte, durch Gotter's nachträgliche Bemerkung endlich, daß der Vorſchlag eines Darlehens und eines Pfandes eigentlich nur von ihm ausgehe, durch alles dieß wurde der Wiener Hof darin beſtärkt, bei ſeinem urſprünglichen Entſchluſſe zu verharren und Friedrich's Anträge definitiv zu verwerfen.

Der König von Preußen rechtfertige, ſo hieß es in der Erwiderung, welche ſchon am 5. Jänner 1741 in Gegenwart der Grafen Sinzendorff und Starhemberg den beiden preußiſchen Abgeſandten eingehändigt wurde, den Einmarſch ſeiner Truppen in Schleſien mit der Nothwendigkeit, das Haus Oeſterreich vor den feindſeligen Abſichten anderer Mächte zu ſchützen, und mit der Nützlichkeit, einen Theil

deſſen, was man beſitze, zu opfern, um das Uebrige zu retten. Es ſei jedoch allbekannt, daß ſich die öſterreichiſchen Staaten der glücklichſten Ruhe erfreuten, als der König von Preußen mit bewaffneter Hand in dieſelben einbrach. Wenn hierin, wie er behaupte, das geeignetſte, ja das einzige Mittel liege, die Verfaſſung des deutſchen Reiches, die Ruhe und die Wohlfahrt Europa's ſicher zu ſtellen, ſo wäre man begierig, das Mittel zu erfahren, durch welches jene Güter vernichtet würden. Weit davon entfernt, nicht den ganzen Werth der Freundſchaft des Königs von Preußen zu erkennen, habe man ſich vielmehr nicht vorzuwerfen, auch nur das Geringſte verabſäumt zu haben, um ſie ſich zu erhalten.

Ohne hievon irgendwie abgehen zu wollen, müſſe man doch bemerken, daß ſchon das Band, welches alle Glieder des deutſchen Reiches vereinige, und die ausdrückliche Verordnung der goldenen Bulle jeden Reichsſtand verpflichte, demjenigen beizuſtehen, welcher in einem ſeiner zum Reiche gehörigen Staaten angegriffen werde. Hierauf laufe aber das Anerbieten des Königs von Preußen hinaus, welches noch überdieß nicht einmal ſo weit gehe, als die vom ganzen Reiche übernommene Garantie der pragmatiſchen Sanktion. Wenn ſolche Verpflichtungen nicht mehr gültig wären, welche Sicherheit könnte das Haus Oeſterreich noch überhaupt für ſich in Anſpruch nehmen?

Das Bündniß der Königin mit Rußland und den Seemächten habe ſchon vor dem Einmarſch der preußiſchen Truppen in Schleſien beſtanden, und man hege die feſte Ueberzeugung, es ſei nicht die Abſicht jener Mächte, daß um dasſelbe zu ſtärken, die Königin einen Theil ihrer Staaten verlieren ſolle. Sie ſeien vielmehr geſonnen, ſie in deren ungetheiltem Beſitze zu erhalten.

Für das Anerbieten, dem Großherzoge von Toscana die Kaiſerkrone verſchaffen zu wollen, könne man dem Könige von Preußen nur ungemein dankbar ſein. Aber außerdem daß die Kaiſerwahl frei ſein und nach den Vorſchriften der goldenen Bulle geſchehen müſſe, glaube die Königin, daß nichts leichter die Wahl ſtören könne als die inmitten des Reiches veranlaßten Unruhen.

Noch nie ſei ein Krieg geführt worden, um irgend einen Fürſten zu zwingen, die Geldſummen anzunehmen, welche man ihm anbiete.

Und wenn man das, was der König unter dem Vorwande, für die Subsiſtenz ſeiner Truppen zu ſorgen, aus Schleſien gezogen habe, zu dem ungeheuren Schaden rechne, welcher durch die Zugrunderichtung des Landes verurſacht wird, ſo übertreffe dieß in beträchtlichem Maße die von Preußen angebotenen zwei Millionen.

Die Königin ſei nicht Willens, ihre Regierung mit der Zerſtückelung ihrer Staaten zu beginnen. Sie halte ſich in ihrer Ehre und in ihrem Gewiſſen verpflichtet, die pragmatiſche Sanktion gegen jeden mittelbaren oder unmittelbaren Angriff zu vertheidigen. Daraus folgere, daß ſie weder ganz Schleſien, noch irgend einen Theil dieſes Landes abtreten werde. Aber ſie ſei noch immer geneigt, mit dem Könige von Preußen das Verhältniß aufrichtigſter Freundſchaft zu erneuern, wenn dieß ohne einen ſolchen Bruch der pragmatiſchen Sanktion ſowie ohne Verletzung der Rechte eines Dritten geſchehen könne, und wenn die preußiſchen Truppen ungeſäumt Schleſien räumten.

Es ſei dieß ihrer Anſicht nach der einzige Weg, der dem Rechte und der Billigkeit, den Grundgeſetzen des Reiches, der Aufrechthaltung ſeiner Verfaſſung, der Ruhe und dem Gleichgewichte Europa's entſpreche, und daher auch der einzige Weg, welcher dem Könige von Preußen zu wahrem Ruhme gereiche. Man zögere deßhalb nicht, ihn um Betretung dieſes Weges zu bitten, ja ihn darum bei allen den Rückſichten zu beſchwören, welche auf das Herz eines großen Fürſten Eindruck zu machen vermöchten. Und man nehme keinen Anſtand, den preußiſchen Miniſtern die gegenwärtige Antwort ſchriftlich zuzuſtellen und damit den beſten Beweis des guten Glaubens zu liefern, in dem man handle, obwohl von ihrer Seite nicht in gleicher Weiſe vorgegangen worden ſei [49]).

Nach der vernichtenden Kritik, welche in dieſer Antwort jeder der einzelnen Vorſchläge des Königs, und nach der förmlichen Ablehnung, die ſein Begehren im Allgemeinen erfuhr, ließ ſich von fernerer Verhandlung nichts mehr erwarten. Dennoch trachteten die beiden preußiſchen Geſandten, es nicht zu einem Abbruche derſelben kommen zu laſſen. Sie wandten ſich an Bartenſtein, und da dieſer von nichts hören wollte, an den Reichshofrath von Knorr, ohne jedoch irgend etwas ausrichten zu können. Unerſchütterlich beharrte man in Wien

dabei, eine Verhandlung könne erſt dann wieder ſtattfinden, wenn der König von Preußen mit ſeinen Truppen Schleſien geräumt habe. So groß war der Eindruck, welchen die Entſchloſſenheit des Wiener Hofes auf alle Gemüther hervorbrachte, daß ſogar die beiden preußiſchen Geſandten ſein Verfahren gerechtfertigt fanden. Sie ſcheuten ſich nicht, dieß ſelbſt ihrem Könige zu verſtehen zu geben und ſich angelegentlich zu bemühen, ihn zu anderen Entſchlüſſen zu vermögen.

Friedrich ließ ſich jedoch weder hiedurch, noch durch die Stimmen, die in ſeinem eigenen Lande, ja in ſeinem eigenen Heere in gleichem Sinne ſich vernehmbar machten, abbringen von dem einmal betretenen Wege. Daß er dieß nicht that und die in der Zwiſchenzeit gewonnenen Vortheile nicht wieder fahren ließ, kann von ſeinem Standpunkte aus nicht anders als natürlich erſcheinen. Daß er ſich jedoch fortwährend das Anſehen gab, von der Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt, und wie er gegen den Großherzog ſich ausdrückte, darüber in Verzweiflung zu ſein, nicht anders handeln zu können, als es von ſeiner Seite geſchah, und gegen einen Fürſten feindſelig auftreten zu müſſen, welchem die feſteſte Stütze zu ſein er ſich zum Ruhme angerechnet haben würde, dieß bringt einen wahrhaft widerlichen Eindruck hervor. Er ſei, ſo erklärte Friedrich dem Großherzoge, unſchuldig an Allem was da kommen werde. Die völlige Verkennung ſeiner wahren Abſichten zwinge ihn, keinerlei Schranken mehr einzuhalten. Was ihm jedoch den größten Schmerz verurſache, ſei die Ueberzeugung, gegen ſeinen Willen einem Fürſten Uebles zufügen zu müſſen, welchen er liebe und ſchätze und für den ſein Herz niemals aufhören werde zu ſchlagen, wenn auch ſein Arm wider ihn die Waffen zu führen gezwungen ſei [50]).

Wie groß der Unmuth auch ſein mochte, mit welchem ſo viel Verſtellung das Gemüth des Großherzogs erfüllen mußte, ſo tritt doch nichts hievon in der Antwort zu Tage, welche von ſeiner Seite auf das Schreiben des Königs von Preußen erging. Er verſicherte ihn vielmehr, daß der zwiſchen den beiden Höfen eingetretene Zwieſpalt an ſeiner perſönlichen Geſinnung der Freundſchaft und Verehrung für Friedrich nichts ändern werde [51]). Und hiemit fanden einſtweilen die Berührungen zwiſchen Friedrich und dem Großherzoge

einen verſöhnlicher klingenden Abſchluß, als man es bei der wirklichen Lage der Dinge hätte annehmen ſollen. Denn da in der Hauptſache ſelbſt jeder der beiden Theile ſtarr auf ſeiner Anſchauung beharrte, ſo blieb nichts übrig, als die Entſcheidung ihres Streites der Gewalt der Waffen anheimzuſtellen.

Sechſtes Capitel.

In der erſten Hälfte des Monats Dezember hatte König Friedrich die Streitmacht, mit welcher er ſich Schleſiens zu bemächtigen gedachte, zweiundzwanzigtauſend Mann Fußvolk und fünftauſend Reiter bei Croſſen, unweit von dort verſammelt, wo die Oder die ſchleſiſche Grenze durchſchneidet. Am 14. Dezember 1740 traf er in Perſon daſelbſt ein; zwei Tage ſpäter führte er ſeine Truppen, in zwei Colonnen getheilt, von welchen die eine unter ſeiner unmittelbaren Leitung, die andere unter derjenigen des Feldmarſchalls Grafen Schwerin ſich befand, auf öſterreichiſches Gebiet. Schon am 18. Dezember erſchienen preußiſche Huſaren vor Glogau; am 22. näherten ſich die übrigen Streitkräfte Friedrich's dieſer Feſtung bis auf die Entfernung einer Meile.

In ſolcher Weiſe hatte der König den Friedensbruch vollbracht, oder wie er ſelbſt ſich ausdrückte, den Rubikon überſchritten: ohne Kriegserklärung, ohne die Antwort auf die Vorſchläge abzuwarten, welche Gotter der Königin von Ungarn überbringen ſollte, ja ſogar noch vor deſſen Eintreffen in Wien. Die Bevölkerung Schleſiens, im Ganzen gut öſterreichiſch geſinnt, und ſelbſt in ihrem proteſtantiſchen Theile der bisherigen Regierung weit weniger abgeneigt, als man dieß ſeither glauben zu machen ſich bemühte, hatte erſt vor wenig Tagen Maria Thereſia mit freudiger Bereitwilligkeit den Eid der Treue geleiſtet. Nun wurde ſie durch die falſche Vorſpieglung, daß der König von Preußen im Intereſſe der Königin von Ungarn, ja ſogar im Ein-

verſtändniſſe mit ihr handle, und wohl mehr noch durch den faſt gänzlichen Mangel an regulären Truppen, welche als Stützpunkt und Kern eines etwaigen Aufgebotes hätten dienen können, dazu vermocht, ſich theilnahmslos zu verhalten. Mit der geringen Anzahl öſterreichiſcher Truppen aber, die er im Lande wußte, und mit den gänzlich verwahrloſten Feſtungen hoffte Friedrich in kürzeſter Zeit fertig zu werden.

Die Vertheidigungskraft der öſterreichiſchen Regierung in Schleſien befand ſich in der That in einem bedauernswerthen Zuſtande. Zwar nicht gerechtfertigt, aber doch einigermaßen entſchuldigt wird dieſe Vernachläſſigung dadurch, daß man ſeit einer Reihe von Jahren ſich des Gedankens an die Möglichkeit eines kriegeriſchen Zuſammenſtoßes mit Preußen völlig entwöhnt, und das Hauptaugenmerk ſtatt auf Schleſien, auf diejenigen Provinzen gerichtet hatte, welche man, wie Ungarn und die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien, für bedrohter anſah. Nur dadurch erklärt es ſich, daß zur Zeit des Todes des Kaiſers nur drei Bataillone und zwei Grenadiercompagnien in Schleſien lagen; daß Glogau als halb verfallen geſchildert werden mußte, daß an dem Hauptwall der Feſtung Brieg ſeit neunzig Jahren keine Ausbeſſerung vorgenommen worden war und man ihn von allen Seiten leicht zu erſteigen vermochte. In Glatz waren verſchiedene Befeſtigungswerke völlig eingeſunken und dadurch einem etwaigen Feinde die Zugänge zu dem Platze dermaßen geöffnet, daß er leicht durch Ueberfall genommen werden konnte. Befriedigender lauteten die Nachrichten über Neiſſe. Doch war der Platz ſo geräumig, daß man zu deſſen regelmäßiger Vertheidigung einer ungleich größeren Truppenmacht bedurft hätte, als alle öſterreichiſchen Streitkräfte in Schleſien betrugen [1]). Aehnliches war auch mit Breslau der Fall; doch hoffte man wenigſtens dieſe beiden Plätze halten zu können, bis es gelänge, eine genügende Streitmacht zuſammenzubringen, um die Preußen wieder aus Schleſien zu verjagen

In der zweiten Hälfte des Monats November waren die drei Regimenter Botta, Browne und Harrach, welche man gleich nach des Kaiſers Tode nach Schleſien beſtimmt hatte, daſelbſt eingetroffen, wo der Feldmarſchall-Lieutenant Graf Maximilian Ulyſſes Browne de Camus den Poſten eines commandirenden Generals bekleidete.

Daß gerade Browne in dieſer Stellung ſich befand, kann nur als ein für die Sache des Hauſes Oeſterreich günſtiger Umſtand angeſehen werden. Einem irländiſchen Adelsgeſchlechte entſproſſen, das in Folge der Vertreibung der Stuart's ſeine Heimath verließ, war Browne von ſeinem Vater, welcher ſich dem Kriegsdienſte des Hauſes Oeſterreich gewidmet hatte, gleichfalls für denſelben erzogen worden. Im Jahre 1705 geboren und ſchon in ſeinem 29. Lebensjahre zum Oberſten ernannt, kämpfte Browne bei Parma, bei Guiſtello und bei Guaſtalla mit Auszeichnung. Auch in den Feldzügen gegen die Türken, wo ſonſt wenig Ehre zu holen war, that er ſich hervor. Man rühmte an ihm eine für die damalige Zeit ſeltene kriegswiſſenſchaftliche Bildung und zugleich den ſchnellen Blick und die raſche Entſchloſſenheit, durch welche die theoretiſchen Kenntniſſe in der Ausübung erſt die rechte Anwendung erhalten.

Nicht ſo glücklich war der Wiener Hof bei der Wahl des Heerführers, dem er den Oberbefehl über die in Schleſien zu verſammelnden Truppen und ſomit die Leitung des bevorſtehenden Feldzuges gegen den König von Preußen übertrug. Feldzeugmeiſter Wilhelm Reinhard Graf Neipperg galt als ein Mann von vielem Verſtande, der freilich dieſen Ruf ſich zunächſt durch einen gewiſſen Hang zu Sonderbarkeiten und durch witzige, nicht ſelten beißende Bemerkungen über Andere erworben hatte. Auch war er unbeſtreitbar ein kenntnißvoller Officier, als welchen ihn ſchon ſein großer Kriegsmeiſter Eugen ſchätzte und darum ſich ſeiner mit Vorliebe bediente. Während der ſiegreichen Kämpfe des Prinzen gegen die Türken, während der darauf folgenden Feldzüge in Sicilien, dann gegen Frankreich und Spanien, ſo wie in den letzten Kriegen wider die Pforte war dem Grafen Neipperg in der That genug Gelegenheit geboten, ſich reiche Erfahrungen zu ſammeln. Aber außerdem beſaß er nur wenige der Eigenſchaften, welche eigentlich den Feldherrn ausmachen. Schon von Natur aus ängſtlich und unentſchloſſen, war er dieß durch ſeine letzten unglücklichen Erlebniſſe noch mehr geworden. Die lange Haft hatte lähmend eingewirkt auf ſeinen Körper und dadurch vielleicht auch auf die Spannkraft ſeines Geiſtes. Seine Kräfte ſeien in beiden Beziehungen ſo ſehr geſunken, ſchrieb der venetianiſche Botſchafter Zeno über Neipperg,

als er in Freiheit gesetzt worden und in Wien eingetroffen war, daß es den Anschein gewinne, er hege kein anderes Verlangen als in ehrenvoller Ruhe seine Tage zu beschließen [2]).

Daß Neipperg der Oberbefehl in Schlesien übertragen wurde, war zunächst eine Folge der dankbaren Anhänglichkeit des Großherzogs an seinen ehemaligen Erzieher. Neipperg sollte, dieß lag in der Absicht des Großherzogs, für die überstandenen Leiden schadlos gehalten und ihm Gelegenheit geboten werden, durch glückliche Waffenthaten dasjenige vergessen zu machen, was man ihm zur Last legte [3]). Daß man derlei günstige Erfolge von ihm wirklich erwartete und sich dem Glauben hingab, in Neipperg den rechten Mann zur Vertreibung des Königs von Preußen aus Schlesien gefunden zu haben, darin liegt jedoch auch die einzige Entschuldigung für Neipperg's Berufung auf einen Posten, welchem er in keiner Weise gewachsen war. Schon seine stete Zögerung, sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, hätte einer weniger für ihn eingenommenen Persönlichkeit, als Franz von Lothringen es war, die Augen geöffnet über Neipperg's Unzulänglichkeit zur Erfüllung der ihm übertragenen Aufgabe. Aber der Großherzog war eben aufgewachsen in der steten Bewunderung der vorzüglichen militärischen Begabung Neipperg's, und Maria Theresia schätzte, dem sonstigen Hange der Jugend entgegen, so wie sie es bei ihren Ministern that, so auch bei Neipperg die Eigenschaft der Erfahrung noch weit höher als sie es an und für sich schon mit Recht verdient. Der erfahrne Feldherr werde dem jungen Könige, die kriegserprobte österreichische Armee aber den des Kampfes ungewohnten preußischen Streitkräften gegenüber, so schmeichelte man sich in Wien, doch am Ende kein allzuschweres Spiel haben [4]). Den günstigen Erfolg unzweifelhaft sicher zu stellen, dazu bedürfe es, so meinte man, vor Allem nur der Ausgleichung des im gegenwärtigen Augenblicke allzu großen Mißverhältnisses zwischen der beiderseitigen Truppenzahl. Um diese Ausgleichung herbeizuführen, beabsichtigte man eine Streitmacht von fünfzehn Regimentern Infanterie und ebenso viel Cavallerie-Regimentern in Schlesien aufzustellen.

Während man in Wien die nöthigen Anordnungen hiezu traf und Neipperg deren Vollziehung und die Ankunft der Truppen in

Schleſien abwartete, um ſich dann ebenfalls dorthin zu begeben, fuhr König Friedrich fort, mit der gleichen Entſchloſſenheit zu handeln, die er vom erſten Augenblicke an den Tag gelegt hatte. Durch die zahlreichen Proteſtationen, welche ihm von den ſchleſiſchen Landſtänden, den Magiſtraten der Städte und anderen Ortsbehörden zukamen, in keiner Weiſe beirrt, fuhr er in ſeinen Bewegungen fort. Den Prinzen Leopold von Deſſau ließ er vor Glogau zurück, welches, von dem Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Franz Wallis mit zwölfhundert Mann beſetzt, ſich trotz des kläglichen Zuſtandes ſeiner Befeſtigungswerke doch keineswegs ſo ſchnell ergab, als der König es erwartet hatte. Den Feldmarſchall Schwerin ſandte er in ſüdlicher Richtung über Schweidnitz gegen Frankenſtein; er ſelbſt wandte ſich gegen Breslau.

Nicht allein als die Hauptſtadt des Landes, ſondern auch wegen ſeiner Lage an der Oder und wegen ſeiner ſtarken Befeſtigung war Breslau's Beſitz für beide ſtreitenden Theile von höchſter Wichtigkeit. Dieß wohl erkennend, legte der Wiener Hof den größten Werth darauf, daß Breslau nicht in die Hände des Königs von Preußen falle. Insbeſondere war es Graf Gundacker Starhemberg, welcher darauf drang, ſich ja nur Breslau's zu verſichern und lieber in die anderen Plätze, Neiſſe allein etwa ausgenommen, weniger oder ſelbſt gar keine Mannſchaft zu verlegen [5]). Kaum war man daher über König Friedrich's bevorſtehenden Einfall in Schleſien nicht länger in Zweifel, als der Oberamtsdirector Graf Schaffgotſch an den Magiſtrat von Breslau die Anfrage ſtellte, wie er die Stadt im Falle eines Angriffes zu vertheidigen gedächte. Denn ein altes Privilegium ermächtigte ſie, keine Truppen einzulaſſen und für ihren Schutz ſelbſtſtändig Sorge zu tragen. Ohne um dieſes Vorrecht, obgleich es, unter ganz anderen Verhältniſſen entſtanden, für die jetzt eingetretenen Umſtände im Intereſſe Breslau's ſelbſt nicht mehr paſſend erſchien, eigenmächtig antaſten zu wollen, konnte man ſich doch keinem Zweifel darüber hingeben, daß deſſen buchſtäbliche Beobachtung eine große Gefahr in ſich barg. Denn die Bürgerſchaft, ſo zahlreich und wacker ſie auch ſein mochte, werde doch dem wohlgeſchulten und mit allen Kriegserforderniſſen reichlich verſehenen preußiſchen Heere gegenüber, das konnte man leicht vorherſehen, die Stadt nicht lange zu vertheidigen im Stande

ſein. Darum ſchlug Schaffgotſch vor, Breslau möge im Falle der Noth öſterreichiſche Truppen einnehmen und das Commando dem tapferen Oberſten von Roth übergeben werden. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſolle man jedoch die Truppen einſtweilen nur in die Vorſtädte verlegen.

Die Deputirten des Magiſtrates erkannten dieſen Antrag als zweckmäßig; die Bürgerſchaft aber erklärte ſich leidenſchaftlich dagegen. Noch ſei ſie im Stande, ſo hieß es allgemein, ſelbſt ihre Stadt zu ſchützen gegen jeden äußeren Feind, und es thue nicht Noth, Truppen nach Breslau zu rufen und hiedurch deſſen althergebrachte Rechte und Freiheiten zu verletzen.

Der offene, wenn gleich die eigene Kraft überſchätzende Muth, der in dieſen Kundgebungen ſich ausſprach, die Rückerinnerung an die freiſtädtiſche Selbſtſtändigkeit, welche darin lag, würden die vollſte Anerkennung verdienen, wenn nur auch nachher den großen Worten die gleichen Thaten gefolgt wären. Für den Augenblick aber wurde nichts anderes dadurch erzielt, als daß das Vorhaben, Breslau mit öſterreichiſchen Streitkräften zu beſetzen, aufgegeben und die Ergreifung der nothwendigen Vertheidigungsmaßregeln der Stadt ſelbſt anheimgeſtellt werden mußte. Sie ſchien ſich dieſelben in der That auch angelegen ſein laſſen zu wollen. Die junge Mannſchaft wurde mit Gewehren betheilt, die Bürgerſchaft täglich in den Waffen geübt und kein Kampffähiger mehr aus der Stadt gelaſſen. Die Wälle wurden mit Geſchützen verſehen, Schanzkörbe angebracht und alle Maßregeln zu tapferer Gegenwehr getroffen.

König Friedrich war jedoch viel zu klug, um eine ſolche von Seite Breslau's hervorrufen zu wollen. Bei dem Kampfe, der ihm früher oder ſpäter gegen die öſterreichiſchen Truppen bevorſtand, wäre es Thorheit geweſen, ſeine beſten Kräfte vor den Mauern der Hauptſtadt des Landes zu verbrauchen. Es war alſo dringend nothwendig für ihn, ſich mit derſelben in Güte zu vertragen. Um dieß zu erreichen, gab er ſich die Miene, als ob ihm nichts ferner liege als eine Verletzung der alten Rechte und Freiheiten der Stadt. Durch zwei Abgeſandte ließ er dieß dem Magiſtrate unter Verpfändung ſeines königlichen Wortes erklären und die Verſicherung abgeben, daß er nicht als

Feind, ſondern als Freund komme und nichts weniger beabſichtige, als die Stadt mit ſeinen Streitkräften zu beſetzen. Nur in die Vorſtädte wünſche er einige Truppen zu verlegen und ein Magazin daſelbſt zu errichten. Alles, deſſen ſeine Soldaten bedürfen ſollten, werde er bar bezahlen.

Die Annäherung des preußiſchen Heeres hatte, wie es ſcheint, den Eifer der Bürgerſchaft von Breslau zur Vertheidigung ihrer Stadt dermaßen abgekühlt, daß ſie die Vorſchläge Friedrich's als höchſt annehmbar erklärte. Am 3. Jänner 1741 kam der Vertrag zu Stande, in welchem der König die feierliche Zuſage erneuerte, niemals eine Beſatzung in die Stadt legen zu wollen. Nur compagnieweiſe ſollten ſeine Truppen durch dieſelbe marſchiren dürfen. Er ſelbſt werde nie in einer zahlreicheren Begleitung als in der von dreißig Gendarmen dort erſcheinen.

Kurz nach Abſchluß dieſes Vertrages hielt Friedrich ſeinen Einzug in Breslau. Dem Adel, der Geiſtlichkeit und der Bevölkerung begegnete er mit Zuvorkommenheit, der Oberamtsdirector Graf Schaffgotſch aber erhielt den Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt zu verlaſſen. Die öſterreichiſchen Caſſen wurden mit Beſchlag belegt.

Die Bewegungen Friedrich's gegen Breslau und Schwerin's gegen Schweidnitz zwangen den Grafen Browne mit ſeiner ſchwachen Streitkraft hinter die Neiſſe zurückzuweichen. Um den König doch einiger Maßen aufzuhalten, ließ er Ohlau durch dreihundert Mann unter Oberſt Formentini beſetzen. Die Garniſon von Nanslau wurde mit zweihundert Mann unter Major Kramer verſtärkt. Nach Brieg verlegte er achtzehnhundert Mann unter General Piecolomini. Die Beſatzung von Neiſſe wurde auf ſechzehnhundert Mann vermehrt, Ottmachau mit fünf Grenadier-Compagnien beſetzt. Nur fünf Bataillone, welche zuſammen nicht mehr als ſechzehnhundert Mann zählten, und das Dragonerregiment Liechtenſtein blieben verfügbar. Browne verlegte ſie zwiſchen Neiſſe und Ottmachau an das rechte Ufer der Neiſſe; alle Brücken über dieſen Fluß, mit Ausnahme der bei den zwei zuletzt genannten Plätzen wurden abgetragen.

Die Vertheilung kleiner Beſatzungen in eine Anzahl von Plätzen, von denen nur wenige haltbar erſchienen, war keineswegs eine glück-

liche Maßregel. Selbſt Glogau, obgleich nicht ohne ſtrategiſche Wichtigkeit, befand ſich doch in einem Zuſtande, welcher kaum auf eine längere Vertheidigung hoffen ließ. Am paſſendſten wäre es daher geweſen, die Streitkräfte nicht zu zerſplittern und vereinzelt dem Feinde preiszugeben, ſondern ſie bei Neiſſe zu concentriren und ſich einſtweilen auf die Behauptung dieſer Feſtung zu beſchränken. Neiſſe und Glatz hätten für die künftigen Operationen eine ſichere und ausreichende Grundlage geboten. Aber es ſcheint faſt, als ob Browne, der dieß wohl erkannt haben mochte, bei dem Mangel an beſtimmter Inſtruktion und in Abweſenheit des Oberfeldherrn ſo entſcheidende Maßregeln nicht auf ſich zu nehmen wagte.

Schon am 2. Jänner 1741 erſchienen preußiſche Truppen vor Ohlau. Vier Tage ſpäter langte der König ſelbſt dort an und traf allſogleich Anſtalten zum Sturme. Um die ſchwache Beſatzung dem Dienſte der Königin von Ungarn zu erhalten, übergab Oberſt Formentini am 9. Jänner Ohlau gegen das Zugeſtändniß freien Abzuges mit Waffen und Gepäck. König Friedrich erſchien nun vor Brieg, und ging, nachdem er dieſe Feſtung mit fünf Bataillonen und fünf Schwadronen unter General Kleiſt eingeſchloſſen hatte, weiter gegen Neiſſe.

Während dieſer Bewegungen des Königs faßte der Feldmarſchall Schwerin den Entſchluß, ſich der Feſtung Glatz, von deren ſchlechtem Zuſtande er wohl unterrichtet war, durch Ueberfall zu bemächtigen. Nach Wiederherſtellung der abgebrochenen Brücke bei Wartha rückten die zur Unternehmung auf Glatz beſtimmten Bataillone unter Führung des Oberſten Camas dorthin vor. Die Feſtung war bloß mit einigen regulirten, dann zwei Bürgercompagnien, dreihundert Invaliden und fünfhundert bewaffneten Bauern beſetzt. Sie ſtanden jedoch vor den anrückenden Preußen auf guter Hut und in beſter Bereitſchaft, ſie blutig zu empfangen. Der enge Paß, welcher gegen Glatz führt, war durch Verhaue wohl verwahrt und wurde durch Jäger und Landmiliz vertheidigt. Darum gab Oberſt Camas, ohne einen ernſtlichen Verſuch zu wagen, die Unternehmung auf.

Da vor Ohlau und Glatz nicht wirklich gekämpft worden war, ſo hatte bis jetzt noch kein blutiger Zuſammenſtoß zwiſchen den öſterreichiſchen und den preußiſchen Truppen ſtattgefunden. Am 9. Jän-

ner 1741 in der Nähe von Ottmachau geſchah dieß zum erſten Male, und es begann nun, durch den Ehrgeiz und die Eroberungsſucht König Friedrich's hervorgerufen, eine Reihe von Kämpfen, in welchen in einem Maße, wie es nie zuvor, den dreißigjährigen Krieg etwa ausgenommen, der Fall geweſen, deutſches Blut durch Deutſche vergoſſen und wenn gleich nicht dem Namen, ſo doch der Weſenheit nach dem faſt tauſendjährigen deutſchen Reiche ein Ende gemacht wurde.

Als Schwerin gegen Ottmachau vorrückte, trafen die Huſaren, die ſeine Vorhut bildeten, auf fünf Compagnien des öſterreichiſchen Dragoner-Regimentes Liechtenſtein, welche unter Befehl des Oberſten Deſſours vor Ottmachau aufgeſtellt waren. Anfangs wichen die preußiſchen Huſaren, deren Führer das Leben verlor; als aber Schwerin ſeine Truppen zu entwickeln begann, gingen die Dragoner vor der Uebermacht über die Neiſſe zurück. Die Thore von Ottmachau und die Stadt ſelbſt wurden von den Preußen ohne Schwierigkeit beſetzt, der Commandant aber warf ſich in das alte Schloß, welches auf einer terraſſenförmigen Anhöhe gelegen, mit ſtarken Ringmauern verſehen und bei entſchloſſener Haltung der Beſatzung wenigſtens nicht im erſten Anlauf zu überwältigen war.

Es ſcheint wohl als ob Browne niemals die Abſicht gehabt habe, die ſchwache Beſatzung von Ottmachau ſolle dieſen am Ende doch nicht haltbaren Platz ernſtlich vertheidigen. Auf die erſte Nachricht von Schwerin's Annäherung zog Browne ſeine wenigen Truppen zuſammen und begab ſich zur Brücke von Ottmachau. Gern hätte er durch einen Angriff auf die Preußen, welche das Schloß bereits umzingelt hielten, die Beſatzung befreit. Die Preußen aber, an Zahl den Oeſterreichern weit überlegen, hatten ſchon das linke Ufer der Neiſſe ſtark beſetzt und nur über die ſteinerne Brücke hätte Browne an ſie zu gelangen vermocht. Er ſandte daher durch einen Vertrauten den Befehl an den Commandanten, das Schloß gegen freien Abzug ſogleich zu übergeben. Major Müſſling aber, welcher in Ottmachau commandirte, konnte oder wollte dieſem Befehle nicht mehr nachkommen. Er rüſtete ſich zu hartnäckiger Gegenwehr. Die Aufforderung der Preußen, ſich zu ergeben, beantwortete er mit einem Kugelregen. Allſogleich begann die Beſchießung des Schloſſes. Aber erſt nachdem

dieſelbe vier Tage hindurch unabläſſig fortgeſetzt worden, verlangte Müffling zu capituliren. Seine aus zweihundertſechzig Mann beſtehende Beſatzung zog mit allen Kriegsehren aus dem Schloſſe, welches nun die Preußen beſetzten.

König Friedrich, der ſich zuletzt ebenfalls vor Ottmachau eingefunden hatte, wandte ſich nun allſogleich nach Neiſſe, wo Oberſt Roth, derſelbe dem man in Breslau das Commando hatte übertragen wollen, die Beſatzung befehligte. Daß Roth ein geborner Schleſier war und der proteſtantiſchen Religion angehörte, wird in den gleichzeitigen Berichten beſonders hervorgehoben, und es mag wohl einiger Maßen gegen die Behauptung in die Wagſchale fallen, die Proteſtanten in Schleſien wären von den feindſeligſten Geſinnungen gegen das Haus Oeſterreich erfüllt geweſen. Daß wenigſtens das Letztere den Proteſtanten als ſolchen nicht mißtraute, dafür ſpricht die Uebertragung des Oberbefehls in Neiſſe an den Oberſten Roth. Denn einen wichtigeren Platz als Neiſſe gab es mit einziger Ausnahme Breslau's in Schleſien nicht mehr.

Oberſt Roth bewies ſich des in ihn geſetzten Vertrauens vollkommen würdig[6]). Trotz der Schwäche ſeiner Beſatzung war er feſt entſchloſſen, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Er ließ die Bürger den Eid der Treue für Maria Thereſia erneuern und trug nach dem Erſcheinen der Preußen vor Neiſſe kein Bedenken, die Vorſtädte den Flammen zu übergeben. Hiedurch wurde die Feſtung erſt wirklich haltbar. Die Aufforderung zur Uebergabe wies er trotzig zurück. Auch die Beſchießung, welche nun begann und durch neun Tage, vom 13. bis zum 21. Jänner, ununterbrochen und mit großer Heftigkeit fortgeſetzt wurde, brachte ihn nicht zum Wanken. Die Stadt lag zwar größtentheils in Aſche, die Feſtungswerke aber hatten wenig gelitten. Einen Sturm machte die Vorſicht des Commandanten, welcher die zugefrorenen Gräben täglich aufhauen, die Wälle hingegen mit Waſſer übergießen ließ, um ſie mit einer Eiskruſte zu überziehen, nahezu unmöglich. An die Vornahme einer ordentlichen Belagerung durfte aber der König bei der Strenge der Jahreszeit und dem Mangel der nöthigen Erforderniſſe nicht denken. Da bei der trefflichen Haltung der Beſatzung, welche von der Bürgerſchaft energiſch unterſtützt ward, auch kein anderes Mittel in den Beſitz der Feſtung zu führen verſprach,

ſo mußte ſich der König mit einer Einſchließung derſelben begnügen. Er verlegte den Theil ſeiner Truppen, welcher unter ſeinem unmittelbaren Commando ſtand, längs des linken Ufers der Neiſſe in die Winterquartiere. Den Oberbefehl über ſämmtliche preußiſche Streitkräfte in Schleſien übertrug er dem Feldmarſchall Schwerin; er ſelbſt kehrte nach Berlin zurück.

Vor der Uebermacht der Preußen hatte ſich Feldmarſchall-Lieutenant Graf Browne am 14. Jänner von Neuſtadt nach Jägerndorf zurückgezogen. Hier fand er fünf Compagnien des Regimentes Grünne, zugleich aber auch den Befehl des Hofkriegsrathes vor, ſich gegen Glatz und das dortige Gebirge zu wenden. Man ging in Wien, wie es ſcheint, bei Ertheilung dieſer Anordnung von der Beſorgniß aus, König Friedrich beabſichtige ſich nach Böhmen zu ziehen, um dort etwa dem Kurfürſten von Baiern die Hand zu reichen. Die Verwirklichung eines ſolchen Vorhabens glaubte man aber um jeden Preis vereiteln zu müſſen. Browne ſtellte hingegen ſeinerſeits vor, daß er durch eine Bewegung gegen Glatz alle in der Gegend von Troppau und Jägerndorf geſammelten Vorräthe gefährde; daß Schwerin ihm den Weg verlege und daß endlich König Friedrich an einen Einfall in Böhmen gar nicht zu denken ſcheine. Ueberzeugt davon, daß er ſich in Jägerndorf nicht zu halten vermöge, ließ Browne alle Vorräthe nach Grätz, Freudenthal und anderen weiter zurückgelegenen Orten ſchaffen und die Wälder in den dortigen Gebirgen verhauen. Er ſelbſt begab ſich nach Grätz, um die Zurückſendung der Vorräthe zu betreiben und die Bewegungen der Preußen zu beobachten.

Am 19. Jänner war Schwerin zu Neuſtadt, am 21. zu Jägerndorf eingetroffen. Vier Tage ſpäter rückte er mit dreitauſend Mann und einigen Feldkanonen in die Ebene von Grätz. Allſogleich ſtellte er ſeine Soldaten in Kampfordnung und ließ die Geſchütze gegen das Schloß richten. In dem Hofe desſelben ſtanden viele mit Vorräthen ſchwer beladene Wagen zur Abfahrt bereit. Browne befahl, ſie ungeſäumt hinwegzuführen, und obwohl er keine einzige Kanone beſaß, war er doch entſchloſſen, Grätz ſo lange zu vertheidigen, bis die Wagen einen hinreichenden Vorſprung gewonnen hätten. Schwerin begnügte ſich damit, gegen Grätz ſein Geſchütz wirken zu laſſen. Nachdem

er eine dreiſtündige Beſchießung, jedoch ohne irgend einen erwähnenswerthen Verluſt ausgehalten hatte, trat nun auch Browne den Rückzug an. Ueber Wagſtadt, Odrau und Weißkirchen traf Browne am 30. Jänner zu Leipnik ein. Aus allen Steuercaſſen nahm er das vorräthige Geld mit ſich, ſo daß er nach Wien die Meldung erſtatten konnte, er ſei bis Ende Februar mit Geld verſehen, und es erübrigten ihm noch dreißigtauſend Gulden.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Anmarſch der zu Browne's Verſtärkung herbeiziehenden öſterreichiſchen Truppen mit einer Langſamkeit Statt fand, welche mit der Schnelligkeit der Bewegungen der preußiſchen Heeresabtheilungen gar auffallend contraſtirte. So ſchwer war es ſelbſt für einen ſo energiſchen Geiſt wie Maria Thereſia ihn beſaß, tief eingewurzelte Uebelſtände in kurzer Friſt zu beſeitigen und dort friſches Leben einzuhauchen, wo bisher nur mit der althergebrachten Schwerfälligkeit gehandelt worden war. „Ich ſehe wohl", ſchrieb ſchon am 4. Februar 1741 der brave Oberſt Roth aus Neiſſe [7]), „daß „bei uns Alles mit viel zu großer Langſamkeit geſchieht. Sie wird „immer unſer Verderben ſein, und man beeilt ſich niemals das zu „thun, was das Allernothwendigſte iſt."

Daher kam es, daß in den erſten Tagen des Monats Februar Browne noch immer nicht mehr als ungefähr 7500 Mann, wovon faſt die Hälfte Reiterei, unter ſeinen Befehlen hatte. Er verlegte ſie zwiſchen Sternberg, wo er ſelbſt ſein Hauptquartier nahm, und Leipnik in enge Cantonirungen, wodurch er gleichzeitig die Magazine zu Holleſchau, Prerau und Olmütz deckte. Ihm gegenüber verſchanzten ſich die Preußen zur Sicherung ihrer Quartiere in Zuckmantel, Neuſtadt, Jägerndorf und Ottmachau, wo ſie ein großes Magazin anlegten. Obgleich ſie ſich von nun an auf dieſer Seite ſo ziemlich ruhig verhielten, ſo blieben ſie doch darum keineswegs unthätig. Um ihre linke Flanke zu decken und den etwaigen Einmarſch leichter Truppen aus Ungarn nach Schleſien zu hintertreiben, ſetzten ſie eine Unternehmung gegen den Grenzpaß Jablunka in's Werk.

Die große geſchloſſene Schanze, welche den Paß verſperrt, war damals ſo verfallen, daß man an mehreren Stellen über Wall und Graben in ſie zu fahren vermochte. Kein Thor ließ ſich verſchließen,

keine Aufzugsbrücke war vorhanden. Zwar hatte man einige Arbeiter aus Schleſien nach Jablunka gezogen, um die verfallenen Werke wieder herzuſtellen; durch Schnee und Froſt wurden jedoch die Arbeiten ſehr gehemmt. Oberſtlieutenant Freiherr O'Reilly, welcher in Jablunka commandirte, hatte nicht mehr als hundert Soldaten und einige hundert bewaffnete Landleute unter ſeinen Befehlen. Nur acht Kanonen bildeten das Feſtungsgeſchütz; Vorräthe waren gar nicht vorhanden. Als nun am 8. Februar 1741 der preußiſche General de la Motte mit zweitauſend Mann vor Jablunka erſchien, entliefen die meiſten der Landleute aus dem Platze und überlieferten den Preußen ihre Gewehre, um nach ihrer Heimath entlaſſen zu werden. Dem Kommandanten blieb nichts übrig, als gegen freien Abzug nach Ungarn den Platz zu räumen.

Das kaum befeſtigte Ramslau, welches die Preußen ſchon ſeit längerer Zeit eingeſchloſſen hatten, wurde jetzt, vom 19. bis zum 22. Februar ſtark beſchoſſen. Major Kramer ergab ſich mit ſeiner nahezu dreihundert Mann ſtarken Beſatzung als Kriegsgefangener.

So war nun mit Ausnahme von Glatz, Glogau, Brieg und Neiſſe binnen zwei Monaten ganz Schleſien in die Hände des Königs von Preußen gefallen. Noch war man in Wien nicht im Klaren darüber, ob Friedrich ſich des Landes bemächtigt habe, um es für alle Zukunft zu behalten, oder um dasſelbe, nachdem er den größtmöglichen Nutzen daraus gezogen, wieder zu verlaſſen. Für die erſtere Annahme ſprach die oft wiederholte Erklärung des Königs ſelbſt und die Behauptung ſeiner Erbrechte auf Schleſien; für die letztere das Verfahren, welches er dort beobachtete. Denn weit entfernt, ein Land, welches er für ſich zu behalten gedachte, ſchonend zu behandeln, trat er als Verwüſter auf, und ſchleppte nicht nur alles Vieh, deſſen er habhaft werden konnte, ſondern mit einer ſelbſt für die damalige Zeit unerhörten Grauſamkeit die männliche und weibliche Jugend des Landes nach dem Innern der preußiſchen Provinzen fort [8]).

Wie dem aber auch ſein mochte, das ließ ſich nicht beſtreiten, daß er ſeine Unternehmung mit Liſt erſonnen, und ſie, von einem ungewöhnlich milden Winter außerordentlich begünſtigt [9]), mit Geſchick und Schnelligkeit ausgeführt hatte. Darin lag ſein Verdienſt; darauf

beſchränkte ſich jedoch auch dasſelbe. Große Kriegesthaten zu vollbringen hatte ſich ihm keine Gelegenheit geboten, denn er war ja faſt auf keinen Feind geſtoßen, und wo dieß, wie in den genannten Plätzen doch der Fall geweſen, da hatten ihm die Oeſterreicher, wenn gleich unter den für ſie ungünſtigſten Umſtänden, wacker die Stirne geboten. Leider waren es nicht die Preußen allein, gegen welche die Oeſterreicher ſich im Kampfe ſahen. Sie hatten es, wie ſo oft, ſo auch jetzt wieder mit ſelbſtgeſchaffenen Schwierigkeiten der peinlichſten Art zu thun.

Noch immer befand ſich Graf Neipperg in Wien, und es ſchien faſt, als ob er von dort aus den Feldzug in Schleſien zu leiten beabſichtige. Den Feldmarſchall-Lieutenant von Lentulus, einen ſeiner Vertrauten, ſandte er nach Mähren, um darüber zu berichten, wie die in das Land führenden Päſſe durch Verhaue verwahrt und mit Jägern und bewaffneten Landleuten beſetzt werden könnten. Nachdem Lentulus ſeine Vorſchläge erſtattet hatte, wurde Browne mit ihrer Ausführung beauftragt. Dieſer aber war ein entſchiedener Gegner der ganzen Sache. Das mähriſche Gebirge ſei, ſo berichtete er nach Wien, bei weitem nicht ſo unzugänglich, als man es ſich vorſtelle. Die Verhaue könnten leicht umgangen oder geöffnet werden, und die bewaffneten Landleute verübten ſolche Exceſſe, daß er ſie zu entlaſſen genöthigt ſei. Wer Plane entwerfe, möge ſie auch ausführen. Er getraue ſich gleichfalls viele ſchönklingende Vorſchläge zu Papier zu bringen, wenn nur ein Anderer deren Verwirklichung übernehmen wolle.

So ſehr in der Sache ſelbſt dem Grafen Browne Recht gegeben werden mag, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß die Sprache, deren er ſich gegen ſeinen Oberfeldherrn bediente, denſelben verletzen mußte. Die gereizte Stimmung, welche zwiſchen den beiden Generalen herrſchte, brach ſich bei jedem Anlaſſe Bahn, wozu denn auch freilich der durch die völlige Verſchiedenheit beider Männer herbeigeführte Zwieſpalt in faſt allen ihren Anſichten das Meiſte beitrug. Browne war von Natur aus kühn und unternehmend, und da er ſich davon überzeugt hatte, daß die preußiſchen Quartiere weit zerſtreut und nicht ſorgſam bewacht waren, ſo brannte er vor Begierde, dieſelben der Reihe nach aufzuheben. Neipperg's unabläſſig wiederholter Befehl aber, auf nichts

ſo ſehr als auf größte Schonung der Truppen bedacht zu ſein, hinderte ihn daran. „Wider meinen ausdrücklichen Willen und Meinung „würde es ſein", ſchrieb Neipperg, „wenn auch nur ein einziger Mann „ohne die höchſte Noth verloren ginge" [10]).

Voll Mißmuth über dieſe Verhaltungsbefehle erklärte Graf Browne dem Hofkriegsrathe, wenn ihm ſolche Anordnungen zukämen, ſo vermöge er nichts zu unternehmen, wie günſtig ſich auch Zeit und Umſtände dazu ſchicken könnten. Er wäre nicht gewohnt, Truppen nutzlos aufzuopfern; aber ohne zu wagen laſſe ſich kein Vortheil erringen [11]). Er wünſche ſehr, Neipperg möge ohne längeren Aufſchub bei dem Heere erſcheinen, und er zweifle nicht, derſelbe werde dann durch ſeine zweckmäßigen Anſtalten den Krieg baldigſt einem günſtigen Ende zuführen.

Auch ſo beißende Anſpielungen, wie Browne ſich erlaubte, vermochten nicht den Grafen Neipperg aus der Gemächlichkeit aufzuſchrecken, mit welcher er in Wien den ihm geeignet erſcheinenden Zeitpunkt abwartete, ſich zu dem Heere zu begeben. Man würde ihm jedoch Unrecht thun, wenn man ſein Benehmen einer bloßen Unentſchloſſenheit zuſchreiben, und es nicht als das, was es wirklich war, als die conſequente Durchführung eines reiflich überdachten Planes anſehen würde. Neipperg wußte wohl, daß in Folge des gänzlichen Mangels an Truppen dem Grafen Browne nichts anderes übrig blieb, als immer weiter zurückzuweichen vor dem vielfach überlegenen preußiſchen Heere. Es war ihm ganz Recht, daß einem Anderen als ihm es zufiel, dieſe undankbare Rolle zu ſpielen. Um ſo mächtiger werde dann, ſo ſchmeichelte er ſich, der Eindruck ſein, wenn er an der Spitze einer ausreichenden Heeresmacht erſcheinen und binnen kürzerer Friſt, als der König von Preußen zur Beſetzung Schleſien's gebraucht, ihn von dort wieder vertreiben würde. Darum hörte man ihn wohl die Erklärung abgeben, er werde ſich erſt dann bei der Armee einfinden, wenn dieſelbe nicht weniger als vierzigtauſend Mann ſtark ſei. Mit einer ſolchen Streitmacht werde es ihm ein Leichtes ſein, Schleſien von den Preußen zu ſäubern.

Es kann nicht geläugnet werden, daß ſolche Hoffnungen eine gewiſſe Berechtigung für ſich hatten, und daß nicht Neipperg allein,

ſondern das ganze kaiſerliche Miniſterium ſich ihnen hingab. Das ungemein große Vertrauen in die Kriegstüchtigkeit der eigenen Truppen verleitete eben ſo leicht dazu, als dasjenige, was man von dem preußiſchen Heere vernahm. Jedermann wußte, daß dasſelbe größtentheils aus gewaltſam zum Kriegsdienſte gepreßten Leuten beſtand. Andere Regimenter waren wieder aus allerlei herbeigelaufenen Menſchen verſchiedenſter Abſtammung zuſammengeſetzt; faſt alle preußiſchen Soldaten aber kannten nur den einen Wunſch, ſich durch die Flucht einer Fahne zu entziehen, an die ſie durch Gewaltthätigkeit gefeſſelt, unter welcher ſie ſchlecht bezahlt und noch ſchlechter behandelt wurden. Daher lichtete die Deſertion in unglaublichem Maße die Reihen der preußiſchen Truppen; die meiſten Soldaten, welche entkamen, flüchteten nach Polen, viele auch nach Oeſterreich, ſo daß ſie bis nach Wien gelangten, und von da nach ihrer Heimath, welche nicht ſelten Frankreich oder Italien war, zurückkehrten [12]).

Niemand täuſchte ſich weniger über die Mißſtände bei ſeinem eigenen Heere, als König Friedrich ſelbſt. Er wußte aber auch, daß dieſelben durch nichts ſo ſehr als durch ſeine Gegenwart, wenn nicht beſeitigt, ſo doch gemindert werden konnten, und darum traf er ſchon in der zweiten Hälfte des Monats Februar wieder auf dem Kriegsſchauplatze ein. Er beabſichtigte, die ganzen weitausgedehnten Poſtirungen ſeiner Truppen in Augenſchein zu nehmen, und begab ſich daher vorerſt nach Schweidnitz und von da nach Frankenſtein, wo General Derſchau befehligte, welcher zwei vorgeſchobene Poſten, zu Silberberg und Wartha aufgeſtellt hatte. In der Nähe des letzteren Ortes wäre Friedrich bald das Opfer eines kühnen Unternehmens geworden, welches die Oeſterreicher gegen ihn im Schilde führten.

Gewiß iſt es ein ganz eigenthümliches Zuſammentreffen, daß der wahre Urheber des gegen König Friedrich verſuchten Handſtreiches Niemand Anderer war, als der alte Feldmarſchall Graf Seckendorff, als Günſtling des verſtorbenen Königs von Preußen wohlbekannt, von deſſen Sohne Friedrich aber mit tief eingewurzeltem Haſſe verfolgt. Die hervorragende Rolle, welche Seckendorff durch ſo lange Jahre in Berlin geſpielt hatte, war Urſache, daß er auch jetzt noch vielfache Verbindungen dort unterhielt. Er benützte dieſelben, um den

kaiſerlichen Generalen, welche in Schleſien commandirten, insbeſondere aber dem Feldmarſchall-Lieutenant von Leutulus manche nützlichen Winke zu geben. So ſchlug er ihm vor, die Oeſterreicher ſollten mit tauſend wohlberittenen Huſaren einen verheerenden Einfall von der Lauſitz aus in die Mark Brandenburg unternehmen, wodurch ſie das ganze Land in Furcht und Schrecken verſetzen und eine heilloſe Verwirrung daſelbſt anrichten könnten. Er benachrichtigte ihn von den Verſtärkungen, welche zu dem preußiſchen Heere nach Schleſien abgingen, und von den Bewegungen, die der König perſönlich vorhatte. Da derſelbe, ſo ſchrieb er ihm, ſich ohne Escorte nach Croſſen zu begeben gedenke, ſo wäre es ein Meiſterſtreich, wenn man ihn aufzuheben vermöchte. Hiezu müßte aber ein Detaſchement von ſechzig der verwegenſten Huſaren, und unter ihnen wenigſtens zwanzig entſchloſſene Officiere verwendet werden [13]).

Genau um dieſelbe Zeit, als Leutulus dieſes Schreiben von Seckendorff erhielt, kam ihm eine Depeſche von Neipperg zu, in welcher ihm dieſer, jedoch ohne natürlicher Weiſe im Mindeſten dabei auf die Perſon des Königs von Preußen Bezug zu nehmen, die Ausführung eines Ueberfalles auf Wartha, als des weiteſt vorgeſchobenen, aber nur ſchwach beſetzten Poſtens der Feinde angelegentlich empfahl [14]). In Folge dieſes letzteren Begehrens hatte Leutulus Wartha ſorgfältig recognoscirt, und als ihm die Nachricht zukam, König Friedrich beabſichtige nach Schweidnitz zu kommen und dort für einige Zeit ſein Hauptquartier aufzuſchlagen, den Gedanken gefaßt, bei dieſer Gelegenheit den Verſuch zur Ausführung des von Seckendorff zuerſt angeregten Planes zu wagen. Er ſchrieb daher an den Prälaten des Ciſterzienſerſtiftes Grüſſau, deſſen gut öſterreichiſche Geſinnung ihm wohlbekannt war, und bat ihn um genaue Nachrichten über des Königs Ankunft. Er werde ſodann, eröffnete er ihm, ein Detaſchement von hundert auserleſenen Huſaren mit den dazu gehörigen Officieren nach Trautenau abſenden, um der Escorte des Königs ſowohl in die Flanke als in den Rücken zu fallen. Sollte der König ſich in die Gegend von Ottmachau begeben, ſo ſeien dort ähnliche Anſtalten getroffen worden, einen Ueberfall auszuführen.

Der Landeshauptmann Graf Waldstein hatte es übernommen, das Schreiben des Feldmarschall-Lieutenants von Lentulus an den Prälaten von Grüssau gelangen zu lassen. Derselbe nahm jedoch die Miene an, als wolle er von der Theilnahme an einem Anschlage nichts wissen, welcher, wenn er verrathen wurde, ihn selbst und sein Stift mit sicherem Verderben bedrohte. Daher weigerte er sich, auf das Schreiben des Generals Lentulus irgend eine Antwort zu ertheilen. Dennoch unterließ er nicht, die am 23. Februar erfolgte Ankunft des Königs in Schweidnitz und seine um zwei Tage später geschehene Abreise nach Ottmachau dem Grafen Waldstein zu melden. Auch über Friedrich's fernere Absichten theilte er Alles dasjenige mit, was er hievon wußte, jedoch nicht ohne hinzuzufügen, diese Nachrichten seien durchaus nicht verläßlich, indem der König seine Plane je nach den eben obwaltenden Umständen zu verändern pflege [15]).

Auf solchem Umwege beantwortete trotz seiner anfänglichen Weigerung der Prälat von Grüssau doch alle von General Lentulus an ihn gerichtete Anfragen, ohne sich selbst irgendwie bloß zu stellen. Bevor aber noch die von dem Prälaten ertheilten Nachrichten an Lentulus gelangt sein konnten, hatte derselbe auf anderen Wegen erfahren, daß von Frankenstein bis Wartha eine größere Anzahl von Vorspannspferden zum Gebrauche eines preußischen Generals von hohem Range, welchen Einige als den Feldmarschall Schwerin, Andere als den König selbst bezeichneten, bereit stehe. Nun traf er allsogleich die erforderlichen Vorkehrungen. Der Husaren-Oberst Baron Trips und Oberstlieutenant Baron Barkoczy erhielten Befehl, ihre Mannschaft ungesäumt zusammen zu ziehen und sie auf zwei verschiedenen Seiten am Fuße des Gebirges in den Wäldern versteckt zu halten, um den erwarteten preußischen Heerführer, es möge nun der König oder der Feldmarschall Schwerin sein, gefangen zu nehmen.

Dieser Befehl wurde nicht so buchstäblich befolgt, als es wohl hätte der Fall sein sollen. Die beiden Abtheilungen waren zwar in der Nacht des 25. Februar ausgerückt; nachdem sie aber den ganzen folgenden Tag umsonst gewartet hatten, kehrten sie wegen Mangel an Lebensmitteln und aus Besorgniß entdeckt zu werden, wieder in ihre Standquartiere zurück.

Auf die verläßliche Nachricht, daß der König am 27. Wartha zu recognosciren gedenke, erneuerte nun Lentulus seinen früheren Befehl an den Obersten Trips, welcher jetzt zwei Streifcommanden, jedes von sechzig Husaren, nach verschiedenen Richtungen zwischen Frankenstein und Wartha aussandte, und ihnen selbst mit dreißig Husaren folgte. Aber der König war, ohne daß die Husaren darum wußten, bereits des Weges gekommen und befand sich schon in Wartha, als einige Husaren einen sechsspännigen Wagen anfahren sahen, denselben überfielen und den darin befindlichen Abgeordneten des Fürstenthums Münsterberg, welcher sich zur Begrüßung des Königs nach Wartha zu begeben gedachte, sammt einem ihn begleitenden Landdragoner ohne weiters erschossen. Bald darauf wurde der Führer eines der beiden Streifcommanden, Rittmeister Komaromy einer Schwadron des preußischen reitenden Grenadier-Regimentes Schulenburg ansichtig, die sich unter Führung des Oberstlieutenants von Diersfort in der Nähe der Ortschaft Baumgarten an der Straße aufstellen wollte, auf welcher der König zurückzukommen beabsichtigte. In der Kampfesweise, die sie den Türken abgelernt hatten, mit wildem Kriegsgeschrei und hoch geschwungenem Säbel stürzten sich die Husaren auf den Feind. Solch' erschreckenden Anblickes ungewohnt, gaben die Preußen auf zu weite Entfernung Feuer, und obwohl sie allsogleich ein Quarré formirten, so wurden sie doch durch den ungestümen Anfall dermaßen in Verwirrung gebracht, daß sie Anfangs einzeln und bald in ganzen Haufen ihr Heil in der Flucht suchten. Nur Wenigen gelang dieß, die Meisten wurden niedergemacht, sechzehn Gefangene aber und fünf und dreißig Pferde eingebracht, welche die Husaren, die preußischen Grenadiermützen als Siegeszeichen auf den Kopf gestülpt, vor General Lentulus führten [16]).

So erfreulich dieser Erfolg nun auch unter anderen Umständen gewesen wäre, so mußte er doch jetzt als ein völliges Mißlingen des beabsichtigten Zweckes angesehen werden. Denn der Lärm, der durch das Gefecht entstand, benachrichtigte erst den König von der Gefahr, in welcher er schwebte, und der er vielleicht auch jetzt noch nicht entgangen wäre, wenn Komaromy gewußt hätte, daß Friedrich sich in Wartha befinde. So aber war Komaromy nach Vollführung seiner

Waffenthat allſogleich wieder in ſein Standquartier gegangen. Der König raffte nun ſo viele Truppen, als es in der Eile geſchehen konnte, zuſammen, und kehrte nach Frankenſtein zurück, tief verſtimmt über das Ereigniß, welches ſich ſoeben zugetragen hatte, und über die Schlappe, die ſeinen Grenadieren beigebracht worden war.

Für Friedrich war es peinlich zu ſehen, daß ſich jetzt die Ueberlegenheit der öſterreichiſchen über die preußiſche Cavallerie neuerdings unwiderſprechlich gezeigt hatte. Auch ſchon früher, in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar geſchah dieß bei einem Ueberfalle, welchen dreißig Huſaren gegen fünfzig preußiſche Gendarmen ausführten, von denen nicht weniger als einundzwanzig getödtet und dreizehn ſchwer verwundet wurden. Wenige Tage darauf führte Major Hadik vom Huſaren-Regimente Deſſewffy mitten durch die preußiſchen Cantonirungen einunddreißig Staatsgefangene von Neiſſe nach Brünn. Deſſewffy ſelbſt und andere Officiere ſeines Regimentes vollbrachten ähnliche Unternehmungen, meiſtens Ueberfälle, welche ſtets zum empfindlichen Schaden der Feinde ausfielen. Bald gab es weit und breit keine gefürchtetere Truppe als die der ungariſchen leichten Reiter.

Es iſt auffallend, daß ſeit wenig mehr als fünfzig Jahren, welche der Thronbeſteigung Maria Thereſia's vorhergingen, gleichſam abwechſelnd immer andere Waffengattungen den erſten Rang in der öſterreichiſchen Armee behaupteten. Freilich war auch der Feind, gegen welchen, und das Terrain, auf dem ſie zu kämpfen hatte, hierauf von weſentlichſtem Einfluſſe. In den großen Schlachten des Herzogs Karl von Lothringen gegen die Türken, auf den weiten Blachfeldern Ungarns hatten ſich die kaiſerlichen Küraſſiere den wohlbegründeten Ruhm erworben, die erſte Truppe der Welt zu ſein. Während Eugen's und Guido Starhemberg's Kämpfen gegen die Franzoſen, insbeſondere auf dem coupirten italieniſchen Terrain war es das deutſche Fußvolk, welches den Kern des Heeres bildete und geradezu als unwiderſtehlich angeſehen wurde. Nun aber, in dem Kriege gegen Preußen, traten die Huſaren in den Vordergrund. Sie erfüllten ihre Feinde mit Schrecken und zeigten ſich denſelben ſo ſehr überlegen, daß ſie auch auf den Gang des Krieges im Ganzen und Großen einen

weit gewichtigeren Einfluß nahmen, als dieß den leichten Truppen gewöhnlich vergönnt ist.

Das Gefecht bei Baumgarten erhielt erst dadurch seine rechte Bedeutung, daß es den König vor einem Fehler bewahrte, in welchen zu verfallen er sich auf dem besten Wege befand, dem der Geringschätzung des Feindes. Er begann einzusehen, daß er seine bisherigen Erfolge nur der Abwesenheit eines Gegners, nicht aber der Besiegung eines solchen verdanke, und die Gefahr, welche so nahe an ihn herangetreten war, machte doch solchen Eindruck auf ihn, daß er von nun an mindere Zuversichtlichkeit zeigte als bisher. Das Gefühl des sicheren Gelingens seiner Unternehmung, das ihn beherrscht hatte, wurde geschwächt, Unruhe und Aufregung bemächtigten sich seiner [17]), und er schien erst jetzt zu bemerken, daß er zwar seine Streitkräfte über ganz Schlesien ausgedehnt, bei dem Umstande aber, daß Glogau, Brieg und Neisse noch in österreichischen Händen waren, eigentlich noch immer nicht festen Fuß in dem neu eroberten Lande gefaßt hatte. Die baldige Wegnahme Glogau's als des Preußen zunächst gelegenen Platzes erschien ihm von Tag zu Tage nothwendiger, und er drang in den Erbprinzen von Dessau, welcher die Preußen vor Glogau befehligte, der Belagerung ein Ende zu machen.

Bei dem kläglichen Zustande, in welchem die Werke Glogau's sich befanden, als die Preußen vor der Festung erschienen, war es überraschend, daß dieselbe überhaupt so lang sich zu halten vermochte. Denn die Bastionen lagen theilweise ganz in Trümmern, oder sie waren so baufällig, daß man befürchtete, sie würden beim Abfeuern des eigenen Geschützes in sich zusammenstürzen. Die Pallisaden waren so verfault, daß sie der morschen Umzäunung eines Gartens glichen, und die meisten Wälle so niedrig, daß ihre Ersteigung keinerlei Schwierigkeit bot. Die Kanonen entbehrten der Lafetten und der kalibermäßigen Kugeln, vor Allem aber der Artilleristen, die sie zu bedienen verstanden.

Der Festungscommandant Feldmarschall-Lieutenant Graf von Wallis, ein sehr geschätzter General, welcher schon mehr als zehn Jahre zuvor von einem gar strengen Beurtheiler, dem damaligen englischen Bevollmächtigten St. Saphorin, einer der begabtesten und un-

terrichtetſten Officiere des Kaiſers genannt wurde [18]), und der unter ihm commandirende Generalfeldwachtmeiſter Freiherr von Reisky hatten ſich eifrigſt bemüht, die verfallenen Werke, ſo gut es eben anging, ausbeſſern zu laſſen. Doch vermochten ſie bei den geringen Hülfsmitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, und der engen Umſchließung der Feſtung von Seite der Preußen, welche jede Communication nach Außen hin abſchnitten, nicht viel auszurichten. Dennoch lehnte Wallis in den erſten Tagen des Monats Jänner die ihm zugehende Aufforderung, ſich zu ergeben, einfach ab, wogegen ihm, als er nach mehr als zweimonatlicher Einſchließung die Feſtung gegen die Bewilligung freien Abzuges zu räumen ſich erbot, gleichfalls eine abſchlägige Antwort ertheilt wurde. Friedrich befahl vielmehr dem Erbprinzen von Deſſau, Glogau ohne längere Zögerung mit Sturm zu nehmen, und der Prinz ſäumte keinen Augenblick, hiezu die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Die zum Angriffe beſtimmten Truppen theilte er in drei Colonnen, von welchen jede an einem anderen Punkte in den Platz zu dringen verſuchen ſollte. Nachdem am Abende des 8. März 1741 die Dunkelheit hereingebrochen war, nahmen die preußiſchen Truppen die ihnen beſtimmten Aufſtellungsplätze ein. Als die Mitternachtsſtunde ſchlug, rückten ſie eben ſo raſch als leiſe vor. Ohne entdeckt zu werden, gelangten ſie an die Palliſaden, und ſie ſtanden auf den Wällen, ehe es noch irgendwo zu ernſtlichem Widerſtande kam. Wallis und Reisky eilten, als der erſte Lärm entſtand, nach dem ſchwächſten Punkte. Um ſie ſammelte ſich der Kern der Beſatzung. In dem Gefechte, das nun begann, fiel gleich Anfangs Reisky, durch zwei Kugeln und einen Bajonnetſtich ſchwer verwundet. Wallis verſuchte noch einigen Widerſtand; er war jedoch bald genöthigt, ſich zu ergeben. Die Beſatzung wurde kriegsgefangen; die Stadt aber und insbeſondere der katholiſche Theil der Bevölkerung litt ſchwer unter den Mißhandlungen der plündernden preußiſchen Soldaten [19]).

Nur ein Bataillon ließ König Friedrich als Beſatzung in Glogau; die übrigen Truppen, welche vor der Feſtung geſtanden hatten, wurden von ihm nach Oberſchleſien berufen. Dort dachte er überhaupt ſeine verfügbaren Streitkräfte zu ſammeln, und deßhalb wurde auch Jablunka von den Preußen geräumt. Denn es war wohl dem Könige

nicht unbekannt geblieben, daß Graf Neipperg, um jene Zeit zum Feldmarschall ernannt, sich endlich auf den Weg zu seinem Heere gemacht habe. Es ließ sich erwarten, daß nun auch auf österreichischer Seite der Feldzug beginnen und man trachten werde, den Versuch, die Preußen aus Schlesien zu vertreiben, in's Werk zu setzen.

Durch mehr als zwei Monate hatte Neipperg in Wien abgewartet, bis an der Grenze zwischen Mähren und Schlesien eine genügende Truppenmacht versammelt sein werde, um mit Aussicht auf Erfolg die Operationen beginnen zu können. Die Langsamkeit, mit welcher dieser Anmarsch von Statten ging, war nicht zum geringsten Theile auch dem Alles hemmenden Geldmangel zuzuschreiben. Dieser verursachte den verspäteten Abschluß der Contracte zur Verpflegung der Truppen und zur Errichtung der Magazine, zur Herbeischaffung der Pferde für die Reiterei, die Artillerie und die Bespannung der Wagen. Die Feldartillerie könne, so erwiederte noch am 2. März Neipperg schriftlich auf das Andringen des Großherzogs, nicht vor dem 20. desselben Monats an dem Vereinigungspunkte anlangen, während die Proviantwagen wohl erst zu Anfang Aprils dort eintreffen würden. Und bevor nicht Alles beisammen sei, erscheine es nicht räthlich, an eine Vorrückung zu denken. Er wenigstens würde die Verantwortung dafür keineswegs auf sich nehmen [20]).

Aber wo möglich noch größer als der Mangel an Geld, als die überall fühlbare, tief eingewurzelte Schwerfälligkeit, als Neipperg's eigene Unentschlossenheit und sein Hang zur Verzögerung jedes entscheidenden Schrittes war die Ungeduld, mit der man in Wien, und mit welcher insbesondere Maria Theresia selbst der Eröffnung des Feldzuges entgegensah. Darum mußte sich nach wenig Tagen schon, so ungern er sich auch hiezu entschloß, Neipperg doch endlich zur Abreise von Wien bequemen. Am 5. März traf er in Brünn ein, verweilte jedoch auch hier wieder längere Zeit, um, wie er sagte, mit dem Landeshauptmann Grafen von Kannitz über die Verpflegung der Truppen die nöthigen Verabredungen zu treffen. Als er endlich bei seinem Heere wirklich angelangt war, da fand er auf jedem Schritte neue Schwierigkeiten, welche ihn zu neuer Zögerung veranlaßten. Von Maria Theresia wiederholt gedrängt, bat er den Großherzog, die

Königin noch zu einiger Geduld zu vermögen. Er könne nur wiederholen, was er schon in Wien erklärt habe, daß derlei Dinge sich nicht an einem einzigen Tage erzwingen ließen. Nach Glogau's Falle könne er, fügte Neipperg hinzu, niemals genug Truppen haben. Er bat daher, ihm deren so viele zu senden, als nur immer in Marsch gesetzt werden könnten [21]).

Die Streitmacht, über welche Neipperg damals verfügte, betrug ungefähr fünfzehntausend Mann. Der Kern derselben bestand aus zwölf Infanterie-Bataillonen und neun Regimentern deutscher Reiter, dann zwei Husaren-Regimentern. Die Mehrzahl aus ihnen hatte noch unter Eugen am Rhein, dann in den letzten Türkenkriegen gefochten; sie waren daher wohlerprobte, durchaus verläßliche Truppen. In weit geringerem Grade konnte dieß von den irregulären Streitkräften gesagt werden, welche sich, zumeist abgesonderte Corps bildend, als Freiwillige dem Hauptheere anschlossen. Da fanden sich leichte ungarische Reiter, von den verschiedenen Comitaten, ja selbst von einzelnen Magnaten in beträchtlicher Anzahl gestellt. Von den slavischen Stämmen waren es vornehmlich die Croaten, dann die an der mährisch-ungarischen Grenze ansässigen Goralen, und die als treffliche Schützen ungemein brauchbaren Hannaken, welche Neipperg's Heer verstärkten. Daß der Major von der Trenck, in Slavonien ansehnlich begütert, die Erlaubniß erhielt, ein Freicorps von tausend Mann zu errichten, in welches er, durchaus nicht wählerisch bei der Aufnahme, so manchen begnadigten Grenzräuber eintreten ließ, war ein Schritt, der nur in der äußersten Bedrängniß, in welcher man schwebte, und vielleicht noch darin eine Entschuldigung findet, daß von Seite der Preußen in den von ihnen besetzten Gegenden schon längst in wahrhaft barbarischer Weise gehaust wurde [22]).

Trotz all dieser Zuzüge war Neipperg's Armee derjenigen des Königs von Preußen wenigstens der Zahl nach durchaus nicht gewachsen. Sie besaß aber den Vortheil, daß sie auf einem Punkte versammelt war, während die Preußen durch nahezu ganz Schlesien zerstreut lagen. Auch schienen die Letzteren von der Concentrirung und den Plänen ihrer Gegner nicht unterrichtet zu sein. Der König hatte zwar einen Augenblick Miene gemacht, seine Truppen zusammen

zu ziehen, und bei dieſen Bewegungen waren Zuckmantel und Johannesthal, des Einverſtändniſſes mit den Oeſterreichern verdächtigt, von den Preußen geplündert und in Brand geſteckt worden [23]). Schwerin brachte jedoch den König von dem Gedanken einer Vereinigung ſeiner Streitkräfte wieder zurück. Er behauptete, die Oeſterreicher lägen eben ſo wie die Preußen und zwar von der ungariſchen bis an die böhmiſche Grenze zerſtreut, und es ſei nicht nur wünſchenswerth, ſondern auch ohne Gefahr ausführbar, in den bisherigen Quartieren zu verbleiben.

Schwerin's größerer Erfahrung vertrauend, gab der König nach; es zeigte ſich jedoch bald, daß er richtiger geurtheilt hatte als der Feldmarſchall.

Am 29. März brachen die öſterreichiſchen Truppen aus ihren Quartieren um Engelsberg gegen Freudenthal auf. Die ſtarken Schneefälle, welche um jene Zeit eintraten, erſchwerten den Marſch ungemein, und unbeſchreibliche Schwierigkeiten verurſachte die Fortſchaffung des Geſchützes, des Gepäckes und der Pontons. Dennoch iſt es kaum zu bezweifeln, daß bei Entwicklung größerer Energie dieſe Hinderniſſe in kürzerer Friſt hätten bewältigt werden können. In der Art wie Neipperg vorging, betrug die Wegſtrecke, welche ſeine Streitmacht täglich zurücklegte, nur wenig über eine Meile. Hiezu kamen noch die zahlreichen Raſttage, und ſo geſchah es daß Neipperg, als er, von der Bevölkerung überall als Befreier und Erretter mit Jubel begrüßt [24]), über Zuckmantel und Ziegenhals vorrückend, am 5. April um die Mittagsſtunde unter dem Freudengeſchrei der Einwohner in Neiſſe eintraf, in acht Tagen nur ſieben Meilen gemacht hatte.

Zu Jägerndorf befand ſich der König, als er durch öſterreichiſche Deſerteure die erſte Nachricht von Neipperg's Bewegungen erhielt. Die Kunde davon kam ihm ebenſo überraſchend, als Neipperg ſelbſt, wie es ſcheint, damals nicht mit Beſtimmtheit wußte, wo ſich der König eigentlich befand. Er hätte ihn ſonſt, wie Friedrich ausdrücklich geſteht, in eine bedenkliche Lage verſetzen können. So aber klagt Neipperg nur über die argen Verheerungen, mit welchen die Preußen Schleſien heimſuchten [25]); für ſeine Perſon ſcheint er nichts im Auge gehabt zu haben, als Neiſſe zu erreichen, vor der Hand jede Gefahr von dieſer

Feſtung abzuwenden und ſich daſelbſt mit Lentulus zu vereinigen, welcher einige Bataillone Infanterie und zwei Cavallerie-Regimenter aus der Gegend von Glatz dorthin führte. Als dieß geſchehen war, ſetzte Neipperg mit derſelben Bedächtigkeit, die er bisher beobachtet hatte, ſeinen Weg fort. In Grottkau, deſſen Commandant ſich nach einer Zögerung von etwa einer Stunde, welche mit Parlamentiren verbracht wurde, ohne Widerſtand ergab, nahm Neipperg zwanzig preußiſche Officiere und nahezu neunhundert Mann, worunter ſiebenhundert unbewaffnete Rekruten gefangen [26]). Von hier rückte er gegen Brieg vor und nöthigte das dritthalbtauſend Mann ſtarke preußiſche Einſchließungscorps, ſich nach Ohlau zurückzuziehen. Statt nun ungeſäumt nachzudringen und ſich Ohlau's und der dortigen großen Vorräthe an Munition und Proviant zu bemächtigen, ließ Neipperg, mit den bisher erreichten Erfolgen zufrieden, ſeine Truppen, wie er es ſeit ſeinem Aufbruche aus Mähren immer gethan, jetzt in Mollwitz und den umliegenden Dörfern einquartieren, um hier wieder einen Rafttag zu halten. Von der entſcheidenden Wichtigkeit, welche die Wegnahme Ohlau's auf den ganzen Feldzug hätte ausüben müſſen, ſchien Neipperg keine Ahnung zu haben. Faſt an demſelben Tage, an welchem er bei einiger Anſtrengung Ohlau zu erreichen im Stande geweſen wäre, ſchrieb er dem Großherzoge, er müſſe offen geſtehen, noch keinen Entſchluß gefaßt zu haben, wohin er mit ſeinen Truppen ſich wenden werde [27]).

Dieſe letztere Bemerkung zeigt, daß Neipperg ſich auch der Vortheile nicht vollkommen bewußt wurde, welche ihm ſeine gegenwärtige Stellung dem Könige gegenüber gewährte. Man hat ſich dieß dadurch zu erklären verſucht, daß es Neipperg auch jetzt noch unbekannt geweſen ſein mochte, wo Friedrich damals ſtand. Dem war jedoch keineswegs ſo. In einem Berichte vom 9. April an den Großherzog von Toscana gibt Neipperg deutlich die Stellungen der Preußen an, deren Hauptmacht er zwiſchen Löwen und Michelau an der Neiſſe weiß, während der Reſt ſich in Ohlau befinde. Er ſtehe daher, ſo ſagt er, eigentlich inmitten der Preußen, und ſei in der Ueberlegung begriffen, wie er ſeine weitere Vorrückung nach den feindlichen Bewegungen und der Beſchaffenheit des Terrains bewerkſtelligen könne [28]).

Nur ſelten mag ein Feldherr eine ungemein günſtige Stellung weniger zu benützen verſtanden haben, als dieß jetzt bei Neipperg der Fall war. Mit weit richtigerem Blicke als er beurtheilte König Friedrich die Lage der Dinge. Er begriff allſogleich die Fehler, die er ſelbſt ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, und bemühte ſich ernſtlichſt dieſelben wieder gut zu machen. Er ſah ein, daß er vor Allem trachten müſſe, Ohlau zu retten, von welchem Orte er ſo gut als abgeſchnitten war. Seinem Heere fehlte es bereits an Lebensmitteln, und auch mit Munition war es nicht ausreichend verſehen. Die Wegnahme Ohlau's konnte es in die mißlichſte Lage bringen; ihr vorzubeugen, darin erkannte Friedrich jetzt ſeine dringendſte Aufgabe. Zur Erfüllung derſelben blieb ihm kein beſſeres Mittel, als eine Schlacht zu liefern.

König Friedrich war ſo überzeugt von der Nothwendigkeit dieſes Entſchluſſes, daß er ſchon am 9. April ſeinen Gegner angegriffen haben würde, wenn nicht die Ermüdung ſeiner Soldaten, welche die letzten Märſche im ärgſten Schneegeſtöber zurücklegen mußten, ihn hievon abgehalten hätte. Er benützte den Aufſchub, Alles zur Schlacht vorzubereiten. Am Morgen des 10. April führte er ſeine Truppen gegen den Feind. Noch war der Boden mit ſchuhtiefem Schnee bedeckt, der Himmel aber klar und unbewölkt, als ſich die preußiſche Armee, in vier Colonnen geordnet, von Pogarell und Alzenau her gegen Mollwitz bewegte. In Pampitz, der letzten Ortſchaft vor Mollwitz angekommen, begann der König ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen. Er vollführte dieß mit all der methodiſchen Langſamkeit, welche mit der Kriegführung jener Zeit einmal unzertrennlich verbunden war. Die vier Colonnen breiteten ſich nach der rechten und der linken Seite aus, und veränderten ſich in zwei Treffen, deren erſtes, das etwas ſtärkere, von dem Feldmarſchall Grafen Schwerin, das zweite ſchwächere von dem Generallieutenant Prinzen Leopold von Anhalt befehligt wurde. Die Artillerie kam vor dem erſten Treffen zu ſtehen.

Trotz all der Bedächtigkeit, mit welcher die Preußen ihren Anmarſch und ihre Aufſtellung vollzogen, würde Neipperg vielleicht doch in ſeinen Quartieren von ihnen überraſcht worden ſein, wenn nicht der Commandant von Brieg durch wiederholte Signale ihn aufmerkſam

gemacht und veranlaßt hätte, eine Abtheilung Huſaren auf Recognoscirung auszuſenden. Kaum war dieſe aus Mollwitz geritten, ſo ſtieß ſie auf die Schwadronen, welche die preußiſche Vorhut bildeten. Von ihnen angegriffen, wurden die Huſaren ſogleich zur ſchleunigſten Rückkehr nach Mollwitz gezwungen.

Hier gerieth nun Alles in lebhafte Bewegung. Ungeſäumt wurden aus den umliegenden Dörfern die Truppen herbeigerufen und unter der Deckung von dreihundert Huſaren vor Mollwitz in Schlachtordnung formirt. Sechs Cavallerie-Regimenter, welche unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Freiherrn von Römer, einem gebornen Sachſen, der erſt vor wenig Jahren als General in öſterreichiſche Dienſte getreten war, in Mollwitz ſelbſt lagen, erſchienen natürlich zuerſt auf dem Platze. Weit ſpäter langten die Infanterie, welche ſich zu Langwitz in Quartier befunden hatte, und das zweite Reitercorps an, das Feldmarſchall-Lieutenant von Berlichingen aus Bärzdorf herbeiführte.

Wer im Stande geweſen wäre, die beiden Heere zu überſchauen, wie ſie in ſchwerfälliger und zeitraubender Weiſe in Kampfordnung gebracht wurden, würde ſich davon überzeugt haben, daß ſie, was ihre Anzahl betraf, ungefähr gleich, und zwar jedes etwa zwanzigtauſend Mann ſtark, hinſichtlich ihrer einzelnen Beſtandtheile aber äußerſt verſchieden waren. An Artillerie und Fußvolk überwogen die Preußen, an Reiterei aber die Oeſterreicher, und zwar beide eben ſo wohl an Stärke wie an Vorzüglichkeit der betreffenden Waffengattung.

Eben ſo gleichmäßig ſchienen die Vortheile bemeſſen, wenn man das Terrain in's Auge faßte, auf welchem die Schlacht vor ſich gehen ſollte. Die weite Ebene, die ſich gerade vor Brieg, nördlich von den Dörfern Hermsdorf und Pampitz und ſüdlich von Grüningen und Mollwitz ausdehnt, war ganz geeignet, um der wohlgeſchulten preußiſchen Infanterie Gelegenheit zu geben, einmal auf dem Kampfplatze ſelbſt die Kunſtfertigkeit zu zeigen, welche ihr König Friedrich Wilhelm I. und der alte Fürſt Leopold von Deſſau auf dem Exercirfelde Jahrzehnte hindurch mit unabläſſiger Uebung anerzogen hatten. Außerdem war des Königs linke Flanke, die an Pampitz ſich lehnte, während er die rechte auf Hermsdorf ſtützte, durch den Langwitzbach, welcher durch Sumpfſtrecken ſeinen Lauf nimmt, vor einem plötzlichen

Angriffe gedeckt. Andererſeits bot wieder die weite Ebene der öſterreichiſchen Cavallerie die beſte Gelegenheit, ihre Ueberlegenheit darzuthun, insbeſondere dem rechten Flügel der Preußen gegenüber, welcher in viel geringerem Grade als der linke geſichert erſchien.

Nachdem endlich die preußiſche Armee vollſtändig geordnet war, zog ſie in voller Schlachtlinie, mit klingendem Spiele, ihr zahlreiches, aus ſechzig Kanonen beſtehendes Geſchütz mehrere hundert Schritte vor ſich her, gegen den Feind. So viel Zeit hatte ſie bei all ihren langſam ausgeführten Bewegungen verloren, daß ſie erſt um zwei Uhr Nachmittags den Oeſterreichern gegenüber ſtand. Dieſe aber waren noch immer in der Formirung begriffen. Schon ſchlugen die Kugeln der preußiſchen Geſchütze immer dichter und dichter in die Reihen der öſterreichiſchen Huſaren, welche den Aufmarſch deckten, und als dieſe ſich zurückzogen, in die Cavallerie-Regimenter, die unter Römer's Führung den linken Flügel bildeten. Reipperg aber war noch immer mit der Ordnung des Centrums, welches aus ſeinem Fußvolke beſtand, und des rechten Flügels beſchäftigt, der aus Berlichingen's Reiterregimentern zuſammengeſetzt war. Feldmarſchall-Lieutenant von Römer hatte den Befehl erhalten, nicht eher anzugreifen, als bis die ganze Armee in Schlachtordnung ſtehe. Aber in der Spannung, mit welcher man den bevorſtehenden Ereigniſſen entgegenſah, ſchien es als ob jener Augenblick niemals eintreten würde, ſo unerträglich langſam ging dort, wo Reipperg ſelbſt ſich befand, Alles von Statten.

Inzwiſchen litt Römer's Cavallerie durch das Feuer der Preußen in unglaublichem Maße. Die Regimenter geriethen in Unordnung und die Officiere umdrängten ihren Führer mit der Bitte, nicht länger unthätig zuzuſehen, wie die beſten Truppen des Heeres, ohne ſich zur Wehr ſetzen zu dürfen, ſchmachvoll zu Grunde gingen. Hiezu kam noch, daß bei dem ſteten gleichmäßigen Vorrücken der Preußen dieſelben immer mehr Terrain gewannen, und Römer befürchten mußte, der günſtige Augenblick werde bald vorüber ſein, in welchem man dem Feinde noch überhaupt irgend etwas anzuhaben vermöchte. In der Beſorgniß endlich, ſeine Reiterei, wenn ſie noch länger unthätig bliebe, durch das feindliche Geſchütz völlig vernichtet zu ſehen, glaubte Römer nicht ferner warten zu ſollen, und da der preußiſche rechte Flügel ihn ſchon weit über-

ragte, ſo zog er ſich mit ſeiner Reiterei zur Linken, bis er dem Gegner in die Flanke kam. Dann ſtürzte er ſich mit ſechsunddreißig Schwadronen urplötzlich auf den Feind.

Nichts ſchien im Stande, dem raſenden Ungeſtüm zu widerſtehen, mit welchem Römer dieſen Angriff vollführte. Schon der furchtbare Anblick der heranſtürmenden Reitermaſſen erſchütterte die preußiſche Cavallerie; faſt ohne Widerſtand zu verſuchen, warf ſie ſich, das Regiment Schulenburg voran, auf das eigene Fußvolk und floh dann, als es dasſelbe nicht zu durchbrechen vermochte, vor der Front, zwiſchen den beiden Treffen und im Rücken des Heeres vor Römer's verfolgenden Reitern. Ein ſchwacher Verſuch, die preußiſche Cavallerie zu ordnen und ſie gegen den Feind zu führen, mißlang vollſtändig; ſie wurde neuerdings auseinander geſprengt und in die Flucht getrieben. Neun Geſchütze fielen in Römer's Hände. Einige derſelben ſuchte er auf die Feinde zu richten, die anderen ſandte er mit der Beſpannung nach Mollwitz.

Um dieſe Zeit war es, daß die preußiſchen Generale und insbeſondere Schwerin, einen üblen Ausgang des Kampfes beſorgend, in den König drangen, ſich einem ſolchen durch ſchleunigſte Entfernung vom Schlachtfelde zu entziehen. Friedrich ſelbſt, welcher bis dahin wacker ausgehalten und Alles gethan hatte, um ſeine fliehenden Reiterſchaaren neuerdings zu ſammeln und dem Feinde entgegen zu führen, hat wohl, noch unerfahren im Kriege und mit aller Lebhaftigkeit der Jugend dem erſten Eindrucke ſich hingebend, in dem Augenblicke, in welchem er die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen erkannte und ſeine Cavallerie in toller unaufhaltſamer Flucht nach allen Richtungen hin ſich zerſtäuben ſah, Alles verloren geglaubt. Von Wenigen gefolgt verließ er den Kampfplatz und ritt feldeinwärts gegen Oppeln zu. Dem Feldmarſchall Fürſten von Deſſau ſandte er die Botſchaft von dem Verluſte der Schlacht und ließ ihn erſuchen, ſeine Maßregeln darnach zu treffen, ſo gut er es eben vermöge.

Die Entfernung des Königs gab den Oberbefehl in die Hand des Feldmarſchalls Schwerin, der nun mit der Ruhe des erprobten Kriegers des Augenblickes harrte, in welchem eine Blöße des Feindes ſich ihm zur Benützung darbieten würde. Nur allzubald geſchah dieß.

Denn nach der Flucht der preußiſchen Cavallerie warfen ſich die öſterreichiſchen Reiterregimenter unter Römer's Führung auf das Fußvolk des rechten Flügels der Preußen, welches bisher unerſchüttert ausgehalten und ſelbſt gegen die eigene, wider dasſelbe anprallende Cavallerie die Ordnung bewahrt hatte. Gleiches gelang ihm auch jetzt den Oeſterreichern gegenüber, deren Bemühungen, die Reihen der Preußen zu durchbrechen, vollſtändig ſcheiterten. Auf jedem Punkte, auf welchem ſie angriffen, ſtarrte ihnen eine undurchdringliche Hecke von Bajonetten entgegen, welche insbeſondere den Pferden verderblich wurde.

Noch ſchrecklicher waren die Wirkungen, die das gleichmäßige Feuer des preußiſchen Fußvolkes auf die öſterreichiſche Infanterie hervorbrachte, welche nun ihr Commandant, Feldmarſchall-Lieutenant von Goldy gegen den Feind führte. Zwar mag es eine arge Uebertreibung ſein, welche gleichwohl ſeither immer wiederholt worden iſt, die preußiſchen Officiere hätten genau ſo wie auf dem Exercirplatze, mit derſelben Geberde, der nämlichen Ruhe commandirt, wie die Mannſchaft, ebenſo ganz unbeirrt vom feindlichen Feuer, ihre Gewehre in ſtets ſich gleichbleibendem Zeitmaße abſchoß. „Kein Ba„taillon der Welt," ſagt dagegen ein öſterreichiſcher General, der nicht allein aus Büchern, ſondern aus vielfacher Erfahrung wußte, was eine Schlacht ſei[29]), „kein Bataillon der Welt feuert wie auf dem Exer„eirplatze, wenn jetzt Abtheilungscommandanten, jetzt Leute in den „Gliedern fallen." Darüber kann jedoch andererſeits auch wieder kein Zweifel obwalten, daß die preußiſchen Truppen mit einer Schnelligkeit und einer Präciſion ihre Schüſſe abgaben, von welcher man damals bei anderen Heeren noch keine Idee hatte. Die Wirkungen davon waren daher auch wahrhaft furchtbar. Die öſterreichiſchen Soldaten, welche niemals ein ähnliches Feuer auszuſtehen gehabt hatten, geriethen durch dasſelbe um ſo eher in Unordnung, als ſie nicht Gleiches zu leiſten vermochten. Denn ihre hölzernen Ladſtöcke zerbrachen bald; die Soldaten vermochten nicht länger zu feuern; Einer ſuchte hinter dem Anderen Schutz, und ſo ballten ſich die einzelnen Bataillone zu regelloſen Klumpen zuſammen, in welchen das preußiſche Geſchütz große Verheerungen anrichtete.

Während dieß auf dem linken Flügel der Oeſterreicher und im Centrum vorging, griff auch Feldmarſchall-Lieutenant von Berlichingen den ihm gegenüber ſtehenden linken Flügel der Preußen an. Auch hier wurde die feindliche Cavallerie geworfen, das Fußvolk aber hielt unerſchütterlich Stand. Auch hier brachte das Feuer der preußiſchen Infanterie ähnliche Wirkungen auf ihre Gegner hervor. Fruchtlos bemühte ſich Neipperg, Römer's Cavallerie, deren Führer im Kampfe gefallen und an deſſen Stelle der Oberſt Graf Bentheim getreten war, wieder in Ordnung und gegen den Feind zu bringen. Fruchtlos verſuchte er das Gleiche bei ſeinem Fußvolke. Dennoch war in jenem Augenblicke die Schlacht noch immer nicht für die Oeſterreicher verloren. Denn ihre Infanterie, obgleich ſie weder vorwärts gebracht, noch neuerdings in Schlachtlinie geſtellt werden konnte, hielt doch wenigſtens Stand und war noch auf keinem Punkte gewichen. Da entſchloß ſich Schwerin zu einem letzten entſcheidenden Schlage. Er zog ſein Fußvolk zuſammen und führte es in feſtgeſchloſſenen Reihen zu erneuertem Angriffe wider den Feind. Noch einmal begann jenes ſchreckliche Feuer, welches die Linien der Oeſterreicher ſchon ſo ſehr gelichtet hatte; jetzt wurden dieſelben völlig erſchüttert. Feldmarſchall-Lieutenant von Goldy fiel, und nun wendeten einige Regimenter aus dem erſten Treffen ſich um; eines aus dem zweiten, das des Generals Grafen Grünne, ergriff ſogar die Flucht. Umſonſt waren die Anſtrengungen Neipperg's und der übrigen Generale, die Soldaten zum Stehen zu bringen. Die Wenigſten waren mehr zu halten, und zur Ausführung eines neuen Angriffes zeigte ſich ſelbſt das bravſte der öſterreichiſchen Regimenter, das des Großherzogs von Toscana[39]) nicht mehr verwendbar. Dem Feldmarſchall blieb daher nichts übrig, als den Rückzug anzuordnen.

Um ſieben Uhr Abends wurde derſelbe angetreten, und von Berlichingen's Reiterei gedeckt, in ziemlicher Ordnung bewerkſtelligt. Durch Mollwitz hindurch marſchirte Neipperg nach Grottkau, während Schwerin ſich damit begnügte, die Nacht auf dem Schlachtfelde zuzubringen.

Dieß war der Ausgang der erſten Schlacht, welche Oeſterreicher und Preußen einander lieferten. Wie mörderiſch dieſelbe war, ergibt ſich daraus, daß der auf beiden Seiten ziemlich gleiche Verluſt an

Todten, Verwundeten und Vermißten ſich auf nahezu fünftauſend Mann, alſo faſt den vierten Theil der Geſammtſtärke des Heeres belief. Wie auf Seite der Preußen Markgraf Friedrich, ein Vetter des Königs, und General Graf Schulenburg, ſo waren auf derjenigen der Oeſterreicher die Feldmarſchall-Lieutenants Römer und Goldy geblieben. Der ſchwer verwundete General Graf Grünne, ein beſonderer Liebling des Großherzogs von Toscana, wurde nur durch die Treue eines ſeiner Diener gerettet. Unter Haufen von Leichnamen ſuchte und fand derſelbe ſeinen todt geglaubten Herrn, entdeckte noch Spuren von Leben in ihm und brachte ihn in Sicherheit[31]).

Auch ſonſt zeigte ſich darin eine gewiſſe Gleichheit, daß auf beiden Seiten von manchen Truppentheilen mit rühmenswerther Tapferkeit gekämpft, von anderen wieder eine nur äußerſt geringe Kriegstüchtigkeit an den Tag gelegt wurde. Die öſterreichiſche Reiterei entſprach auch hier wieder ihrem althergebrachten glänzenden Rufe; der Preis des Tages aber gebührt ohne Zweifel dem preußiſchen Fußvolk, welches den lange beſtrittenen Sieg für ſeinen König entſchied.

In Wien hatte man weit beſſer, als dieß von Neipperg der Fall war, die Vortheile erkannt, welche während der Tage, die der Mollwitzer Schlacht unmittelbar vorhergingen, die Stellung des öſterreichiſchen Heeres demſelben über die Preußen gewährte. In der Erringung dieſer Vortheile erblickte man ſchon einen halben Sieg[32]). Außerdem kannte man Neipperg's Vorſicht und war gewiß, er werde ſich nur dann zu einer Schlacht bringen laſſen, wenn der günſtige Erfolg für die Oeſterreicher unzweifelhaft wäre[33]). Sein ganzes Vorgehen hatte den Wiener Hof in dieſen Erwartungen beſtärkt.

Je größer nun die Hoffnungen waren, welchen man vor dem Beginne der Operationen Neipperg's und noch während ihres anfänglich ſo befriedigenden Verlaufes in Wien ſich hingab[34]), je zuverſichtlicher man auf die Vertreibung der Preußen aus Schleſien gerechnet hatte, um ſo mächtiger und erſchütternder wirkte die Nachricht von der Mollwitzer Schlacht. Die übertriebenſten, widerſpruchsvollſten Gerüchte durchflogen die Stadt. Anfangs wurden, wie es wohl gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, die Verluſte der Feinde weit höher angegeben, als ſie wirklich waren. Den König von Preußen nannte man verwundet,

einen ſeiner Brüder und einen jungen Prinzen von Anhalt geblieben, den Feldmarſchall Schwerin aber tödtlich bleſſirt[35]). Siebentauſend Preußen bedeckten, ſo wurde behauptet, das Schlachtfeld, während die Oeſterreicher nur zweitauſend Mann verloren haben ſollten.

Dennoch wurde keinen Augenblick beſtritten, daß die Preußen deren Tapferkeit man die vollſte Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſich, den Sieg zuzuſchreiben berechtigt ſeien[36]). Aber in die Art und Weiſe, in welcher derſelbe errungen worden, wußte man ſich, nachdem man über den Hergang der Schlacht verläßliche Nachricht empfangen, kaum zu finden. Alles hätte man, ſo hieß es, von Neipperg erwarten können, nur nicht daß er ſich von ſeinem Gegner überraſchen ließe; denn Vorſicht und Wachſamkeit waren ja als ſeine beiden ſchätzenswertheſten Eigenſchaften immer geprieſen worden[37]). Und durch die Schreiben, welche von Neipperg ſelbſt nach Wien gelangten, wurde jetzt auch in den Perſonen, die ſonſt ihm wohlwollten, die Meinung erweckt, daß er nicht der rechte Mann ſei, um fortan an der Spitze des öſterreichiſchen Heeres zu ſtehen. Seine Verzweiflung über die erlittene Niederlage gab ſich in den ungemeſſenſten Ausdrücken kund. Das Unglück, welches ihn verfolge, ſei, ſo ſchrieb er ſeinen Freunden, zu ſeinem Höhepunkte gediehen und erſtrecke ſich nun auch auf die ihm übertragene Führung der Armee. Er bedauere nichts mehr, als daß er ſich nicht ſelbſt unter der Zahl der Gebliebenen befinde, und er wünſche nichts ſehnlicher, als in der Oberleitung des Heeres durch einen würdigeren und glücklicheren Feldherrn erſetzt zu werden[38]).

Drei Umſtände waren es, welchen man in Wien, nachdem man das Unglücksereigniß näher zu überſchauen im Stande war, dasſelbe zuſchrieb. Vorerſt tadelte man es, daß nur eine ſo geringe Anzahl Huſaren Antheil nahm an der Schlacht, und daß die wenigen, welche daſelbſt anweſend waren, ſich gleich beim Beginne des Kampfes zerſtreuten, um auf Beute auszugehen. Hiedurch blieb einer der wichtigſten Beſtandtheile des öſterreichiſchen Heeres ohne alle Einwirkung auf das Ergebniß des Streites.

Den Tod des Generals Römer, wodurch die öſterreichiſche Cavallerie ihren bewährten Führer verlor und nach und nach in Unordnung gerieth, hielt man für die zweite, die anfängliche Unthätigkeit

und die ſpätere ſchlechte Leitung des öſterreichiſchen Fußvolkes für die dritte Urſache des Verluſtes der Schlacht. Dennoch läßt ſich nicht läugnen, daß ſo wie durch dieſelbe die Meinung, welche man bisher am Wiener Hofe und in Oeſterreich überhaupt hinſichtlich der Kriegstüchtigkeit der Preußen gehegt hatte, vollſtändig verändert wurde, ein gleicher Umſchwung auch bei den Preußen und insbeſondere bei ihrem Könige in Bezug auf die Oeſterreicher ſtattfand. Innerlich gedemüthigt durch ſein eigenes Benehmen während ſeiner erſten Schlacht und höchſt empfindlich gegen jedwede Hindeutung auf dasſelbe, erkannte Friedrich, ſo wenig er dieß auch äußerlich kundgab, doch nur allzuwohl, daß er es mit einem gewaltigen Feinde zu thun habe, welcher es ihm noch ſauer genug machen werde, die ihm ſo leicht gewordenen Eroberungen in Schleſien auch für die Zukunft zu behaupten.

Ungleich wichtiger noch als die Aenderung, welche der Tag bei Mollwitz in der wechſelſeitigen Werthſchätzung der beiden Gegner hervorbrachte, waren die militäriſchen, insbeſondere aber die politiſchen Folgen der Schlacht. Die erſteren beſtanden zunächſt darin, daß Neipperg von Grottkau nach Neiſſe zurückging, um möglichſt ausgiebige Verſtärkungen an ſich zu ziehen, König Friedrich aber, welcher ſeine Abſicht erreicht und ſeine Kriegsvorräthe zu Ohlau gerettet hatte, nach wie vor in Schleſien die Oberhand behielt. Er blieb bei Mollwitz ſtehen, um die Belagerung von Brieg zu decken, mit welcher er den General Kalkſtein beauftragte.

Was die politiſchen Folgen der Mollwitzer Schlacht betrifft, ſo waren dieſelben in der That von noch weit entſcheidenderem, ja von unermeßlichem Gewichte. Um ſie anſchaulich zu ſchildern, muß jedoch auf den Standpunkt zurückgegangen werden, auf welchem die Verhandlungen des Wiener Hofes mit den fremden Mächten in dem Augenblicke ſich befanden, in dem der Feldzug in Schleſien eröffnet worden war.

Siebentes Capitel.

Schon früher iſt es als eine der erſten Regierungshandlungen Maria Thereſia's angeführt worden, daß ſie den Entſchluß faßte, ihren Gemahl zum Mitregenten in allen ihren Erbländern zu ernennen. Der Hauptbeweggrund zu dieſem Schritte lag wohl zunächſt in der Furcht vor ihrer eigenen Unzulänglichkeit, welche damals noch die Königin beherrſchte und ſie zu der Meinung verleitete, die ſchwerſte Laſt der Geſchäfte müſſe auf ſtärkere Schultern als die ihren gelegt werden. Sie hielt es für nothwendig, dem Großherzoge, von dem ſie ſich die ausgiebigſte Beihülfe bei der Beſorgung der Regierungsgeſchäfte verſprach, eine beſtimmte und nach ihrer eigenen die hervorragendſte Stellung hiebei einzuräumen. Außerdem empfand ſie es ſchmerzlich, und es fiel ihr bei jeder Gelegenheit, insbeſondere aber bei den verſchiedenen Feierlichkeiten am Hofe drückend auf's Herz, daß ihr Gemahl hinter ihr ſelbſt im Range ſo weit zurückſtehen mußte. Ihn ſich hierin gleichzuſtellen, war, wie der venetianiſche Botſchafter Marco Contarini ſich ausdrückt, das Einzige, wonach Maria Thereſia leidenſchaftlich ſtrebte. Darum übertrug ſie nicht allein dem Großherzoge von Toscana die Führung der böhmiſchen Kurſtimme und des Großmeiſterthums des Vließordens, ſondern ſie gab ihre Abſicht kund und that die erforderlichen Schritte, um ihm die Stimmen der Kurfürſten bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl zuzuwenden.

Zu dieſem letzteren Entſchluſſe wurde übrigens Maria Thereſia wohl nicht allein durch die lebhafte Neigung zu ihrem Gemahl, ſondern

in weit höherem Maße noch durch die für sie so ungemein wichtige politische Rücksicht bestimmt, ihrem Hause die Kaiserwürde, mit ihr aber die Suprematie in Deutschland noch ferner zu erhalten und sie keinem anderen deutschen Fürsten, wer es auch immer sein mochte, zu Theil werden zu lassen. Das Zusammenwirken dieser Beweggründe verursachte es, daß Maria Theresia die Erhöhung ihres Gemahls zu den Würden, mit welchen sie ihn entweder selbst bekleidete, oder zu denen sie ihn von den Fürsten des deutschen Reiches erhoben zu sehen wünschte, mit rastlosem Eifer betrieb und sich durch die Hindernisse, welche sich ihr hiebei entgegenstellten, von der Verfolgung dieses Zieles nicht einen Augenblick abwendig machen ließ [1]).

Was zunächst die Mitregentschaft betraf, so befürchtete man nicht ohne Grund, daß gegen dieselbe sowohl von Seite österreichischer Länder, als von deutschen Fürsten, welche Erbrechte auf Oesterreich zu besitzen glaubten, Einwendungen erhoben werden würden. „Die Absicht der Königin sei lobenswerth", sagte Sinzendorff in einer Sitzung der Conferenz, welcher Maria Theresia persönlich beiwohnte, „es müsse „aber darnach getrachtet werden, nicht mehr Schaden als Nutzen zu „stiften und nicht den Uebelgesinnten Anlaß zu geben, die ohnedieß nicht „allzugünstige Sachlage zu ihren Gunsten auszubeuten" [2]).

Aus der Reihe der österreichischen Länder war es insbesondere Ungarn, von welchem man besorgte, es werde der Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs Schwierigkeiten bereiten. Denn man durfte nicht verkennen, eine solche Würde lasse sich mit der alten ungarischen Verfassung nur schwer vereinbaren. Und die etwaigen Bedenken fanden schon darin eine gewisse Begründung, daß in der pragmatischen Sanktion, durch welche das Nachfolgerecht der ältesten Tochter des letzten Habsburgers festgesetzt und geregelt worden, von einer Theilnahme des Gemahls der Erbin der österreichischen Länder an der Regierung mit keinem Worte die Rede war. Die pragmatische Sanktion aber, welche man von Anderen heilig gehalten sehen wollte, durfte man am allerwenigsten selbst verletzen.

Daß man dieß in keiner Weise zu thun beabsichtige, und daß die Königin nicht das Mindeste von den ererbten Eigenthumsrechten, sondern nur einen Theil der ihr zugefallenen Regierungsgewalt auf

ihren Gemahl zu übertragen gedenke, ſuchte man daher vor Allem anſchaulich zu machen. Es könne, ſo erklärte Maria Thereſia in der Urkunde [3]), durch welche ſie den Großherzog zum Mitregenten beſtellte, nicht als ein der pragmatiſchen Sanktion geſchehender Abbruch angeſehen werden, wenn ſie ihm mit ausdrücklicher Wahrung der Rechte aller Derjenigen, welche nach ihr zur Erbfolge in Oeſterreich berufen wären, nur für die gegenwärtige Zeit und ſo lange ihr allein die Herrſchaft in Oeſterreich zuſtehe, die Mitregentſchaft in allen öſterreichiſchen Ländern übertrage. Sollte ſie ſterben, bevor ihr zur Nachfolge berufener Erbe das achtzehnte Lebensjahr erreicht hätte, ſo habe bis zu dieſem Zeitpunkte Großherzog Franz die Regierungsgeſchäfte allein zu leiten.

Maria Thereſia's Verſicherung, daß durch die Ernennung ihres Gemahls zum Mitregenten die pragmatiſche Sanktion durchaus keine Beeinträchtigung erfahren ſolle, wurde auch vom Großherzoge von Toscana urkundlich bekräftigt. Er fügte die Erklärung hinzu, daß hiedurch auch an ſeiner Verzichtleiſtung auf jedes Nachfolgerecht in den öſterreichiſchen Ländern und ſomit an den etwaigen Erbrechten dritter Perſonen nicht das Mindeſte verändert werden ſolle.

Dieſe feierlichen Verſicherungen der Königin und ihres Gemahls genügten jedoch nicht, um jeden Widerſpruch gegen des Großherzogs Ernennung zum Mitregenten zum Schweigen zu bringen. Von den öſterreichiſchen Ländern war es, wie man vorhergeſehen hatte, wirklich Ungarn, von den fremden Fürſten aber König Auguſt III. von Polen, Kurfürſt von Sachſen, von deren Seite ſich die lauteſte Einſprache erhob. Der Letztere gab ſich das Anſehen, als ob er hiedurch in der That die Erbrechte ſeiner Gemahlin, der älteſten Tochter des Kaiſers Joſeph I. beeinträchtigt glaube. Noch lebhafter und wohl auch begründeter wurden ſeine Gegenvorſtellungen, als ihm Maria Thereſia's Entſchluß angekündigt wurde, dem Großherzoge die Führung der böhmiſchen Kurwürde, ſo wie der damit verbundenen Stimme bei der Kaiſerwahl zu übertragen.

Um den zu erwartenden Einwendungen gleich von vorneherein zu begegnen, wurde öſterreichiſcher Seits die Berechtigung der weiblichen Thronfolge in Böhmen ſowohl durch die Beſtimmungen der

goldenen Bulle als durch Aufzählung der Fälle dargethan, in welchen Johann von Luxemburg, dann Albrecht II. und Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg durch ihre Vermählung mit den Töchtern böhmischer Könige zur dortigen Krone gelangt waren. Durch Gewährleistung der pragmatischen Sanktion sei Maria Theresia's Erbrecht in Böhmen feierlich anerkannt worden. Von diesem könne jedoch die Ausübung der Kurwürde und die Führung der Wahlstimmen niemals getrennt werden. Niemand vermöchte es ihr zu verwehren, solches durch Entsendung von Botschaftern oder Bevollmächtigten zu thun. Sie ziehe es jedoch vor, den Weg einzuschlagen, welcher in den früher angeführten Fällen betreten worden, in denen Johann von Luxemburg, dann Albrecht und Ferdinand von Oesterreich die böhmische Kurwürde, ohne auf Widerspruch zu stoßen, ausgeübt hätten. Ja sie könnte füglich so weit gehen, als es damals geschehen, und ihrem Gemahl sogar die Würde eines Königs von Böhmen übertragen. Sie unterlasse dieß jedoch, um ja nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als ob sie irgend einen Schritt zu thun gedenke, welcher mit der pragmatischen Sanktion nicht im vollständigsten Einklang wäre [4]).

Von Seite des Kurfürsten von Sachsen wurde hiegegen bemerkt, daß Maria Theresia als Frau, Franz von Lothringen aber durch die pragmatische Sanktion von der böhmischen Kurwürde ausgeschlossen seien und die Führung der Wahlstimme dem nächsten männlichen Verwandten gebühre. Als solcher müsse er selbst als Gemahl der Erzherzogin Maria Josepha angesehen werden [5]).

Der ersteren Behauptung des Kurfürsten von Sachsen, Franz von Lothringen dürfe die böhmische Kurstimme nicht führen, weil er nicht König von Böhmen sei, die letztere Würde könne er aber nicht erlangen, weil dadurch die pragmatische Sanktion verletzt würde, muß in der That eine gewisse Berechtigung zugestanden werden. Ein Anderes war es jedoch mit der in seinem eigenen Interesse daran gereihten Forderung, und die Einwendung, welche hiegegen vorgebracht werden konnte, lag auf der Hand. Sie bestand darin, daß in der goldenen Bulle allerdings von dem nächsten Agnaten, keineswegs aber von einem Cognaten die Rede war, als welcher der Kurfürst von Sachsen allein angesehen werden konnte, während ein Agnat des

Hauſes Oeſterreich eben nicht mehr am Leben war. Wie dem übrigens auch ſein und für welche der beiden Behauptungen die gewichtigere Begründung angeführt werden mochte, das eigentliche Ergebniß des Streites beſtand zuletzt nur darin, daß ſich die Anfangs ſo zufriedenſtellenden Beziehungen der Häuſer Oeſterreich und Sachſen zu einander in einem Augenblicke bedenklich trübten, in welchem das Erſtere auf die günſtige Stimmung des Letzteren den größten Werth zu legen alle Urſache hatte. Insbeſondere bedurfte es ſeiner zur Erreichung der Abſicht, dem Großherzoge von Toscana die Kaiſerkrone zuzuwenden.

Maria Thereſia verlor keinen Augenblick, zur Erreichung dieſes Zweckes dasjenige nach Möglichkeit nachzuholen, was von ihrem Vater dadurch verſäumt worden war, daß er nicht noch bei ſeinen Lebzeiten die Wahl ſeines Schwiegerſohnes zum römiſchen Könige bewerkſtelligt hatte. Es gehörte zu ihren erſten Regierungshandlungen, die geeigneten Schritte zu thun, um ihrem Gemahl die Mehrzahl der Stimmen der deutſchen Kurfürſten zu gewinnen. Graf Rudolph Colloredo wurde an die geiſtlichen Höfe von Mainz, Kölu und Trier, Graf Joſeph Khevenhüller nach Dresden, der Marcheſe Botta endlich nach Berlin geſandt, um die Unterhandlungen über die Kaiſerwahl zu eröffnen. Graf Oſtein, welcher erſt vor Kurzem die Beſtimmung erhalten hatte, Oeſterreich am Hofe von St. James zu vertreten, wurde beauftragt, ſich ſchleunigſt nach England zu begeben. An die Könige Friedrich von Preußen, Auguſt von Polen und Georg von England ergingen eigenhändige Schreiben Maria Thereſia's und ihres Gemahls, in welchen ſie um ihre Stimmen für den Letzteren angelegentlich gebeten wurden.

Die Königin war zu ſcharfblickend, um ſich nur einen Augenblick über die großen Schwierigkeiten zu täuſchen, welche einer Verwirklichung ihres Lieblingswunſches ſich entgegenſtellten. Sie beſtanden vorerſt darin, daß man dem Hauſe Lothringen in Deutſchland überhaupt nicht gerade günſtig geſinnt war [6]). Man behauptete, daß die Mitglieder desſelben mehr Franzoſen als Deutſche ſeien, daß der Großherzog von Toscana die Reichsgeſetze nicht kenne, ja daß er kaum als ein deutſcher Fürſt zu betrachten ſei: Denn außer dem verhältnißmäßig nicht bedeutenden Fürſtenthume Teſchen könne er in

Deutſchland keinen irgendwie in die Wagſchale fallenden Beſitz ſein eigen nennen [7]). Es mangle ihm auch ſonſt jene Hausmacht, welche unerläßlich erſcheine, um mit dem der höchſten Würde der Chriſtenheit entſprechenden Anſehen und Glanze aufzutreten. Darum dürfe man den Großherzog nicht als berufen erkennen, die deutſche Kaiſerkrone zu tragen.

Von ungleich größerem Gewichte als dieſe Bedenken waren jedoch die von anderer Seite nach dem gleichen Ziele gerichteten Beſtrebungen, gegen welche Franz von Lothringen in die Schranken zu treten gezwungen war. Zwar zeigte es ſich bald, daß es Friedrich II. von Preußen nicht um die Kaiſerkrone zu thun war, und daß diejenigen ſich in ihm geirrt hatten, welche ihn mit einem ſolchen Ziele ſeines Ehrgeizes beſchäftigt glaubten, während er doch nach weit reelleren Dingen ſtrebte. Mit größerem Ernſte als von Seite Friedrich's waren die Gedanken Auguſt's von Polen auf die Kaiſerkrone gerichtet, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er zu dieſem Ende nach verſchiedenen Richtungen hin Schritte that, wie denn die Sendung des Grafen Poniatowski nach Paris vornehmlich darauf abzielte, ſich hiezu des Beiſtandes der franzöſiſchen Regierung zu verſichern. Auch um Spaniens Hülfe zur Erlangung der Kaiſerkrone war König Auguſt ſorgfältig bemüht [8]), und nur ungern und zögernd ſtand er von ſeiner Bewerbung ab, als er ſich von deren Fruchtloſigkeit überzeugt hatte.

Um ſo angelegentlicher und mit um ſo größerer Ausſicht beſtrebte ſich Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern, die Kaiſerkrone zu erhalten. Denn abgeſehen davon, daß er das Haupt war einer der erſten und mächtigſten deutſchen Fürſtenfamilien, der Herr eines weitausgedehnten reindeutſchen Landes, ließen ihm ſeine Verwandtſchaftsverhältniſſe mit anderen Kurfürſten wenigſtens einige der Wahlſtimmen als gewiß erſcheinen. Clemens Auguſt von Köln war ſein Bruder, Karl Philipp von der Pfalz ſein naher Verwandter, und beide ſtanden noch überdieß, obwohl Kurfürſt Philipp der einzige noch lebende Bruder der frommen Kaiſerin Eleonora und ſomit der Großoheim Maria Thereſia's war, ſeit langer Zeit zu dem Hauſe Oeſterreich in geſpanntem Verhältniß.

Trotz alledem kann nicht gesagt werden, daß dem Großherzoge von Toscana gleich von vornehereiu jede Aussicht auf Erlangung der Kaiserkrone abgeschnitten gewesen wäre. Die Kurfürsten von Mainz und von Trier, Philipp Karl Graf Elz und Franz Georg Graf Schönborn waren ihm günstig gesinnt und hätten es jedenfalls vorgezogen, ihm und nicht dem Kurfürsten von Baiern ihre Stimmen zu geben. König Georg von England ließ als Kurfürst von Hannover auf seine Mitwirkung zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes mit ziemlicher Bestimmtheit rechnen. Was Friedrich II. von Preußen betrifft, so ist schon früher der Preis erwähnt worden, um welchen seine Stimme zu haben war. Von König August von Polen endlich war anzunehmen, er werde nach und nach von der Mißstimmung zurückkommen, in welche ihn die Ernennung des Großherzogs von Toscana zum Mitregenten und die Uebertragung der böhmischen Kurwürde an denselben versetzt hatte. Clemens August von Köln schien zu schwanken, und man trug sich längere Zeit hindurch in Wien mit der Hoffnung, seine Stimme für den Großherzog von Toscana zu gewinnen. Wenn Hannover sich nachdrücklich für Franz von Lothringen erklären würde, so werde der Kurfürst von Köln, behauptete man in Wien, auch nicht länger zögern, sich im gleichen Sinne auszusprechen. Der Kurfürst von der Pfalz gab nicht undeutlich zu verstehen, seine Stimme könnte gegen Gewährung der Erbfolge in Jülich und Berg erworben werden [9]). Ja sogar Karl Albrecht von Baiern selbst ließ sich in geheimer Mittheilung vernehmen, er verlange die Kaiserwürde nicht für sich und habe nichts dagegen, daß sie dem Hause Oesterreich verbleibe. Darum wäre er nicht abgeneigt, dem Sohne Maria Thereſia's, wenn sie einen solchen zur Welt bringen sollte, seine Stimme zu geben. Ihr Gemahl aber, Franz von Lothringen, würde niemals auf dieselbe rechnen können [10]).

Durch den Bischof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn, welcher als ehemaliger Vicekanzler des Reiches dem Kaiserhause vielfach zu Dank verpflichtet war, hatte Karl Albrecht jene Erklärung nach Wien gelangen lassen. Man war jedoch dort nicht in Zweifel darüber, der Antrag sei keineswegs ernst gemeint, und es liege ihm höchstens die Absicht zu Grunde, für den Fall, daß

dem Kurfürſten die Kaiſerkrone etwa doch nicht zu Theil würde, wenigſtens ein langjähriges Reichsvicariat herbeizuführen, aus welchem Baiern dann ebenfalls erhebliche Vortheile zu ziehen vermöge [11]). Daß der Kurfürſt jedoch über dieſem Gedanken ſeine lang gehegten Plane nicht aufgebe, ſondern ſie nach wie vor raſtlos verfolge, wußte man in Wien eben ſo genau, als daß er nur mit Frankreichs Hülfe das erſehnte Ziel zu erreichen im Stande ſei und deßhalb die franzöſiſche Regierung um jeden Preis zu einem ihm günſtigen Entſchluſſe zu drängen trachte.

Der Kurfürſt von Baiern hatte hiebei um ſo leichteres Spiel, als Frankreich ſich der Bewerbung des Großherzogs um die Kaiſerkrone niemals günſtig gezeigt hatte. Denn Franz von Lothringen war ſchon ſeit längerer Zeit gar übel angeſchrieben am Hofe von Verſailles. Man beſchuldigte ihn, ein Gegner Frankreichs zu ſein, als ob er einen Staat hätte lieben können, welcher ihn der von ſeinen Vätern ererbten Länder beraubt hatte. Man klagte über Umtriebe des Großherzogs in Lothringen, über Verlockung ſeiner ehemaligen Unterthanen zur Auswanderung nach Toscana, über Beſtrebungen desſelben, Lothringen ſeinem Hauſe wieder zu gewinnen. Darin beſtehe, ſo behauptete man in Frankreich, das Ziel der geheimen Wünſche und Bemühungen des Großherzogs. Durch ſeine Erhebung auf den Kaiſerthron würde die Verwirklichung ſolcher Abſichten weſentlich gefördert werden [12]).

Wenn auch Maria Thereſia ſich nicht leicht der Hoffnung hingeben konnte, hinſichtlich dieſes Punktes eine Aenderung der Anſchauungen der franzöſiſchen Staatsmänner herbeizuführen, ſo waren ihre Bemühungen nur um ſo eifriger darauf gerichtet, den Hof von Verſailles zu vermögen, ſeine vertragsmäßigen Verpflichtungen in Bezug auf die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion zu erfüllen, oder ſie doch wenigſtens nicht durch Unterſtützung der Erbanſprüche Baierns offen zu verletzen. Um Frankreich auch nicht den leiſeſten Grund zu einer Beſchwerde zu geben, beeilte ſie ſich der Forderung der franzöſiſchen Regierung nachzukommen, welche, mit der Titulatur nicht zufrieden, deren ſich die Königin in den Notificationsſchreiben über den Tod des Kaiſers gegen Ludwig XV. bedient hatte, die Ausfertigung

eines neuen, weiter gehende Ausdrücke enthaltenden Schreibens verlangte. An den Leiter der französischen Politik, den Cardinal Fleury, richtete sie einen Brief [13]), in welchem sie ihm mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken für seine Person die zuversichtliche Erwartung aussprach, Frankreich werde den übernommenen Verpflichtungen, für die ihm durch die Abtretung Lothringens ein so köstlicher Preis bezahlt worden, gewissenhaft nachkommen. Ausführlich stellte sie ihm die Nichtigkeit der baierischen Ansprüche dar und bat ihn durch Frankreichs mächtigen Einfluß den Kurfürsten zu vermögen, von seinem ungerechtfertigten Begehren abzustehen. Auch sonst trachtete die Königin die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen ihr Vater während der letzten Zeit seiner Regierung zu Frankreich gestanden hatte, unverändert aufrecht zu erhalten. Ueber jeden ihrer Schritte und die Beweggründe hiezu gab sie der französischen Regierung erschöpfende Aufklärung, und sie hoffte durch diese Beweise der Aufmerksamkeit und des Vertrauens den König und den Cardinal dahin zu bringen, ihren so oft wiederholten Betheuerungen wenigstens nicht geradezu entgegen zu handeln.

Und in der That, wer den Worten hätte trauen wollen, deren sich die französische Regierung gegen Maria Theresia fortwährend bediente, der hätte nicht daran zweifeln dürfen, daß es ihr Ernst mit der Beobachtung der übernommenen Verpflichtungen, und daß sie von den freundschaftlichsten Gesinnungen für die Königin von Ungarn beseelt sei. Der Cardinal ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne jene Zusagen zu erneuern und die wohlwollenden Absichten seines Königs hervorzuheben. Insbesondere war dieß der Fall, als die Nachricht von dem Friedensbruche des Königs von Preußen und von seinem Einmarsche in Schlesien nach Versailles gelangte. Die Schritte König Friedrich's wurden dort scharf getadelt; Ludwig XV. sprach von ihm in den verächtlichsten Ausdrücken [14]), und dieselben wurden von Fleury mit der Bemerkung wiederholt, daß er, so alt er auch sei, doch von Ansprüchen Preußens auf Schlesien niemals etwas gehört habe [15]).

So ungekünstelt erschien die Miene der Entrüstung, welche man am Hofe von Versailles über das Benehmen König Friedrich's gegen Maria Theresia annahm, daß nicht Wenige sie für aufrichtig hielten

und einem entſchiedenen Auftreten Frankreichs wider Preußen entgegen ſahen. Freilich befremdete es wieder, daß der franzöſiſche Hof es bei den Worten der Mißbilligung bewenden ließ, und ſich jedes Schrittes gegen Preußen ſorgfältig enthielt [16]). Gleichzeitig erfuhr man jedoch von ſicherer Hand, daß die franzöſiſche Regierung eine andere Macht zu einer ähnlichen Unternehmung insgeheim ermunterte [17]).

Während eines Zeitraumes von nahezu dreißig Jahren hatte die Königin Eliſabeth von Spanien durch den unruhigen Ehrgeiz, der ſie beſeelte, Europa in Aufregung verſetzt und blutige Kriege hervorgerufen, aus welchen ſie Anfangs geſchlagen, zuletzt aber doch als Siegerin hervorging. Denn es gelang ihr nicht nur, das verlorene Sicilien wieder zu erobern, ſondern ſie erwarb hiezu auch noch Neapel für ihren Sohn Don Carlos, und machte ihn hiedurch zum Herrn des größten und ſchönſten Reiches in Italien. Weit entfernt ſich hiemit zufrieden zu ſtellen, eiferte dieſer Erfolg ſie nur noch mehr an, nach einem zweiten ähnlichen Reſultate zu ſtreben und nun auch ihrem Sohne Don Philipp einen Länderbeſitz in Italien zu gewinnen. Der Tod des Kaiſers bot hiezu die beſte Gelegenheit; Anſprüche an die Erbfolge in Oeſterreich ließen ſich mit Leichtigkeit vorbringen, wenn man auch ſelbſt keinen Augenblick an deren Gültigkeit glaubte. Um die in feierlichen Tractaten eingegangene Verpflichtung, die pragmatiſche Sanktion zu beobachten und zu ſchützen, wofür man keinen geringeren Preis als die Königreiche Neapel und Sicilien ſchon im voraus empfangen hatte, kümmerte man ſich nicht im mindeſten. Was war alſo natürlicher, als daß ſich auch im Süden Oeſterreichs eine ähnliche Unternehmung vorbereitete, wie eine ſolche im Norden dieſes Staates ſo eben durch den König von Preußen vollbracht, und im Weſten durch den Kurfürſten von Baiern einſtweilen angebahnt wurde.

Die erſten Kundgebungen, welche von Seite des ſpaniſchen Hofes, nachdem er die Nachricht vom Tode des Kaiſers erhalten hatte, nach Wien gelangten, beſtanden in Ausdrücken lebhafter Theilnahme an dem ſchweren Verluſte, von welchem das Haus Oeſterreich betroffen worden war [18]). Ob zwar eine förmliche Anerkennung Maria Thereſia's als Beherrſcherin der öſterreichiſchen Länder nicht ſogleich er-

folgte, so lag doch wenigstens einige Zeit hindurch nichts vor, woraus man auf feindselige Absichten des Hofes von Madrid wider die Königin von Ungarn hätte schließen können. Die Nachrichten von eifrigen Kriegsrüstungen in Spanien und von geheimen Unterhandlungen der dortigen Regierung mit allen Mächten, deren Haltung feindselige Gesinnungen wider Maria Theresia errathen ließ, zeigten jedoch bald, daß man auch in Spanien nichts Gutes wider sie im Schilde führe und wahrscheinlich Ansprüche auf die italienischen Länder des Hauses Oesterreich zu erheben beabsichtige. Den Vorwand hiezu werde man, so war zu erwarten, den alten längst aufgegebenen Besitzrechten Spaniens auf verschiedene Theile Italiens und angeblichen Erbansprüchen der Königin Elisabeth entnehmen. Daß man in Madrid noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen werde, der spanische Zweig des Hauses Bourbon sei zur Nachfolge in ganz Oesterreich berechtigt, konnte man freilich in Wien nicht vermuthen. Denn bei dem gänzlichen Mangel eines solchen Erbrechtes schien es in der That nicht leicht, auch nur den Vorwand hiezu auszuklügeln.

Der Rath von Castilien zeigte sich jedoch über Erwarten geschickt, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Auf das Testament des Kaisers Karl V. und auf den Theilungstractat griff er zurück, welcher im Jahre 1521 zwischen diesem Monarchen und seinem Bruder Ferdinand I. zu Stande gekommen war. Laut jenes Vertrages sollten, so behauptete die spanische Regierung, beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinand's die österreichischen Länder an die Erben Karl's V. fallen. Außerdem hätte schon nach dem Tode des Kaisers Mathias die Nachfolge in Ungarn und Böhmen statt Ferdinand II., den Kindern der Erzherzogin Anna von Oesterreich, Philipp's II. vierter Gemahlin gebührt. König Philipp III. habe jedoch im Jahre 1617 auf diese Anwartschaft zu Gunsten Ferdinand's gegen dem verzichtet, daß wenn keine männliche Nachkommenschaft des Letzteren mehr am Leben sein sollte, Philipp's rechtmäßige Erben zur Nachfolge berufen und die Frauen seiner Linie der weiblichen Nachkommenschaft Ferdinand's vorgehen sollten [19]).

Die gekünstelte Beweisführung, durch welche man die Ansprüche des spanischen Königshauses auf die österreichischen Länder darzuthun

verſuchte, täuſchte Niemand darüber, daß ein ſolches Erbrecht mit dem Ausſterben des ſpaniſchen Zweiges des Hauſes Habsburg längſt erloſchen war. Wäre dieß jedoch auch nicht der Fall geweſen, ſo hätte durch die von Seite Spaniens zuerſt und wiederholt geſchehene Anerkennung und Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion König Philipp V. einem etwaigen Erbrechte auf Oeſterreich feierlich entſagt. Wie jedoch Preußen und Baiern vor ihm ſchon gethan, ſo achtete auch Spanien nicht der eingegangenen Verpflichtungen, und rüſtete mit höchſter Kraftanſtrengung zum Kriege.

Außerordentliche und ſchwer auf die Bevölkerung drückende Maßregeln wurden ergriffen, um ſich das hiezu nöthige Geld zu verſchaffen. Mit Frankreich und Sardinien wurden Verhandlungen angeknüpft, welche, wenn nicht werkthätige Beihülfe, ſo doch wenigſtens die Genehmigung zum Durchzuge ſpaniſcher Truppen, um die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien angreifen zu können, erwirken ſollten. Denn der Seeweg war des Krieges halber, in welchem ſich Spanien damals mit England befand, für die ſpaniſchen Schiffe verſchloſſen.

Auch bei dem Papſte wurde das gleiche Begehren hinſichtlich der von Neapel gegen Toscana zu entſendenden Streitkräfte geſtellt. Benedict XIV. wies jedoch dieſes Verlangen mit Entſchiedenheit zurück. Karl Emanuel III. von Sardinien, auch bei dieſem Anlaſſe wieder die ihm eigenthümliche Schlauheit bewährend und wohl einſehend, daß es unmöglich ſein Vortheil ſein könne, das Haus Bourbon in Italien allzu mächtig werden und ſich von demſelben völlig einſchließen zu laſſen, antwortete ausweichend. Als Vicar des Reiches in Italien liege ihm ob, erklärte er, die Ruhe daſelbſt aufrecht zu erhalten, und er werde dieſe Pflicht mit Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen ſich beſtreben.

Das Mißtrauen, welches die Nachricht von den Kriegsrüſtungen der ſpaniſchen Regierung und von ihren wider Maria Thereſia gerichteten Umtrieben an den fremden Höfen in Wien erregt hatte, wurde durch die Erklärung bekräftigt, die der ſpaniſche Geſandtſchaftsſecretär Carpentero im Jänner 1741 dem Grafen Sinzendorff zuſtellte. Im Namen und im Auftrage ſeines Königs proteſtirte er wider die geſchehene Uebertragung der Würde eines Großmeiſters des Vließordens

an Franz von Lothringen, so wie gegen alle anderen Handlungen, welche den Rechten Philipp's als Nachfolger und Erbe König Karl's II. zuwider liefen. Carpentero verließ hierauf Wien, um sich nach Straßburg zu begeben, wo er neue Verhaltungsbefehle erwartete. Es wurde allgemein bemerkt, daß er keine österreichischen Pässe begehrt hatte, weil in denselben der Königin von Ungarn Titel beigelegt wurden, welche die spanische Regierung ihr nicht zuerkennen wollte [20]).

Es war dieß die erste öffentliche Kundgebung der feindseligen Gesinnung Spaniens wider Maria Theresia. Ein hochverrätherischer Anschlag, welchem man nicht nur in Toscana, sondern auch in Wien selbst auf der Spur zu sein glaubte, steigerte die Besorgnisse der Königin. In der Nacht des 12. Februar 1741 wurde Don Pedro Pacheco, aus einer der vornehmsten spanischen Familien, von welcher er den Titel eines Herzogs von Uzeda führte, sammt seinem jüngeren Bruder und zwei Florentinern in Wien verhaftet, seine Papiere versiegelt, er selbst zur Untersuchung nach Inzersdorf bei Wien geführt. In Folge der verbrecherischen Verbindung mit der spanischen Regierung, die man ihm nachwies, wurde er zum Tode verurtheilt, von der Königin aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt und zur Vollstreckung dieses Urtheils nach Graz gebracht [21]).

So wie die Erbansprüche Spaniens auf die österreichischen Länder in den Augen jedes Unparteiischen als ganz unbegründet erscheinen mußten, so war das Gleiche auch hinsichtlich des Protestes gegen die Uebertragung der Würde eines Großmeisters des goldenen Vließes auf Franz von Lothringen der Fall. Denn die Gesetze dieses Ordens schreiben vor, daß wenn eine Frau zur Herrschaft gelange, ihr Gemahl als Großmeister des Ordens anzusehen sei. Bei dem klaren Wortlaute dieser Anordnung und bei dem Umstande, daß sich ja unter Maria Theresia's Erbländern noch immer der größte Theil jenes Herzogthums Burgund befand, für welches der Orden des goldenen Vließes ursprünglich eingesetzt worden war, konnte ein Einwand gegen jene Maßregel vernünftiger Weise nur dann erhoben werden, wenn man überhaupt das Erbrecht Maria Theresia's bestritt [22]).

Daß gerade hierauf die Absicht der spanischen Regierung gerichtet sei, hatte sie durch jene Erklärung ihres Bevollmächtigten und durch

deſſen Abreiſe von Wien unverhüllt kundgegeben. Doch kam es, ſo wie in Bezug auf die Geltendmachung der Anſprüche des Kurfürſten von Baiern, auch hinſichtlich derjenigen des Königs von Spanien weit weniger darauf an, was dieſe Fürſten verlangten, als wie ſich Frankreich zu ihren Forderungen verhielt. Verweigerte es den Durchzug der ſpaniſchen Truppen, ſo war für die öſterreichiſchen Länder in Italien keine Gefahr zu beſorgen. Frankreichs Entſchlüſſen ſah man daher in Wien mit der größten Spannung entgegen, und es war eine ſchmerzliche Enttäuſchung für die öſterreichiſchen Staatsmänner, welche ſo zuverſichtlich gebaut hatten auf Frankreichs oft wiederholte Freundſchaftsverſicherungen und auf die Friedensliebe des Cardinals Fleury, daß die Nachrichten immer mehr ſich häuften, welche bald keinen Zweifel mehr übrig ließen, Frankreich werde keineswegs die Haltung beobachten, welche man in Wien erwartet hatte.

Es wäre zu viel behauptet, wenn man ſagen wollte, Cardinal Fleury ſei in den letzten Jahren ſeines Lebens den Anſchauungen geradezu untreu geworden, zu welchen er ſo lange Zeit hindurch ſich bekannte. Aber daran iſt ebenfalls nicht zu zweifeln, daß er zu ſchwach war, dieſe Anſchauungen dort zu vertheidigen, wo es darauf ankam, in ganz anderer Richtung ſich geltend machenden Einflüſſen mit Entſchiedenheit entgegen zu treten.

Die völlig verwerflichen Grundſätze, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch die meiſten europäiſchen Mächte zur Richtſchnur ihrer Handlungen gemacht hatten, waren nach und nach auch in die Völker gedrungen und hatten ſie mit den gleichen Ideen erfüllt. Wo man es täglich mit anſah, wie von Seite derjenigen, in deren Händen das Schickſal der Staaten lag, jedes Recht, jede vertragsmäßige Verpflichtung gewiſſenlos mit Füßen getreten wurde, wie jede Schlechtigkeit, wie Eidbruch und Verrath als willkommenes Mittel, wie der materielle Vortheil, Geldgewinn und Länderbeſitz als der einzige vernünftige Zielpunkt alles politiſchen Handelns galten, da konnte es nicht fehlen, daß gleichwie es bei der Mehrzahl der Regierenden ſchon längſt geſchehen, auch den Regierten die Achtung vor dem fremden Rechte völlig abhanden kam.

Nirgends war dieß in höherem Maße als in Frankreich der Fall, denn nirgends war ja von Seite derer, die an der Spitze des Staates ſtanden, mehr gethan worden, um die eigene Verderbtheit auch dem Volke einzuimpfen. Daher kam es, daß gleich nach dem Tode des Kaiſers ſich zahlreiche Stimmen erhoben, welche darauf hinwieſen, man dürfe eine ſo günſtige Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen laſſen. Jetzt oder nie ſei der Zeitpunkt gekommen, um die Macht des Hauſes Oeſterreich für immer zu brechen und die von den Bourbonen ſo lang geträumte, aber gerade in Folge des Widerſtandes der Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg niemals verwirklichte Univerſalmonarchie endlich zur Wahrheit zu machen. Daß Frankreich ſich erſt vor wenig Jahren in feierlichen Verträgen anheiſchig gemacht hatte, nicht nur nichts gegen die Verwirklichung der pragmatiſchen Sanktion zu unternehmen, ſondern mit ſeiner Macht dafür einzutreten, daß die öſterreichiſchen Länder ungetheilt beiſammen verbleiben und Maria Thereſia als der einzig rechtmäßigen Erbin zu Theil werden ſollten, daran kehrten jene Männer ſich nicht, in deren Augen ein Vertrag nur geſchloſſen zu ſein ſchien, um bei paſſendem Anlaſſe wieder gebrochen zu werden.

Wo ſolche Anſchauungen vorherrſchten, wo einzig und allein der Erfolg den Maßſtab des Urtheils abgab, da konnte es nicht fehlen, daß König Friedrich's Unternehmen auf Schleſien zu gleichem Vorgehen reizte. Nach und nach verſtummten diejenigen, welche Anfangs ſo ſcharfen Tadel gegen Friedrich's Auftreten hatten laut werden laſſen. Man begann ſich der Fortſchritte ſeiner Waffen zu freuen; die alte Abneigung wider das Haus Oeſterreich, die Begierde nach neuem Ländergewinn erwachte ſtärker als je, und immer vernehmlicher erhob ſich in Frankreich die allgemeine Stimme, von der Regierung ein ähnliches Verfahren wider Maria Thereſia fordernd, wie es von König Friedrich eben mit ſo vielem Glücke befolgt wurde. Die Miniſter Amelot und Maurepas waren es, welche dieſe Meinung im Rathe des Königs vertraten [23]), mit dem größten Nachdrucke aber wurde ſie von dem Grafen von Belleisle verfochten, der auf die Ausführung der hieran geknüpften Plane auch diejenigen baute, die er für ſeine eigene zukünftige Macht und Größe entwarf.

Karl Ludwig Fouquet, Graf von Belleisle war einer jener Männer, in welchen ſich große Talente und große Fehler in eigenthümlicher Weiſe die Wagſchale halten. Wenn er durch die erſteren, ſagt ein berühmter franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber über ihn[24]), würdig erſchien, an die Spitze der Geſchäfte zu treten, ſo hätte er wegen der letzteren verdient, nur in untergeordneter Stellung verwendet zu werden. Ein Enkel jenes Intendanten Fouquet, welcher von Ludwig XIV. nach Pignerol verbannt und dort bis zu ſeinem Ende gefangen gehalten wurde, ſah doch Belleisle ſeine eigene Laufbahn unberührt von dem Mißgeſchick, welches ſeinen Großvater betroffen hatte. Langjährige und vielgerühmte militäriſche Dienſte, ſowie ein lebhafter Antheil an den politiſchen Ereigniſſen in Frankreich ließen ihn geeignet erſcheinen, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbot, in beiden Richtungen eine bedeutſame Rolle zu ſpielen. Darauf war denn auch Belleisle's unabläſſiges Streben gerichtet. Damals ſchon in gereiftem Alter[25]), verbarg er unter einer kalten Außenſeite und einer ruhigen Haltung, welche durch nichts aus dem Gleichgewichte zu bringen war, einen ſo glühenden unerſättlichen Ehrgeiz, und war ſo ganz von dieſer Leidenſchaft beſeelt, daß er dieſelbe auch Anderen einzuhauchen vermochte. Fruchtbar in Auskunftsmitteln, die vorhandenen Schwierigkeiten wenig beachtend, ja dieſelben geradezu unterſchätzend, hatte er nur die Zukunft im Auge, welche ihm für ihn ſelbſt wie für Frankreich im glänzendſten Lichte erſchien, ſobald man nur ſeine Ideen zu verwirklichen trachtete. Er legte dieſelben in einer Denkſchrift nieder, welche dadurch, daß ſie für einige Zeit das Programm der Handlungsweiſe der franzöſiſchen Regierung wurde, eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat.

Als den erſten und wichtigſten Punkt ſtellte er hin, daß es durch das Wohl Frankreichs und ſeines Königshauſes unabweislich gefordert werde, die Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutſchen Kaiſer um jeden Preis zu hintertreiben. Geſchähe dieß nicht, ſo würde der neue Kaiſer gar bald verſuchen, ſein Erbland Lothringen wieder zu erobern, das Haus Bourbon aus Neapel zu vertreiben und das alte Bündniß der europäiſchen Mächte gegen Frankreich zu erneuern. Und es ſei ja bekannt, daß das Haus Lothringen ſich damit brüſte, Erbanſprüche auf die Bretagne und die

Provence, ja selbst auf den französischen Königsthron zu besitzen. Darum genüge auch nicht die jetzige Ausschließung des Großherzogs Franz von der Kaiserwahl; es müsse ihm und seinen Nachkommen für alle Zukunft unmöglich gemacht werden, zur Kaiserkrone zu gelangen. Solches könne jedoch nur dadurch geschehen, daß die Macht des Hauses Oesterreich für alle Zukunft gebrochen werde, und darum sei die Theilung seiner gegenwärtigen Besitzungen ganz unerläßlich. Frankreich solle die Niederlande und Luxemburg, der Kurfürst von Baiern das Königreich Böhmen und mit ihm die Kaiserkrone, der König von Preußen ganz Schlesien, Sardinien und Spanien aber die Lombardie, Parma und Toscana erhalten. Maria Theresia dürfe nur das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns mit den ungarischen Ländern, und auch dieses Besitzthum nur durch die Gnade Frankreichs belassen werden. Rußland könne durch eine neue Veränderung seiner Regierung und durch einen Krieg mit Schweden, England durch Handelsvortheile und der König von Polen durch Gebietserwerbungen abgehalten werden, der Königin von Ungarn Beistand zu leisten. Maria Theresia allein aber sei ganz unvermögend, dem gleichmäßigen Willen so vieler Mächte zu widerstehen, und man werde zur Vollziehung desselben kaum des Schwertes bedürfen. Sei aber einmal das große Ziel erreicht und Oesterreich getheilt, dann erscheine Frankreichs Größe für alle Zukunft gesichert. Das Haus Bourbon werde, so lange es bestehe, der Schiedsrichter, der Beherrscher Europa's sein. Die Vorsehung selbst habe diese Lage der Dinge hervorgerufen, um das Schicksal der Welt in Frankreichs Hände zu legen.

So lautete im Wesentlichen die Denkschrift des Grafen Belleisle. Mit solcher Beredtsamkeit verstand er die darin enthaltenen Plane auch Anderen anlockend darzustellen und sie mit seiner eigenen Ueberzeugung zu durchdringen, so leicht wußte er die Rechtsfrage zu umgehen und jedes derselben entnommene Bedenken als thörichte Schwäche zu kennzeichnen, so kräftig wurden seine Schilderungen einer glänzenden Zukunft durch das in jedem Franzosen so mächtige Gefühl für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes unterstützt, daß es ihm leicht gelang, die schwache, halb widerwillige Einrede des Cardinals bald ganz verstummen zu machen. Denn auch Fleury hegte natür-

licher Weiſe den Wunſch nach Erhöhung der Macht Frankreichs und des Bourboniſchen Königshauſes, während auch bei ihm die rechtlichen Bedenken nicht allzuſchwer in die Wagſchale fielen.

So iſt denn die Haltung, welche der Cardinal die ganze Zeit hindurch dem Repräſentanten Maria Thereſia's gegenüber beobachtete, von eigenthümlichem Intereſſe. Anfangs ſind von ihm nur Ausdrücke wärmſter Freundſchaft, vollſter Anerkennung der Verpflichtungen Frankreichs gegen die Königin von Ungarn, und Verſicherungen des feſten Vorſatzes zu vernehmen, dieſen Verpflichtungen treulich nachzukommen. Aber bald läßt er Andeutungen darüber fallen, daß ſich eine andere Anſchauung im Rathe des Königs geltend zu machen ſuche, und er klagt über das Peinliche ſeiner Stellung und über die Anfeindungen, welche er von ſeinen Gegnern zu erleiden habe. „Wenn Sie wüßten", ſo ſeufzt er wohl, „wie ſehr ich bedrängt werde und wie unangenehm „meine Lage iſt, ſo würden Sie mich beklagen. Ich befinde mich, wie „es in der heiligen Schrift heißt, inmitten einer ſchlechten und ver„derbten Nation" [26]). Nebenbei werden jedoch noch immer die alten Zuſagen unverbrüchlicher Bundestreue, und zwar mit ſolchem Nachdrucke und unter ſo täuſchendem Scheine der Aufrichtigkeit erneuert, daß ſelbſt ein ſo ſcharfblickender Staatsmann wie Wasner immer wieder darauf hofft, Frankreich werde, wenn es auch Maria Thereſia keinen Beiſtand zu leiſten geſonnen ſei, einen ſolchen doch auch ihren Feinden nicht angedeihen laſſen.

Nach und nach mehren ſich jedoch die Anzeichen einer Sinnesänderung des Cardinals. Schon das nach ſeinen Andeutungen verfaßte Schreiben, mit welchem König Ludwig XV. die Ankündigung der Thronbeſteigung Maria Thereſia's endlich beantwortete [27]), befremdete dadurch, daß darin trotz allgemein lautender Freundſchaftsverſicherungen von Frankreichs Verbindlichkeit zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion mit keinem Worte die Rede war. Noch auffallender erſchien Fleury's fortwährende Zögerung, eine Erwiderung auf die Denkſchrift zu ertheilen, welche Wasner im Auftrage Maria Thereſia's bei der franzöſiſchen Regierung eingereicht hatte. Der Hauptinhalt derſelben beſtand in dem Begehren, Baiern, Spanien und Neapel von jeder Unternehmung wider die öſterreichiſchen Länder

zurückzuhalten [28]). Verdächtiger noch als dieſes Zögern war die Antwort ſelbſt, als ſie nach einer Friſt von nahezu zwei Monaten endlich erfolgte. Von keinem anderen Lande als von Toscana war darin die Rede, hinſichtlich deſſen die Bemerkung ausgeſprochen wurde, daß man von einer Vorbereitung Spaniens oder Neapels zu einer feindlichen Unternehmung gegen jenes Großherzogthum nicht die mindeſte Kenntniß habe. Etwaige Vorſichtsmaßregeln der Königin von Ungarn, Toscana vor einem Einfalle zu ſchützen, müſſe man daher als einen Schritt anſehen, welcher von dem Könige von Neapel nicht mit Unrecht wie eine Herausforderung aufgenommen werden könnte. Die franzöſiſche Regierung erkenne übrigens die Verbindlichkeit vollkommen an, welche ſie auf ſich genommen habe, Toscana dem Großherzoge Franz zu erhalten; nur begreife ſie nicht, weßhalb ſie jetzt an dieſelbe erinnert zu werden brauchte [29]).

Weniger ungünſtig lautete die Antwort, welche der Cardinal der Königin ſelbſt und ihrem Gemahl auf die Schreiben [30]) ertheilte, in denen ſie ihn um ſeine Mitwirkung zur Erlangung der Kaiſerkrone für Franz von Lothringen angegangen hatten. Nur ſchwer und erſt auf Wasner's ausdrückliche Verſicherung, ihr Stillſchweigen in dieſer wichtigen Angelegenheit habe den franzöſiſchen Hof unangenehm berührt, und ein ſolcher Schritt ſei unerläßlich, um den nach dem gleichen Ziele gerichteten Beſtrebungen Baierns und Sachſens doch einiger Maßen entgegen zu wirken, hatte Maria Thereſia ſich entſchloſſen, in dieſer Sache ſich an Fleury zu wenden. Die Antwort desſelben war erfüllt mit Ausdrücken der Verehrung und Ergebenheit. Insbeſondere bezeigte er ſein Entzücken über die Zeilen, welche Maria Thereſia dem Schreiben an ihn mit eigener Hand beigefügt hatte. Es ſei höchſt wahrſcheinlich, ließ er ſich vernehmen, daß die Mehrheit der Stimmen ſich für den Großherzog entſcheiden werde, und deſſen Partei zeige ſich als ſo mächtig, daß er der Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung keineswegs bedürfe. Dieſelbe ſei übrigens feſt entſchloſſen, ſich alles ihr ohnedieß nicht zuſtehenden Einfluſſes auf die Kaiſerwahl völlig zu enthalten [31]).

So verbindlich die Ausdrücke auch lauten mochten, in welchen dieſe eigenhändigen Schreiben Fleury's abgefaßt waren, ſo konnte doch

der Umſtand, daß der Cardinal jede poſitive Zuſage ſorgfältig vermied, über ſeine eigentlichen Abſichten kaum einen Zweifel mehr übrig laſſen. Immer unverhüllter traten dieſelben hervor, und dem Cardinal fiel nun die peinliche Aufgabe zu, die Meinungsänderung Frankreichs dem Manne gegenüber zu vertheidigen, gegen welchen er ſich ſo oft im entgegengeſetzten Sinne geäußert hatte. Er wußte dieß in keiner beſſeren Weiſe zu thun, als indem er die Behauptung aufſtellte, Frankreich könne aus dem Grunde zur Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion nicht rechtlich verpflichtet gelten, weil der zu dieſem Ende mit dem Kaiſer Karl VI. abgeſchloſſene Vertrag von dem deutſchen Reiche nicht ratificirt worden ſei. Außerdem liege jedem ſolchen Vertrage ſtillſchweigend die ſich von ſelbſt verſtehende Clauſel zu Grunde, daß durch deſſen Beſtimmungen die Rechte Dritter nicht verletzt werden dürften. Zeige ſich nachträglich, daß dieß der Fall ſei, ſo könne natürlicher Weiſe auch der Vertrag nicht als gültig angeſehen werden. Darum halte ſich Frankreich an die Gewährleiſtung Toscana's, nicht aber an diejenige der öſterreichiſchen Erbländer gebunden.

„Ich geſtehe aller Gelaſſenheit nöthig gehabt zu haben, um nach „einer ſo unwürdigen Antwort mich in den Schranken der Mäßigung „zu halten"; ſo ſchrieb Wasner nach ſeiner Rückkehr von der Unterredung mit dem Cardinal Fleury an Maria Thereſia [32]). Er habe ſich umſonſt bemüht, fuhr er fort, den Cardinal dazu zu vermögen, daß er es anerkenne, Frankreichs Verpflichtung zur Garantie der Erbfolge Maria Thereſia's in den öſterreichiſchen Ländern ſei nicht weniger bindend als diejenige, welche es hinſichtlich Toscana's übernommen habe. In ſeinem Innern mochte Fleury hievon ebenſo überzeugt ſein als Wasner ſelbſt; aber er beſtritt es mit nicht geringerer Hartnäckigkeit als Wasner's fernere Behauptung, die Verzichtleiſtung der ſpaniſchen und der neapolitaniſchen Krone auf Parma und Piacenza ſei gerade ſo gültig wie die auf Toscana. Wasner zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß Frankreich die Bewilligung zum Durchzuge der ſpaniſchen Truppen nach Italien bereits ertheilt habe, und daß es, wenn es im günſtigſten Falle nicht ſelbſt in den Kampf eintrete wider Maria Thereſia, doch gewiß nichts verſäumen

werde, um deren Verlegenheiten nach Kräften zu vermehren. Insbesondere werde man, so viel sei gewiß, Alles aufbieten, um die Kaiserkrone nicht dem Großherzoge von Toscana zu Theil werden zu lassen, sondern sie dem Kurfürsten von Baiern zuzuwenden [33]).

In diesem Sinne zu handeln hatte der französische Hof den Grafen Belleisle, also Oesterreichs eigentlichsten Gegner, nachdem er dessen freilich noch in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllte Vorschläge genehmigt, als Botschafter zur Kaiserwahl nach Frankfurt gesendet, und ihm, um seiner Stellung noch höheren Glanz und seinem Wirken noch größeren Erfolg zu gewähren, den Marschallstab verliehen. Belleisle's Auftreten in Deutschland befand sich im entschiedensten Gegensatze zu den Versicherungen, welche der Cardinal so eben erst der Königin von Ungarn gegenüber ausgesprochen hatte. Der zauberischen Wirkung sich wohl bewußt, welche in jener Zeit fast allgemeiner Bestechlichkeit durch Geldgeschenke sich hervorbringen ließ, zog Belleisle in Deutschland umher, überall unerhörten Aufwand entwickelnd und mit vollen Händen Summen vertheilend, durch welche er alle etwaigen Bedenken gegen seine Anträge zu beseitigen verstand. Seine Haltung konnte nicht verfehlen, auf den Wiener Hof den niederschlagendsten Eindruck hervorzubringen. Derselbe wurde durch ein zweites Schreiben noch verstärkt, welches der Cardinal Fleury an Maria Theresia richtete [34]) und in dem er auch ihr gegenüber die Behauptung aussprach und vertheidigte, Frankreich sei an den Vertrag wegen Gewährleistung der pragmatischen Sanktion nicht gebunden, weil die Ratification von Seite des deutschen Reiches fehle und die Rechte Dritter verletzt würden. Nur hinsichtlich Toscana's fühle es sich verpflichtet, dem Großherzoge dessen Besitz zu garantiren, und es werde dieser Zusage mit Pünktlichkeit nachkommen.

Wohl mag Maria Theresia, als sie dieses Schreiben durchlas, von einem ähnlichen Gefühle der Entrüstung ergriffen worden sein, wie es sich ihres Repräsentanten bemächtigt hatte, als er die gleichen Worte aus dem Munde des Cardinals vernahm. Doch war sie klug genug, nicht das leiseste Anzeichen hievon in der Antwort hervortreten zu lassen, welche sie an Fleury erließ. Auch an den König von Frankreich schrieb sie neuerdings, und in beiden Briefen wurde wiederholt

die Hülfeleiſtung der franzöſiſchen Regierung wider Preußen in Anſpruch genommen. Nochmals wies ſie die Unſtatthaftigkeit der Anſprüche König Friedrich's auf Schleſien nach, und hob die Beeinträchtigung hervor, welche der Sache des Katholizismus durch die Ausbreitung der preußiſchen Herrſchaft über Schleſien widerfahren müßte. Die Mißhandlungen, die nach der Eroberung von Glogau die dortigen Jeſuiten erfahren hatten, wurden hiefür als Beweis citirt, und der eigenhändige Zuſatz, welchen die Königin dem Schreiben an den Cardinal auch jetzt wieder beifügte, enthielt den Ausdruck der zuverſichtlichen Hoffnung, daß kein Mißverſtändniß mehr die beiden Regierungen entzweien werde. „Da Sie mich verſichern", ſo ſchloß Maria Thereſia ihr Schreiben, „daß der König den Frieden nicht „brechen wird, wenn er nicht dazu gezwungen werden ſollte, ſo kann „ich nicht zweifeln, daß derſelbe, wie ich es ſo ſehnlich wünſche, ein „ewiger ſein werde. Denn meine Geſinnungen ſo wie diejenigen meines „Gemahls ſind gleichmäßig hierauf gerichtet. Sobald Sie ſie beſſer „kennen und uns mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden, wird „Alles gut gehen; darin wird das ſicherſte Mittel liegen, die Ruhe „und das Glück der Völker, und hiemit das einzige Ziel zu erreichen, „welches mir vorſchwebt" [35]).

Wohl darf es als gewiß angeſehen werden, daß Maria Thereſia längſt nicht mehr daran dachte, Frankreichs gewaffnete Hülfe gegen Preußen zu erlangen. Wenn ſie auch hierauf ihr Begehren richtete, ſo beabſichtigte ſie doch im Grunde nicht mehr, als die franzöſiſche Regierung davon zurückzuhalten, mit ihren Gegnern gemeinſame Sache zu machen. Aber auch auf Erfüllung dieſes Wunſches ſchien keine Ausſicht mehr vorhanden zu ſein, denn die Nachricht von Friedrich's Siege bei Mollwitz hatte die letzten Bedenken verſtummen gemacht, welche noch hie und da gegen den Anſchluß Frankreichs an die Feinde der Königin von Ungarn laut geworden waren. Die auffällige Lebhaftigkeit, mit der die Hofleute zu Verſailles den preußiſchen Bevollmächtigten wegen des von ſeinem Könige errungenen Erfolges beglückwünſchten, konnte nicht minder als das Eintreffen Belleisle's im preußiſchen Feldlager als ein untrügliches Zeichen der Richtung gelten, welche die franzöſiſche Regierung von nun an beobachten werde. Jeder Zweifel

über das Bestehen geheimer Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen mußte nun vollends verstummen, und man durfte darauf gefaßt sein, daß sie nicht viel später zu einem gemeinsamen Einverständnisse führen würden, als dieß hinsichtlich der Verhandlungen zwischen Frankreich, Spanien und Baiern der Fall war.

Schon gegen Ende des Monates Mai 1741 kamen zwischen diesen drei Mächten die Nymphenburger Tractate zu Stande, durch welche Frankreich und Spanien sich zu nachdrücklichster Unterstützung der Bewerbung Baierns um die Kaiserkrone und seiner Ansprüche auf die österreichischen Erbländer anheischig machten. Frankreich erklärte, wenigstens sechzigtausend Mann an den Rhein schicken und dem Kurfürsten höchst bedeutende Summen zur Bestreitung der Kriegskosten verabreichen zu wollen. Um sich hiefür bezahlt zu machen, sollte es alle deutschen Städte und Provinzen, welche sein Heer besetzen würde, für sich behalten, und der Kurfürst dieselben als Kaiser niemals zurückfordern dürfen. Auch die Eroberungen, welche es in den deutschen Niederlanden zu machen im Stande wäre, hätten ihm für immer zu verbleiben. Das Gleiche wurde der spanischen Regierung in Bezug auf Italien zugestanden, wogegen sie sich ebenfalls zur Bezahlung reichlicher Subsidien an den Kurfürsten von Baiern verpflichtete.

Es versteht sich von selbst daß die Mächte, welche die Nymphenburger Verträge abschlossen, nicht nur deren Inhalt, sondern sogar ihre Existenz sorgfältig zu verheimlichen suchten. Denn sie mußten von deren Bekanntwerden sowohl eine vorzeitige Enthüllung ihrer Plane, als den übelsten Eindruck in ganz Deutschland besorgen. War dasselbe ja doch noch nie in so schmachvoller Weise den Händen Frankreichs überliefert worden, als dieß jetzt von Seite eines Fürsten geschah, der sich um die deutsche Kaiserkrone bewarb. Darum wurden die Nymphenburger Verträge auch mit so großer Aengstlichkeit verheimlicht, daß ihr völliger Wortlaut selbst bis auf den heutigen Tag noch nicht bekannt geworden ist. Dennoch vermochte Wasner trotz der peinlichsten Vorsichtsmaßregeln, welche von der Gegenseite getroffen wurden, schon wenige Wochen nach dem Abschlusse der Verträge über deren Zustandekommen dem Wiener Hofe einen Wink zu ertheilen, welcher ihm selbst eigenthümlicher Weise aus der Umgebung

des ſardiniſchen Botſchafters Commendatore Solar, eines ſonſt Oeſterreich wenig geneigten Mannes zugekommen war[36]).

Die immer auffälliger werdenden Kriegsrüſtungen Frankreichs, ſeine Bemühungen, ſich Geld zu verſchaffen, nährten und ſteigerten den Verdacht. Freilich ſuchte ihn Fleury, eben nicht allzu geſchickt, durch die Behauptung abzulenken, in ſo gefährlichen Zeiten und wo Alles ſich bewaffne, müſſe Frankreich auf ſeinen eigenen Schutz bedacht ſein und nur zu dieſem Zwecke allein habe es eine Vermehrung ſeiner Streitkräfte veranlaßt. Er ſei jedoch bereit es zu „beſchwören“, fügte er hinzu, daß eine ſolche Maßregel nicht in der Abſicht ergriffen worden ſei, einen Krieg herbeizuführen[37]). Und als er endlich einſah, daß auch dieſe Betheuerungen nichts mehr fruchteten, als der Lärm der Waffen das ganze Königreich erfüllte und man ſich ohne alle Scheu die einzelnen Vorkehrungen, die Beſtimmungsorte der verſchiedenen Truppenkörper und Generale öffentlich erzählte, als Maria Thereſia's Bevollmächtigter ihn unumwunden und in's Angeſicht der Verſtellung und des Wortbruches beſchuldigte und ihm vorwarf, durch den beabſichtigten Friedensbruch am Abende eines langen ehrenhaften Lebens ſeinen guten Namen geſchändet zu haben, da ſuchte Fleury ſeine eigene Haltung und diejenige der franzöſiſchen Regierung mit der Behauptung zu rechtfertigen, dieſelbe ſei den tractatmäßigen Verpflichtungen Frankreichs gegen das Haus Oeſterreich völlig entſprechend. Denn es falle der franzöſiſchen Regierung nicht im entfernteſten bei, auch nur eine Handbreit Erde für ſich gewinnen zu wollen. Sie mache keinen Anſpruch auf die öſterreichiſchen Erbländer geltend und denke daher auch nicht an einen Angriff auf die Staaten der Königin von Ungarn. Wohl aber habe ſie ſich nicht entſchlagen können, der dringenden Bitte eines ſo alten Freundes und Verbündeten wie der Kurfürſt von Baiern, welcher in der gegenwärtigen bewegten Zeit ſeine Länder in Gefahr glaube, zu willfahren und demſelben einige Hülfsvölker zuzuſagen[38]).

Es vermochte nichts an der Sache zu ändern, wenn Wasner dem Cardinal hohnlachend erwiderte, er müſſe die ganze Welt für thöricht und blind anſehen, wenn er glaube, durch eine ſo alberne Ausflucht ſein eidbrüchiges Verfahren beſchönigen zu können. Aber es blieb doch

wenigſtens die Genugthuung, dem Lenker der franzöſiſchen Politik zu zeigen, daß man ſich durch ſeine heuchleriſchen Verſicherungen nicht mehr täuſchen laſſe, wenn man gleich nicht in Abrede ſtellen konnte, durch dieſelben ohnedieß ſchon allzulange hingehalten worden zu ſein. Endlich, wenn auch ſpät genug, war man ſich über die wahren Abſichten der franzöſiſchen Regierung völlig klar, und Wasner berichtete nach Wien, es ſei Frankreichs feſter Entſchluß, zwei Armeen nach Deutſchland zu ſenden. Die eine ſei an den Niederrhein beſtimmt, und ſolle ſich einſtweilen abwartend verhalten. Die zweite, größere Armee werde ſich mit den Streitkräften des Kurfürſten von Baiern vereinigen und geraden Weges nach Böhmen vordringen. Dort wolle der Kurfürſt ſich zum Könige krönen, dann aber in Frankfurt zum deutſchen Kaiſer erwählen laſſen [39]).

Ehe noch dieſer Bericht ihres Bevollmächtigten in Maria Thereſia's Hände gelangt ſein konnte, hatte ſchon der Kurfürſt von Baiern die erſte Gewaltthat vollbracht, und mit ihr den erſten Schritt gewagt auf dem Pfade, auf welchem er das geträumte Glück zu erringen hoffte. Daß er ſich deſſen unterfing, dazu wurde er nur durch die beſtimmten Verſprechungen der franzöſiſchen Regierung ermuthigt, und dieſe wäre wohl kaum ſo weit gegangen, als es jetzt wirklich geſchah, wenn ſie nicht Maria Thereſia in Folge des Mollwitzer Tages als wehrlos angeſehen und in ihren Ländern eine leichte Beute der von allen Seiten wider ſie heranbrängenden Feinde erblickt hätte.

Achtes Capitel.

Auffallender noch als bei Frankreich waren die Wirkungen, welche die Mollwitzer Schlacht in den Beziehungen Maria Thereſia's zu den Königen Auguſt III. von Polen und Georg II. von England hervorbrachte.

Schon früher iſt die ſchwankende Haltung hervorgehoben worden, welche Auguſt von Sachſen nach dem Tode des Kaiſers Karl VI. gegen deſſen Tochter und Erbin beobachtet hatte. Anfangs überſtrömend von Verſicherungen unverbrüchlicher Freundſchaft und Bundestreue, war er doch bald darauf den Verſuchungen perſönlichen Ehrgeizes nicht unzugänglich geblieben und hatte ſich plötzlich dazu entſchloſſen, dort wo es am wenigſten hätte der Fall ſein ſollen, in Paris ſich um die deutſche Kaiſerkrone zu bewerben. Eine gewiſſe Gereiztheit gegen die Königin von Ungarn gab ſich auch in der Heftigkeit des Widerſpruches kund, welchen er, wie bereits erwähnt worden, gegen die Erhebung des Großherzogs von Toscana zum Mitregenten und die Uebertragung der böhmiſchen Kurſtimme an denſelben laut werden ließ. In perſönlicher Unterredung ſuchte er, einen Abdruck der goldenen Bulle in der Hand, dem öſterreichiſchen Botſchafter Grafen Wratislaw die Ungeſetzmäßigkeit jenes Schrittes und die Verletzung darzuthun, welche hiedurch nach ſeiner Behauptung dem kurfürſtlich ſächſiſchen Hauſe widerfuhr [1]).

Die Nachricht von dieſen Erklärungen des Königs Auguſt traf in Wien ungefähr gleichzeitig mit der Kunde ſtarker Kriegsrüſtungen in Sachſen und mit der ziemlich ſchroffen Antwort ein, welche dort

dem Begehren Maria Thereſia's um Gewährung des tractatmäßigen Beiſtandes wider den König von Preußen zu Theil wurde. Der König ſei, ſo hieß es darin, ſich der im Vertrage vom Jahre 1733 eingegangenen Verpflichtungen wohl bewußt. Er erinnere ſich aber auch der im vierten Artikel jenes Tractates enthaltenen Clauſel, daß die Verbindlichkeit zur Stellung von Hülfstruppen nicht eintrete, wenn der betreffende Staat ſeiner Streitkräfte zur Beſchirmung der eigenen Grenze bedürfe. Es könne kein Zweifel obwalten, daß dieſer letztere Fall jetzt für die ſächſiſche Regierung vorhanden ſei, welche noch überdieß dringend verlangen müſſe, von den Schritten in Kenntniß geſetzt zu werden, die von Seite der Königin von Ungarn ſtattgefunden hätten, um jedem Zuſammenſtoße mit dem Könige von Preußen auszuweichen und ſich deſſen Freundſchaft, inſofern es ohne Schmälerung der öſterreichiſchen Erblande und ohne Verletzung der Rechte eines Dritten geſchehen könne, zu erwerben und zu erhalten[2]).

Bei dem Friedensbruche, welchen König Friedrich ſo eben verübt hatte, mußten jene Nachrichten aus Sachſen das Mißtrauen des Wiener Hofes und die Beſorgniß eines ſchon vorhandenen Einverſtändniſſes zwiſchen Sachſen und Preußen erregen[3]). Unter dieſen Umſtänden, und da man ſich von dem Grafen Wratislaw, welchem eine wohl zunächſt durch ſein Alter und ſeine körperliche Gebrechlichkeit[4]) verurſachte Fahrläſſigkeit im Dienſte ſchon wiederholt zum Vorwurfe gemacht worden war, keine allzu erſprießlichen Leiſtungen verſprach, beſchleunigte Maria Thereſia die Abſendung des Grafen Joſeph von Khevenhüller nach Dresden.

Khevenhüller war bisher noch nicht in der Lage geweſen, hervorragende Dienſte zu leiſten, und daher vermochte man ſich über ſeine Befähigung hiezu noch kein ſicheres Urtheil zu bilden. Aber von ſeiner Anhänglichkeit an ihre Perſon und an diejenige ihres Gemahls, ſo wie von ſeinem Eifer, ihnen in der ſchwierigen Lage, in welcher ſie ſich befanden, von wirklichem Nutzen zu ſein, davon war Maria Thereſia feſt überzeugt, und es ſchien in der That ein günſtiger Stern über der Sendung des Grafen Khevenhüller zu walten. Er fand den König Auguſt von Polen und die leitenden Staatsmänner am Dresdner Hofe weit beſſer für die Sache des Hauſes Oeſterreich geſtimmt, als

man in Wien es ſich vorgeſtellt hatte. Die beruhigendſten Zuſicherungen hierüber wurden ihm von allen Seiten ertheilt, und er glaubte die begründete Hoffnung ausſprechen zu dürfen, daß wenn erſt die Königin von Polen aus Warſchau in Dresden eingetroffen ſei, man auf die Bundestreue ihres Gemahls mit Sicherheit werde bauen können. Denn dieſe Fürſtin, welche auf den wenig begabten König einen höchſt bedeutenden Einfluß übte, hatte ſich bei der ganzen Verwicklung als echte Oeſterreicherin bewährt. Nicht ihr eigenes Erbrecht, ſondern daß Oeſterreich unzertheilt beiſammen verbleibe, das lag ihr am Herzen, und mit wahrer und gerechter Erbitterung ſprach ſie ſich über jenen König aus, von welchem das Haus Oeſterreich den erſten Angriff erfuhr. Sie bezeichnete es in einem Schreiben an ihre Mutter, die Kaiſerin Amalie, als einen für ſie erfreulichen Umſtand, daß während ihrer Durchreiſe durch Schleſien ihr Auge nur durch den Anblick eines einzigen preußiſchen Soldaten verletzt worden ſei, was ſie jedoch nur durch Opfer an Zeit und durch Umwege zu erreichen vermocht habe[5]). Nach ihrer Ankunft in Dresden ließ ſie es ſich angelegen ſein, dahin zu wirken, daß die Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Sachſen baldigſt zu dem erwünſchten Ziele gelangten.

Gleich nach dem Eintreffen Khevenhüller's in Dresden waren dieſelben angeknüpft worden. Neben den öſterreichiſchen Bevollmächtigten Khevenhüller und Wratislaw wohnten ihnen von Seite Sachſens der bekannte Günſtling und erſte Miniſter des Königs, Graf Brühl, und der Jeſuit Pater Guarini, des Königs Beichtvater und Vertrauter bei. In dem Hauſe des ruſſiſchen Geſandten von Keyſerlingk wurden ſie gepflogen, denn darauf, Rußland ebenfalls zu activem Vorgehen gegen Preußen zu vermögen, war es von Seite Oeſterreichs und Sachſens gleichmäßig abgeſehen. Durch die Kundgebungen, welche um jene Zeit von St. Petersburg aus nach Wien und Dresden gelangten, wurde den beiden Regierungen allerdings einige Ausſicht auf Rußlands werkthätige Bundeshülfe eröffnet. Dennoch durfte man bei dem damals noch mächtigen Einfluſſe des Grafen Münnich, welcher vom Könige Friedrich gewonnen worden, auf Rußland nicht mit Beſtimmtheit zählen. Die ſächſiſche Regierung, in König Auguſt's und in Brühl's ſchwachen Händen, war gleichfalls von nichts weiter entfernt als von Feſtigkeit

und Energie. Und auch die vierte Macht, welche an den Verhandlungen Antheil nahm, England war damals wenig dazu angethan, denſelben regeres Leben einzuflößen und ſie zu ſchleunigem und befriedigendem Abſchluſſe zu bringen.

So wie König Auguſt von Polen und Sachſen, ſo beobachtete auch König Georg II. von England und Hannover eine höchſt ſchwankende Haltung gegen Maria Thereſia. Auch er hatte ſich beeilt, die junge Fürſtin als die einzig berechtigte Nachfolgerin im Beſitze der öſterreichiſchen Staaten anzuerkennen. In der Rede, mit welcher der König am 29. November 1740 das Parlament eröffnete, erklärte er ſeinen feſten Vorſatz, die Verpflichtungen gewiſſenhaft zu erfüllen, welche er auf ſich genommen habe, um die Ruhe Europa's ungeſtört zu erhalten. Die Antworten der beiden Häuſer, die ihm ihrer vollen Zuſtimmung zu dieſer Abſicht und ihrer Unterſtützung bei Verwirklichung derſelben verſicherten, geſtatteten keinen Zweifel über die Stimmung der engliſchen Nation. Klar erkannte ſie daß ihr eigenes Intereſſe es fordere, dem Zerfalle Oeſterreichs, ja jeder Schmälerung der Macht dieſes Staates vorzubeugen, welcher allein im Stande war, der Präponderanz Frankreichs ein Gegengewicht zu bilden.

So kräftig wirkten dieſe Kundgebungen des Parlamentes, daß Georg II., welcher bei dem Eintreffen der erſten Nachrichten von König Friedrich's Auftreten gegen den Wiener Hof ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen hatte, Maria Thereſia habe nichts Ernſtliches von Preußen zu beſorgen, plötzlich ſeine Anſchauungsweiſe änderte, und nun Niemand mit größerem Eifer als er zur Standhaftigkeit wider Preußen ermahnte und jede Nachgiebigkeit gegen dasſelbe widerrieth[6]). Wiederholt erklärte er dem Geſandten Maria Thereſia's am Hofe von St. James, Grafen Oſtein, daß er mit all ſeiner eigenen Macht ſo wie mit den in Englands Solde befindlichen heſſiſchen und däniſchen Truppen wider Preußen in's Feld rücken werde[7]). Er verlangte von Maria Thereſia, den Grafen Oſtein mit einer eigenen Vollmacht zum Abſchluß eines engen Bündniſſes zwiſchen Oeſterreich und England zu verſehen, und deutete an, wie wünſchenswerth es ſei, daß ein öſterreichiſcher General ſich nach London begebe, um dort über einen gemeinſam auszuführenden Feldzugsplan eine Vereinbarung zu Stande

zu bringen. In jeglicher Weiſe gab er es kund, daß es ihm Ernſt ſei mit dem Vorſatze, die Königin von Ungarn in dem Kampfe gegen ihre Feinde nachdrücklichſt zu unterſtützen.

Höchſt befremdend war es für Maria Thereſia, welche ohne alle Säumniß ihren Geſandten zu London mit der verlangten Vollmacht und einem Entwurfe des beabſichtigten Bündniſſes ausgerüſtet hatte, zu erfahren, daß während die Erklärungen des Königs von England ſo zufriedenſtellend lauteten, ſein Bevollmächtigter in Wien ſich in ganz anderem Sinne vernehmen ließ. Noch bekleidete Sir Thomas Robinſon, der ſpätere Lord Grantham den Poſten eines Repräſentanten Englands in Wien. Er war derſelbe, welcher ſchon unter der Regierung Karl's VI. dadurch, daß er, freilich im Auftrage ſeines Hofes, mit Ungeſtüm in den Kaiſer drang, dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen wenige Stunden vor der Vermählung des Kronprinzen Friedrich noch Vorſchläge zur Abänderung dieſes Heirathsprojektes zu machen, den Grund legte zu der ſpäter ſo verhängnißvollen Mißſtimmung des Königs gegen den Wiener Hof. Er war derſelbe, welcher wenige Jahre darauf mit raſtloſem Eifer an dem Zuſtandekommen jenes für den Kaiſer ſo verderblichen Bündniſſes mit Sachſen gearbeitet, welcher ſich oft dafür verbürgt hatte, daß im Falle eines hierüber ausbrechenden Krieges mit Frankreich England für Oeſterreich die Waffen ergreifen werde. Seine Verſprechungen waren damals eben ſo wenig in Erfüllung gegangen, als ſich in jüngſter Zeit ſeine bis zum letzten Augenblicke in zuverſichtlichſtem Tone wiederholte Behauptung bewährt hatte, König Friedrich ſei von nichts weiter entfernt als von einem Einfalle in Schleſien, und jede Vorkehrung dagegen werde nur unnützen Aufwand verurſachen und dazu dienen, ſich den König von Preußen, deſſen Beiſtandes man dringend bedürfe, zum Feinde zu machen.

Daß dieſer Mann nun, deſſen Dazwiſchenkunft überall ſtattgefunden hatte, wo Oeſterreich von ſchwerem Unglücke betroffen worden war, daß er jetzt zur Nachgiebigkeit gegen Preußen rieth und ſich in einem Sinne ausſprach, welcher nicht nur den Ueberzeugungen Maria Thereſia's, der Anſchauungsweiſe ihres Miniſteriums, ſondern auch den bisherigen Erklärungen ſeines eigenen Herrn und Königs geradezu

widerſtritt, ſolches mußte den Wiener Hof ebenſo ſehr befremden als verletzen[8]). Bald aber zeigte es ſich, daß Robinſon, wenn gleich nicht im Auftrage des Königs, doch in dem des engliſchen Miniſteriums handelte, und ſeine Haltung eben nichts anderes als ein neues Kennzeichen jenes Zwieſpaltes war, welcher damals zwiſchen der Politik des britiſchen Cabinetes und der perſönlichen Anſchauungsweiſe des Königs nicht ſelten zu Tage trat. Während der Letztere ſich faſt ausſchließlich durch ſeine vorwiegenden Sympathien für ſein Stammland Hannover beſtimmen ließ, faßte die Erſtere mit Recht nur dasjenige in's Auge, was ihrer Meinung nach durch das Intereſſe Englands gefordert wurde. In einen blutigen Seekrieg mit Spanien verwickelt und jeden Augenblick gewärtig, Frankreich an denſelben zu Gunſten Spaniens Antheil nehmen zu ſehen, war es der britiſchen Regierung vornehmlich darum zu thun, auch jetzt wieder, wie es ſo oft ſchon geſchehen, ſich Oeſterreichs Macht in einem Kampfe wider Frankreich zu bedienen. Darum lag ihr viel daran, jedem ſonſtigen Streite, durch welchen Oeſterreich verhindert wurde, erforderlichen Falles ſeine ganze Kraft wider Frankreich zu entfalten, ein raſches Ende zu machen. Auf die Wiederbelebung der großen Allianz, welche zu Eugen's und Marlborough's Zeiten ſo Herrliches wider Frankreich und Spanien vollbracht habe, darauf müſſe, ſo erklärte der damalige britiſche Premierminiſter Robert Walpole dem öſterreichiſchen Geſandten Grafen Oſtein[9]), die engliſche Politik gerichtet ſein. Darum wirkte England durch ſeinen Bevollmächtigten dahin, daß Maria Thereſia durch Aufopferung einiger ſchleſiſcher Fürſtenthümer den Frieden mit Preußen wiederherſtelle, ihre Streitkräfte wider Frankreich verfügbar erhalte und durch Zugeſtehung der von Preußen begehrten Gebietsabtretungen auch deſſen Beitritt zu dem Bündniſſe gegen Frankreich erwirke.

Anders als ſeine engliſchen Rathgeber dachte wenigſtens im Anfange der Verwicklung König Georg ſelbſt. Er begriff vollkommen, daß es im Intereſſe der Unabhängigkeit ſeiner hannoverſchen Erblande lag, das benachbarte Preußen nicht noch übermächtiger werden zu laſſen, als es ohnedieß ſchon war. Perſönliche Eiferſucht gegen ſeinen königlichen Vetter von Preußen mochte auch nicht wenig dazu beitragen, Georg II. in dieſer Anſchauungsweiſe zu beſtärken, und durch

ſie erklärt ſich am leichteſten der Eifer, mit welchem er beſtrebt war, zunächſt eine Ausſöhnung zwiſchen den Höfen von Wien und Berlin zu hintertreiben und ſodann eine möglichſt anſehnliche Truppenmacht wider König Friedrich auf die Beine zu bringen. Durch Preußens Erniedrigung ſollte nicht nur jede künftige Gefahr von Hannover abgewendet, ſondern dieſem Lande noch außerdem durch die auf Unkoſten König Friedrich's zu machenden Eroberungen eine höchſt willkommene Vergrößerung zu Theil werden [10]).

Wie es jedoch bei Menſchen von ſchwachem Charakter immer der Fall iſt, ſo ereignete es ſich auch hier, daß die entſchloſſene Haltung, welche Friedrich II., von den Abſichten ſeines hannoverſchen Nachbars wohl unterrichtet, gegen ihn annahm, denſelben bald auf andere Gedanken brachte. Die Aufſtellung eines preußiſchen Armeecorps unter dem alten Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau bei Magdeburg erregte in Georg II. die lebhafteſten Beſorgniſſe für ſeine hannoverſchen Lande. Er kehrte mehr und mehr von der Abſicht zurück, ſelbſtthätig einzutreten in den Krieg gegen Preußen, und er gab, obwohl er an den zu Dresden zwiſchen Oeſterreich, Sachſen und Rußland ſtattfindenden Verhandlungen zur Herbeiführung eines gemeinſamen Auftretens gegen Preußen fortwährend regen Antheil nahm, doch wieder nicht undeutlich zu verſtehen, daß jetzt auch ihm eine friedliche Beilegung des Streites, wenn gleich mit einigen von Seite Oeſterreichs zu bringenden Opfern der willkommenſte Ausweg wäre.

Was die Dresdner Verhandlungen betrifft, ſo ſtießen ſie ſich hauptſächlich an dem, daß Sachſen ſich weigerte, der Königin von Ungarn die vertragsmäßige Hülfe von ſechstauſend Mann zu leiſten, indem ein ſolcher Zuzug einerſeits zu gering ſei, um wider Preußen den Ausſchlag zu geben, und andererſeits Sachſen durch einen ſolchen Schritt die ganze Feindſchaft König Friedrich's auf ſich laden würde. Aber mit aller ſeiner Macht an der Seite Oeſterreichs, Englands und Rußlands Krieg gegen Preußen zu führen, dazu erklärte ſich Sachſen bereit, wenn es hiefür auf eine angemeſſene Gegenleiſtung von Seite Maria Thereſia's zählen könne. Als eine ſolche wurde die Abtretung der drei nächſtgelegenen Kreiſe Böhmens oder wenigſtens deren pfandweiſe Einräumung an Sachſen für dreißig Jahre,

eine ſo lange Zeit beantragt, daß ſie einer förmlichen Abtretung ſo ziemlich gleichkam [11]).

Dieſer Vorſchlag Sachſens, welchen auch England mit Wärme unterſtützte, wurde von Maria Thereſia mit Entrüſtung zurückgewieſen. Sie befahl ihren Geſandten zu Dresden und London, es den Königen von Polen und England mit nachdrücklichen Worten zu Gemüthe zu führen, daß der Erſtere für die ihm jetzt abverlangte Hülfe einen überreichen Preis ſchon vorlängſt empfangen habe. Sie wies darauf hin, daß durch die Abtretung eines Theiles von Böhmen ihr ein nicht geringerer Verluſt als derjenige zugefügt werden würde, zu deſſen Abwendung ſie wider Preußen die Waffen ergriffen und die ihr befreundeten Staaten zur bundesmäßigen Hülfe aufgerufen habe. Sie erklärte ein für allemal ihren feſten, unwiderruflichen Entſchluß, auch nicht ein Haarbreit des von ihrem Vater ererbten Gebietes abzutreten und dadurch nicht ſelbſt die pragmatiſche Sanktion zu verletzen, deren unverbrüchliche Aufrechterhaltung der oberſte Zielpunkt ihrer Beſtrebungen ſein müſſe.

Während man in Dresden hierüber unterhandelte, und König Auguſt, den Ernſt der Weigerung Maria Thereſia's wohl erkennend, das Begehren einer Gebietsabtretung in das der Bezahlung einer beträchtlichen Geldſumme verwandelte, war plötzlich die engliſche Regierung mit dem höchſt unerwarteten und mit des Königs früheren Erklärungen durchaus nicht übereinſtimmenden Anerbieten einer Vermittlung zwiſchen Oeſterreich und Preußen hervorgetreten. Sie ſei darum, ſo ließ ſie der Königin von Ungarn erklären, von König Friedrich in dringendſter Weiſe angegangen worden. Derſelbe habe ſich angeboten, mit Oeſterreich, Rußland, England und Holland zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion ein enges Bündniß zu ſchließen. Daß der Preis dieſes Beitrittes in der Abtretung eines beträchtlichen Theiles von Schleſien beſtehe, wurde in ziemlich verſtändlicher Weiſe angedeutet, und um Maria Thereſia leichter hierauf eingehen zu machen, ihr einerſeits die Gefahr zu Gemüthe geführt, welche ihr von einem Zuſammenwirken Preußens mit Baiern, Frankreich, Spanien und Neapel drohe, und andererſeits die Unzuverläſſigkeit und Zaghaftigkeit

ihrer wirklichen oder vermeintlichen Bundesgenoſſen, Rußlands, Sachſens und Hollands, in grellen Farben geſchildert [12]).

Dieſer Schritt der engliſchen Regierung beweiſet deutlich, daß dieſelbe das tapfere Herz und den unerſchrockenen Muth der jungen Fürſtin, an welche ſie ſich mit ſolchen Vorſchlägen wandte, noch nicht recht erkannt hatte. Die Aufzählung drohender Gefahren war nicht das rechte Mittel, Maria Thereſia von dem einmal gefaßten Vorſatze abzubringen, ja ſie ſchien dadurch nur noch mehr in ihrer Standhaftigkeit beſtärkt zu werden. Die ernſte, würdige und dennoch entſchloſſene Antwort, welche in ihrem Namen dem engliſchen Bevollmächtigten Robinſon ertheilt wurde, zeigt dieß klar [13]). Sie ſelbſt ſowohl als ihr Gemahl hätten geſchworen, ſo erklärte Maria Thereſia, die pragmatiſche Sanktion mit äußerſter Kraftanſtrengung aufrecht zu erhalten; ſie dürften daher nicht durch eine Verletzung derſelben allen denjenigen die gleiche Bahn eröffnen, welche Luſt darnach verſpürten, ſich fremde Beſitzthümer anzueignen. Hätte man zu einem ſolchen Entſchluſſe ſich bequemen wollen, ſo wäre es beſſer geweſen, durch augenblickliche Nachgiebigkeit wenigſtens Schleſien und einem Theile von Mähren das unermeßliche Elend zu erſparen, welches der Einbruch des Königs von Preußen über dieſe Länder gebracht habe. Maria Thereſia könne nicht begreifen, wie ein ſolcher Vorſchlag ſich mit den in Dresden gepflogenen Verhandlungen vereinbaren laſſe. Dieſelben jetzt abzubrechen, nachdem man ſich ſo ſehr bemüht habe, ſie zu einem günſtigen Abſchluſſe zu bringen, einen ſolchen Schritt müßte ſie als den verhängnißvollſten anſehen, der nur immer geſchehen könnte. Sie wiſſe wohl, daß man früher oder ſpäter zu einem Abkommen mit dem Könige von Preußen gelangen müſſe, und ſie habe oft genug ihre volle Bereitwilligkeit hiezu kundgegeben. Aber der beſte, ja der einzige Weg, dieſes Ziel zu erreichen, beſtehe darin, daß alle verbündeten Mächte durch getreue Erfüllung ihrer traetatmäßigen Verpflichtungen den ernſten Willen an den Tag legten, die Verträge aufrecht zu erhalten. Die Königin könne nicht glauben, daß hiezu ſo wenig Ausſicht vorhanden ſei als die engliſche Regierung es darſtelle. Wenigſtens lägen von Seite Rußlands und der übrigen befreundeten Mächte die beruhigendſten Zuſicherungen vor, und wenn nur England einmal den Anfang

machen wollte mit werkthätiger Unterstützung Oesterreichs in seinem Kampfe gegen Preußen, so sei nicht zu zweifeln, daß ein solches Beispiel bald auch von anderer Seite Nachahmung finden würde.

Gewiß war es die in ihrem tiefsten Innern wurzelnde Ueberzeugung von der Heiligkeit ihres Rechtes, und das gläubige Vertrauen, dasselbe werde doch endlich zum Siege gelangen, wodurch Maria Theresia zunächst bewogen wurde, jeden Vorschlag mit Entschiedenheit zurückzuweisen, in Folge dessen sie die Beilegung des Streites mit Preußen durch Gebietsabtretungen erkaufen sollte. Ganz ohne Einwirkung auf die Entschlüsse der Königin von Ungarn mag aber auch das Gefühl persönlicher Abneigung nicht gewesen sein, welches sie seit Friedrich's Eindringen in Schlesien gegen ihn empfand und das durch sein seitheriges Benehmen zu wahrer Erbitterung gesteigert wurde. Insbesondere war es die Anklage, welche König Friedrich plötzlich gegen den Großherzog von Toscana erhob, derselbe strebe ihm durch gedungene Meuchelmörder nach dem Leben, wodurch Maria Theresia auf's tiefste verletzt wurde. War diese Anschuldigung nur die Folge der Verstimmung, in welche die mit genauer Noth vermiedene Gefangennehmung durch die österreichischen Husaren bei Wartha den König von Preußen versetzte, oder war sie, was mit größerer Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein dürfte, nur ein neuer Kunstgriff, um das streng verdammende Urtheil, welches sein Ueberfall auf Schlesien in ganz Europa erfuhr, zu mildern und die öffentliche Meinung wider seine Gegner aufzureizen, gewiß ist nur daß Maria Theresia durch nichts hätte empfindlicher berührt werden können, als durch die mittelst der Berliner Zeitungen in die Oeffentlichkeit geworfene Behauptung, das preußische Lager wimmle von Meuchelmördern, welche den König zu tödten beabsichtigten. Einer derselben habe das Geständniß abgelegt, er sei zur Vollführung dieses Verbrechens in voller Versammlung des österreichischen Hofkriegsrathes und unter dem Vorsitze des Großherzogs von Toscana eidlich verpflichtet worden.

Dadurch daß König Friedrich sich nicht damit begnügte diese Beschuldigung durch seine Zeitungen verbreiten zu lassen, sondern durch den Auftrag, den er seinen Gesandten ertheilte, den Regierungen, bei welchen sie beglaubigt waren, schriftlich und mündlich hievon

Mittheilung zu machen und bei ihnen gegen den Großherzog von Toscana eine förmliche Anklage zu erheben, hiedurch gewann seine Behauptung erst recht den Charakter einer dem Wiener Hofe absichtlich zugefügten schweren Beleidigung. Als solche fühlte sie denn auch Maria Theresia im vollsten Maße. Wenn gleich die von König Friedrich vorgebrachte Anschuldigung von den meisten fremden Regierungen mit der geringschätzenden Ungläubigkeit, welche sie verdiente, abgefertigt wurde, so befahl doch Maria Theresia in Ausdrücken tiefster Entrüstung ihren Gesandten [14]), die preußischer Seits erhobene Anklage als das was sie wirklich war, als völlig aus der Luft gegriffen zu bezeichnen und sie als Verläumdung zu brandmarken [15]). Als solche wurde sie denn auch überall angesehen. Bald begriff König Friedrich selbst, daß er einen falschen Schritt gethan, und er bemühte sich denselben nach Möglichkeit ungeschehen zu machen. Der übergroße Eifer eines seiner Beamten mußte dazu herhalten, die Erhebung einer Anklage zu entschuldigen, welche der König nun selbst zu widerrufen sich beeilte [16]).

Das Scheitern des englischen Vermittlungsvorschlages und Maria Theresia's entschlossene Sprache bei Zurückweisung desselben scheinen den Dresdner Verhandlungen neues Leben eingeflößt zu haben. Der König von Polen, welcher sich schon früher zur Herabsetzung der alles Maß überschreitenden Forderung von vierzig auf zwölf Millionen Thaler herbeigelassen hatte, ertheilte nun endlich seinem Minister Brühl die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Vertrages mit der Königin von Ungarn. Freilich geschah dieß noch immer unter so harten, die Instructionen der österreichischen Gesandten so weit überschreitenden Bedingungen, daß Khevenhüller und Wratislaw nur mit ausdrücklicher Hinweisung auf diesen Umstand und mit dem Vorbehalte der speciellen Genehmigung des Tractates von Seite Maria Theresia's sich zur Unterschrift herbeiließen. Wratislaw eilte mit dem Vertrage — er war am 11. April 1741 unterzeichnet worden — selbst nach Wien, um das Benehmen, welches er und Khevenhüller in dieser Sache beobachtet hatten, zu erklären und zu rechtfertigen.

In dem Vertrage machte König August von Polen als Kurfürst von Sachsen sich anheischig, kein Bedenken mehr gegen die Mitregent-

ſchaft des Großherzogs von Toscana in den öſterreichiſchen Ländern zu erheben. Er erklärte ſich nach den Beſtimmungen eines mit den übrigen Verbündeten zu Stande zu bringenden Uebereinkommens mit allen ſeinen Streitkräften an dem Kriege gegen Preußen betheiligen und ſich der Führung der böhmiſchen Kurſtimme durch die Königin von Ungarn als rechtmäßige Beherrſcherin Böhmens nicht länger widerſetzen zu wollen. Bei der Kaiſerwahl werde er nicht nur ſeine eigene Stimme dem Großherzoge von Toscana geben, ſondern auch nach Kräften dazu beitragen, um diejenigen der übrigen Kurfürſten auf denſelben zu lenken. Außerdem verbürgte er ſich im Namen ſeiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Joſepha, und der mit ihr erzeugten Kinder dafür, daß wenn im Falle des Todes der Königin Maria Thereſia und ihrer Schweſter, der Erzherzogin Maria Anna, ſo wie des gänzlichen Ausſterbens aller Nachkommenſchaft des Kaiſers Karl VI. die Königin von Polen als älteſte Tochter Joſeph's I. oder deren Kinder rechtmäßig zur Nachfolge in Oeſterreich gelangen würden, ihnen nur Böhmen, Mähren und Schleſien allſogleich zufallen ſollten, in den übrigen öſterreichiſchen Ländern aber der Großherzog von Toscana als deutſcher Kaiſer bis zu ſeinem Tode die Regentſchaft zu führen und die Staatseinkünfte zu beziehen habe.

Die Königin von Ungarn ſollte ſich hiegegen verpflichten, dem Könige von Polen binnen achtzehn Jahren die Summe von zwölf Millionen Thalern zu bezahlen, und den hievon jährlich entfallenden Betrag durch Ueberlaſſung der Einkünfte von gewiſſen, Sachſen zunächſt gelegenen Landſtrichen ſicher zu ſtellen. Dem Könige Auguſt würden außerdem nicht nur verhältnißmäßige Antheile an den im Kriege wider Preußen zu machenden Eroberungen, ſondern insbeſondere die im Beſitze Preußens befindlichen böhmiſchen Lehen in der Niederlauſitz und das Fürſtenthum Croſſen, jedoch unter Aufrechthaltung der böhmiſchen Lehensherrlichkeit und mit der Bedingung zu Theil werden, daß der Werth dieſer Beſitzthümer von den an Sachſen zu bezahlenden zwölf Millionen in Abzug gebracht werde. Die Abtretung eines Landſtriches in der Breite einer halben Meile von der Lauſitz nach Polen, um die ununterbrochene Verbindung dieſes Königreiches mit Sachſen zu bewerkſtelligen, die Gewährleiſtung des Be-

ſitzes ſämmtlicher gegenwärtig dem ſächſiſchen Kurhauſe gehöriger Länder, verſchiedene Zuſagen in Handelsſachen und Grenzangelegenheiten vollendeten die Zugeſtändniſſe Maria Thereſia's.

Der Großherzog von Toscana aber ſollte ſich verbindlich machen, wenn er zur Kaiſerkrone gelangt wäre, mit allem Nachdrucke dahin zu wirken, daß das kurfürſtliche Haus auch in Bezug auf ſein Stammland Sachſen zur Königswürde erhoben werde. Wäre kein Erbe aus dem Hauſe Oeſterreich vorhanden, ſo hätte er die Wahl des ſächſiſchen Kurprinzen zum römiſchen Könige herbeizuführen. Endlich ſollten für den Fall, als es nicht nothwendig wäre, die kriegeriſchen Unternehmungen zur Vertheidigung der Erbrechte Maria Thereſia's, hinſichtlich deren der vorliegende Vertrag abgeſchloſſen wurde, auch wirklich zu vollführen, dennoch alle Beſtimmungen desſelben in Kraft bleiben und nur eine Herabſetzung des von Maria Thereſia an den König von Polen zu bezahlenden Entſchädigungsbetrages von zwölf auf acht Millionen Thaler ſtattfinden.

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die Opfer, welche kraft dieſes Vertrages der Königin von Ungarn auferlegt werden ſollten, höchſt empfindlicher Art waren. Aber auch die Verpflichtungen, zu deren Erfüllung ſich Sachſen anheiſchig machte, fielen ſchwer in die Wagſchale, und bei der Beurtheilung der beiderſeitigen Zugeſtändniſſe tritt ſo recht die Verſchiedenartigkeit des Standpunktes der Höfe von Wien und Dresden in dieſer Sache hervor. Während der Erſtere die ſächſiſche Regierung zu dem wichtigſten Punkte der eben angeführten Verbindlichkeiten, der Beſchützung der pragmatiſchen Sanktion und dem gewaffneten Beiſtande wider Preußen ſchon durch die Verträge des Jahres 1733 für verpflichtet anſah und nicht mit Unrecht behauptete, dieſelbe habe das Entgelt hiefür ſchon vorlängſt empfangen, kümmerte der Letztere ſich wenig um das Geſchehene, und wog nur die Vortheile, die er zu erlangen hoffte, und die Gefahren ab, in welche er um ſolchen Preis ſich begab. Der Wiener Hof hätte ohne Zweifel klüger gethan, wenn er, ſtatt ſich auf ſein Recht zu ſteifen, von demſelben in höherem Maße abgeſehen und mehr die Dinge genommen hätte, wie ſie wirklich waren, als wie ſie rechtlich hätten ſein ſollen. Und ſelbſt die übrigen Anerbietungen Sachſens, den Bei-

ſtand gegen Preußen abgerechnet, waren immerhin bedeutend genug, um den Wiener Hof zu vermögen, ſie auch um den Preis empfindlicher Opfer zu erkaufen. Insbeſondere hätte dieß in einem Augenblicke geſchehen ſollen, in welchem die Mollwitzer Schlacht ſo eben geſchlagen und dadurch die Lage des Hauſes Oeſterreich — wie es ſich baldigſt fühlbar machte — in höchſt bedenklicher Weiſe verſchlimmert war.

Daß man die folgenſchwere Bedeutung dieſes Ereigniſſes in Wien unterſchätzte, zeigt ſich vor Allem in der Haltung, welche der öſterreichiſche Hof fortan gegen Sachſen beobachtete. Statt in Anbetracht der kritiſchen Lage, in der man ſich befand, über die ſonſtigen Bedenken hinwegzugehen und nur das eine Ziel in's Auge zu faſſen, Sachſen und mittelſt desſelben auch Rußland und England in den Krieg gegen Preußen zu verwickeln, ſtieß man ſich in Wien an den verſchiedenen, nach der dortigen Anſchauung zu hoch geſpannten Begehren des Königs von Polen und trachtete ihn von denjenigen, deren Erfüllung am ſchwerſten zu fallen ſchien, wieder abgehen zu machen. Hiezu gehörte insbeſondere das Verlangen, das kurfürſtlich ſächſiſche Haus zur Königswürde zu erheben. Ein ſolcher Schritt, in Bezug auf ein Fürſtenhaus gethan, deſſen ganzes Land dem Verbande des deutſchen Reiches angehörte, würde, ſo behauptete man in Wien, von den gefährlichſten Folgen ſein und zum Umſturz der Reichsverfaſſung führen. Die leiſeſte Kunde davon, daß der Großherzog ſich hiezu anheiſchig gemacht habe, müßte auf ſeine Erwählung zum deutſchen Kaiſer die nachtheiligſten Wirkungen äußern. Niemals werde dieſe Erhöhung des ſächſiſchen Hauſes, ohne dieſelbe auch anderen weltlichen Kurfürſten zu Theil werden zu laſſen, von Seite des deutſchen Reiches zugegeben werden. Eine Verpflichtung hiezu könnte alſo nur die Intereſſen des Großherzogs empfindlich benachtheiligen, ohne dem Könige Auguſt und ſeiner Familie den mindeſten Nutzen zu bringen.

Auch gegen andere, weniger wichtige Punkte des Vertrages wurden vom Wiener Hofe Einwendungen erhoben, deren nähere Auseinanderſetzung hier zu weit führen würde. Eine neuerliche langwierige Verhandlung entſpann ſich, die koſtbarſte Zeit ging darüber verloren, und während derſelben nahm die Sache Maria Thereſia's

hauptſächlich in Folge des Eindruckes, welchen der Tag von Mollwitz auf die europäiſchen Regierungen hervorbrachte, eine immer unheilvollere Wendung.

Es iſt leicht begreiflich, daß bei der wahrhaft unglaublichen Sucht nach eitlem Prunke, welche damals die Höfe beherrſchte, und in einer Zeit, in der über leeren Rangſtreitigkeiten der Fürſten die wichtigſten Intereſſen der Völker völlig vernachläſſigt wurden, auch der charakterſchwache Auguſt von Sachſen und Polen auf nichts in höherem Maße ſein Augenmerk gerichtet hielt als auf die Verwirklichung des Planes, die Königswürde in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Daß er hierin von Seite Maria Thereſia's und ihres Gemahls eine abſchlägige Antwort erfuhr, ließ ihn natürlicher Weiſe noch viel zugänglicher werden für die verlockenden Anerbietungen Frankreichs und Spaniens, als er es zuvor ſchon geweſen. Bald erſchienen auch in Dresden die Botſchafter dieſer beiden Mächte, Belleisle und Montijo, welche mit großer Prachtentfaltung in Deutſchland umherzogen und jedes Mittel der Ueberredung, Beſtechung, Verheißung und Drohung gleichmäßig in Anwendung brachten, um die deutſchen Fürſten dem Hauſe Oeſterreich abwendig zu machen. Gierig lauſchte auch König Auguſt ihren verführeriſchen Worten, und ihre Behauptungen von der unwiderſtehlichen Macht des Bündniſſes, das ſich gegen Maria Thereſia zu bilden im Begriffe ſtehe, von der reichen Ernte, welche die Theilnehmer an dieſem Bündniſſe in den öſterreichiſchen Ländern zu halten gewiß wären, von dem ſicheren Verderben, welches nicht nur das Haus Oeſterreich, ſondern alle diejenigen bedrohe, die thöricht genug ſeien, ſich durch ſo ſchwache, von Niemanden mehr geachtete Bande wie vertragsmäßige Verpflichtungen zum Feſthalten an demſelben bewegen zu laſſen, dieſe Behauptungen fanden nur allzuleichten Eingang in ſein Ohr.

Nur einen einzigen Mann gab es in Dresden, welcher ſich vollſtändig täuſchen ließ über die allmälig eintretende Sinnesänderung des ſächſiſchen Hofes, und dieſer Mann war Maria Thereſia's Bevollmächtigter Graf Khevenhüller. Noch immer traute er den ſtets ſich erneuernden Verſicherungen der unverbrüchlichen Anhänglichkeit des Königs an Oeſterreich, und er allein ſah die bedenklichen Schwan-

kungen nicht, welche ſich in der Haltung der ſächſiſchen Regierung von Tag zu Tage fühlbarer machten. Der Gedanke, daß auch der König von Polen den Feinden Maria Thereſia's ſich anreihen könnte, kam ihm nicht in den Sinn, und nur das befürchtete er, daß Sachſen nicht zu dem Entſchluſſe einer wirklichen Betheiligung an dem Kriege gegen Preußen gelangen werde. Der ſteten Ausflüchte endlich ſelber müde geworden, wiederholte er unabläſſig, nur durch ein energiſches Auftreten der engliſchen Regierung zu Gunſten Maria Thereſia's könnte vielleicht auch König Auguſt noch zu entſcheidenden Schritten im Intereſſe derſelben vermocht werden. Aber auf keines der europäiſchen Cabinete hatte der Mollwitzer Tag eine durchgreifendere Einwirkung hervorgebracht als gerade auf das engliſche, und ſeine Haltung zunächſt war es, welche der Sache Maria Thereſia's den empfindlichſten Nachtheil brachte.

Durch die in der engliſchen Nation tief eingewurzelte Ueberzeugung, daß in dem Kampfe Maria Thereſia's wider Friedrich von Preußen das Recht einzig und allein auf Seite der Königin von Ungarn ſich befinde, und durch das immer lauter werdende Begehren, die Sache des Hauſes Oeſterreich, wie es die vertragsmäßige Pflicht und das Intereſſe England's erfordere, mit gewaffneter Hand zu unterſtützen, war endlich auch das friedliebende unentſchloſſene Miniſterium Walpole vermocht worden, mittelſt einer unzweideutigen Kundgebung ſeine Parteinahme für Maria Thereſia offen darzuthun.

Am 19. April 1741 hatte König Georg II. dem verſammelten Parlamente in feierlicher Thronrede die von verſchiedenen Seiten auf das Erbe des Hauſes Oeſterreich erhobenen Anſprüche und das an England gerichtete Begehren Maria Thereſia's um Stellung der vertragsmäßig feſtgeſetzten zwölftauſend Mann Hülfstruppen mitgetheilt. Er habe, hatte Georg II. hinzugefügt, die Könige von Dänemark und von Schweden, Letzteren als Landgrafen von Heſſen-Caſſel angegangen, ihre in engliſchem Solde ſtehenden Streitkräfte, und zwar Jeder ſechstauſend Mann bereit zu halten, um ſie der Königin von Ungarn zu Hülfe zu ſenden. Er ſei übrigens damit beſchäftigt, noch andere Maßregeln vorzubereiten, um die gefährlichen Anſchläge ſcheitern zu machen, welche auf Grund irgend eines ungerechten Vorgebens zum

Nachtheile des Hauſes Oeſterreich in's Werk geſetzt werden könnten. Er nehme daher, da die bisherigen Geldbewilligungen unzulänglich befunden werden dürften, neuerdings die Hülfe des Parlamentes in Anſpruch, um in den Stand geſetzt zu werden, die Königin von Ungarn in ausgiebigſter Weiſe zu unterſtützen und durch alle möglichen Mittel die Aufrechthaltung des Hauſes Oeſterreich, der Freiheit und des Gleichgewichtes Europa's zu bewirken.

Beide Häuſer des Parlamentes billigten die Entſchlüſſe des Königs zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich, „des alten und natürlichen „Verbündeten der britiſchen Krone". Sie verſicherten ihn ihrer Bereitwilligkeit, auch die beträchtlichſten Opfer zu bringen, um Maria Thereſia in dem Beſitze der rechtmäßig ererbten Länder ihres Vaters zu ſchützen. Das Haus der Gemeinen votirte außer den zum Unterhalte der heſſiſchen und däniſchen Hülfstruppen nöthigen Summen noch dreimalhunderttauſend Pfund Sterling, um die britiſche Regierung in den Stand zu ſetzen, Maria Thereſia in dem Kampfe gegen ihre Feinde noch kräftigere Hülfe zu leiſten. König Georg ſelbſt ſchickte ſich an, ſich nach ſeinen hannoverſchen Erblanden zu begeben, um dem Kriegsſchauplatze näher zu ſein und perſönlich dafür zu ſorgen, daß die Bewegungen der Truppen gegen Preußen mit thunlichſter Beſchleunigung vor ſich gingen.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Anrede des Königs von England an das Parlament ſo wie die Antworten und Beſchlüſſe des Letzteren in Wien den allerbeſten Eindruck hervorbrachten. In einem eigenen Schreiben ſprach Maria Thereſia dem Könige ihren lebhaften Dank aus. Nach ſo vielem Unglück, von welchem ſie ſeit dem Tode ihres Vaters betroffen worden, habe ſie, ſo hieß es darin, die Nachricht von dem was in England vorgegangen ſei, als einen Hoffnungsſtrahl begrüßt, welcher ihr als Vorbote künftiger freudigerer Ereigniſſe erſcheine. Sie baue zuverſichtlich darauf, daß dem vielverheißenden Worte ungeſäumt auch die That und die wirkliche Hülfeleiſtung folgen werde[17]).

Je größer und berechtigter dieſe Erwartung Maria Thereſia's, um ſo tiefer war denn natürlicher Weiſe auch ihre Mißſtimmung, als die engliſche Regierung, ſtatt endlich handelnd aufzutreten wider Friedrich II., neuerdings auf Vermittlungsvorſchläge zurückkam, kraft

deren die Königin von Ungarn durch beträchtliche Abtretungen in Schlesien den Frieden mit Preußen und dessen Beitritt zu einer wider Frankreich zu bildenden großen Allianz erkaufen sollte.

Ohne Zweifel war es der Eindruck des Sieges der Preußen bei Mollwitz, wodurch die englische Regierung bewogen wurde, nochmals die Bahn einzuschlagen, welche zu verlassen sie so eben erst Miene gemacht hatte. Die Besorgniß für die Sicherheit der hannoverschen Lande, die Furcht vor einem Zusammenwirken Frankreichs und Preußens zu einem Angriffe auf dieselben überwog alle anderen Rücksichten, und die Reise des Marschalls Belleisle zu dem Könige von Preußen, um ein Bündniß zwischen ihm und Frankreich zu Stande zu bringen, ja das Gerücht von dem wirklichen Abschlusse eines solchen Vertrages ließen jede Zögerung als gefährlich erscheinen. Um der Sendung Belleisle's ein Gegengewicht zu verleihen und den König von Preußen vielleicht doch noch von dem Eintritte in eine Allianz mit Frankreich abzuhalten und ihn mit Oesterreich zu versöhnen, ließ König Georg einen Mann nach dem preußischen Feldlager abgehen, für welchen er nicht nur seines angesehenen Namens, sondern auch seiner vortheilhaft bekannten persönlichen Eigenschaften wegen auf günstige Aufnahme rechnen durfte. Es war dieß John Carmichael Earl von Hyndford, wegen seiner Rechtlichkeit, seines geradsinnigen zuverlässigen Wesens überall geschätzt. Er galt als ein lebhafter Gegner Frankreichs, als ein eifriger Anhänger und Verbreiter des Gedankens, nur durch Wiederbelebung der großen Allianz sei es möglich, dem Uebergewichte Frankreichs auf dem europäischen Festlande zu steuern. Darum hatte er es noch lange vor dem Einfalle König Friedrich's in Schlesien als eine Hauptaufgabe der englischen Politik bezeichnet, den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den deutschen Mächten zu hintertreiben, um deren Streitkräfte gegen Frankreich verfügbar zu halten.

Man sieht, daß Lord Hynford allerdings als der rechte Mann erschien, um die Absichten zu verwirklichen, welche seiner Sendung an den König von Preußen zu Grunde lagen. Seine erste Sorge mußte darauf gerichtet sein, den üblen Eindruck zu verwischen, den die Anrede König Georg's an das Parlament und die Antwort des Letzteren auf Friedrich's Gemüth hervorgebracht hatten. Er schilderte diese

Kundgebungen als ausschließlich wider Frankreich gerichtet; er betonte den der englischen Regierung wie dem Volke gemeinsamen Wunsch, den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen wieder hergestellt zu sehen; er erklärte endlich, an dem Zustandekommen der Aussöhnung im Vereine mit dem englischen Bevollmächtigten in Wien mit Aufbietung all ihrer Kräfte arbeiten zu wollen.

König Friedrich's Selbstgefühl, schon durch den Mollwitzer Sieg ungemein gehoben, war durch die kriegerischen Ereignisse, welche demselben folgten, noch mehr gesteigert worden. Schon am Tage nach der Schlacht hatte der König das nahegelegene Brieg umschlossen, worin Octavian Piccolomini, durch seine kühne Waffenthat bei Mehadia noch aus dem Türkenfeldzuge rühmlichst bekannt, die kaiserliche Besatzung commandirte. Man durfte sich von ihm einer tapferen Vertheidigung des Platzes versehen, und Neipperg, welcher sich fortwährend zu Neisse befand, hoffte darauf, Brieg werde sich zu halten im Stande sein, bis ein starker Succurs, um dessen Entsendung er dringend bat, es ihm möglich gemacht haben werde, die Festung zu retten [18]).

Die Bedächtigkeit, mit welcher König Friedrich die Vorbereitungen zur Belagerung traf, ließen auf eine lange Dauer derselben nicht weniger schließen als die Anfangs schwache Wirkung der preußischen Batterien. Freilich kannte man dagegen auch den schlechten Zustand der Festungswerke und die geringe Stärke der Besatzung, welche nicht viel über tausend Mann zählte. Dennoch überraschte es, daß Piccolomini, wohl erst nachdem das Schloß zu Brieg von den Flammen zerstört und der größte Theil seines Geschützes unbrauchbar geworden war, schon am 4. Mai zu capituliren verlangte. Die Ueberzeugung, auf keinen Entsatz hoffen zu dürfen, das Drängen der Bürgerschaft, welche ihm anlag, die Stadt nicht nutzlos dem Verderben Preis zu geben, der Wunsch endlich, die Besatzung dem Dienste Maria Theresia's zu erhalten, bestimmten Piccolomini zu diesem Entschlusse. Gegen die Verpflichtung, durch zwei Jahre nicht wider Preußen zu dienen, erhielt er freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Er begab sich nach Neisse, wo Neipperg eifrigst damit beschäftigt war, sein Heer in den

Stand zu ſetzen, den Preußen gegenüber wieder im Felde erſcheinen zu können.

Der Fall von Brieg, welchen er ſelbſt als eine zweite, höchſt bedauerliche Folge der Schlacht bei Mollwitz anſah, erneuerte Neipperg's tiefen Schmerz über jenes verhängnißvolle Ereigniß, und es bedurfte des ganzen Gewichtes der großmüthigen Troſtesworte, in welchen Maria Thereſia ſelbſt und ihr Gemahl ſich gegen und über ihn ausſprachen [19]), um Neipperg wieder zu befähigen, ſeinen Feldherrnpflichten wenigſtens in dem Maße nachzukommen, als ihm dieß nach ſeiner ganzen Individualität eben möglich war. Und da läßt ſich denn nicht läugnen, daß ſo wenig geſchickt er ſich auch zu einer erfolgreichen Offenſive gezeigt hatte, er doch durch die Art und Weiſe, wie er ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen wußte, Verdienſtliches leiſtete. Alles Lob gebührt ſeinen Maßregeln, den geſunkenen Muth der Truppen wieder zu heben und nicht nur die ziemlich gelockerte Mannszucht unter ihnen herzuſtellen, ſondern ſie, insbeſondere das Fußvolk, durch unabläſſiges Einüben geeigneter zu machen, die preußiſche Infanterie ein zweites Mal mit glücklicherem Erfolge als bei Mollwitz bekämpfen zu können. Unausgeſetzt war er bemüht, für hinreichende Verpflegung ſeines Heeres zu ſorgen, ohne doch die umliegende Gegend übermäßig zu bedrücken. Von allen Seiten trachtete er Verſtärkungen an ſich zu ziehen, insbeſondere aber war ſein Augenmerk darauf gerichtet, ſeine Stellung unfern von Neiſſe derart zu verſtärken, daß preußiſcher Seits an einen Angriff auf dieſelbe nicht gedacht werden konnte.

Obgleich er ſich in ſolcher Weiſe gegen jede Ueberraſchung hätte ſichergeſtellt glauben können, ließ Neipperg doch keine Vorſichtsmaßregel außer Acht. Der ſpäter als franzöſiſcher Kriegsminiſter viel genannte Graf von Saint Germain commandirte damals als öſterreichiſcher Rittmeiſter die Vorpoſten gegen die Preußen; ſeine noch vorhandene Correſpondenz mit Neipperg gibt Zeugniß von der Sorgfalt, mit welcher derſelbe vor einem Ueberfalle auf ſeiner Hut war.

Durch dieſe Thätigkeit befolgte Neipperg die Inſtructionen, welche ihm als Richtſchnur ſeines Verhaltens von Wien aus ertheilt worden waren. Sein Hauptaugenmerk habe er darauf zu richten, wurde ihm

von dort her bedeutet, jeden Kampf zu vermeiden, deſſen Ausgang die Lage des öſterreichiſchen Heeres in Schleſien irgendwie verſchlimmern könnte. Das etwaige weitere Vordringen der Preußen ſei durch Einnehmung vortheilhafter Stellungen zu verhindern und hiedurch Zeit zu gewinnen, einerſeits Neipperg's Armee anſehnlich zu verſtärken und ſie zur Ergreifung der Offenſive tauglich zu machen, und andererſeits die Eröffnung der Feindſeligkeiten durch alle die Mächte abzuwarten, von welchen man ſich noch immer eine werkthätige Hülfeleiſtung gegen Preußen verſprach [20]).

Neipperg's klugen Vorſichtsmaßregeln iſt es denn auch zunächſt zuzuſchreiben, daß König Friedrich, ſtatt ferner angriffsweiſe zu Werke zu gehen, bei Strehlen ein feſtes Lager bezog, wo nun, während in den kriegeriſchen Ereigniſſen eine Art von Stillſtand herrſchte, welcher nur dann und wann durch wenig bedeutende Gefechte zwiſchen der beiderſeitigen Reiterei unterbrochen wurde, eine um ſo regere Thätigkeit in den diplomatiſchen Verhandlungen ſich entwickelte.

Neuntes Capitel.

Daß die beiden mächtigſten Staaten Europa's, Frankreich und England Geſandte in ſein Lager ſchickten, um ein Bündniß mit ihm zu Stande zu bringen, konnte keine andere Wirkung nach ſich ziehen, als daß König Friedrich ſeinem Ziele ſich näher glaubte als je und daher niemals weniger als jetzt zur Nachgiebigkeit geneigt war. Frankreich hatte ihm alles das angeboten, was er verlangte; ja es wäre vielleicht noch weiter gegangen, und es konnte ſolches um ſo leichter thun, als es ja nicht auf eigene Koſten, ſondern auf diejenigen des Hauſes Oeſterreich ſeine glänzenden Verſprechungen ertheilte.

Gerade dieſer letztere Umſtand jedoch, und vielleicht ein Reſt der Scheu, Frankreich ſich zum Schiedsrichter in deutſchen Angelegenheiten aufwerfen zu ſehen, mögen den König bewogen haben, es vorzuziehen, mit Maria Thereſia ſelbſt zu einem Abkommen zu gelangen. Daher ging er bereitwillig auf die Verhandlungen mit Hyndford ein; doch erklärte er, auf der Forderung, ganz Niederſchleſien mit Breslau zu erhalten, beſtehen zu müſſen. Mündlich ſetzte Friedrich wohl hinzu, auf die Vorſchläge zurückkommen zu wollen, welche er zuletzt durch Gotter in Wien hatte anbringen laſſen. Ja er zeigte ſich geneigt, eine noch größere Geldſumme als er damals verſprochen, und zwar drei Millionen Thaler zu bezahlen. Vor Allem aber ſei es nothwendig, ſo wurde von preußiſcher Seite mit Nachdruck betont, endlich einmal den Umfang der Opfer genau zu kennen, durch welche Oeſterreich die Freundſchaft Preußens zu erkaufen gedenke.

Noch einmal trat die Frage der Lostrennung einzelner Theile des ererbten Beſitzes in ihrer ganzen Größe zur Entſcheidung an Maria Thereſia heran. Unter weit ungünſtigeren Verhältniſſen geſchah dieß, als es noch vor wenig Monaten der Fall geweſen. Das öſterreichiſche Heer in Schleſien war geſchlagen worden, und obgleich es ſich noch in jener Provinz zu halten vermochte, ſo war doch, insbeſondere nach dem Verluſte von Brieg, die Hoffnung, mit welcher man ſich früher geſchmeichelt hatte, die Preußen bald wieder aus Schleſien vertreiben zu können, ſo ziemlich erloſchen. Nur mit unſäglicher Anſtrengung gelang es, wenigſtens ſo viel Truppen in's Feld zu ſtellen, um Neipperg in den Stand zu ſetzen, ſich König Friedrich gegenüber behaupten zu können. Mit welchen Streitkräften man einem anderen Feinde entgegen zu treten vermöge, wenn ein ſolcher den Kampf wider Oeſterreich eröffnen würde, war gar nicht abzuſehen. Und daß ein ſolcher Feind nicht mehr allzulange auf ſich warten laſſen werde, war bei der Haltung verſchiedener Regierungen, insbeſondere aber Baierns und Spaniens ebenſo gewiß, als daß Maria Thereſia von der Mehrzahl ihrer ſogenannten Verbündeten ſich keine nachhaltige Hülfe verſprechen durfte.

Wie wenig von den Letzteren zu hoffen war, hatte das Benehmen Englands und Sachſens wieder recht deutlich gezeigt. Von Holland, deſſen Erklärungen günſtiger lauteten, mußte man beſorgen, daß es ſich zuletzt doch wieder, wie es ſeit langen Jahren immer geſchehen, von England werde in's Schlepptau nehmen laſſen. Und von Rußland hatte man zwar bisher der glänzenden Zuſagen genug, aber noch immer keine wirkliche Hülfeleiſtung erlangt. Die Ausſicht auf eine ſolche ſchwand immer mehr, je feindſeliger die Haltung Schwedens gegen Rußland und je wahrſcheinlicher die Erwartung wurde, der Ausbruch eines Krieges im Norden werde die Entſendung ruſſiſcher Truppen wider Preußen entweder ganz hintertreiben oder doch ſehr verzögern.

Troſtlos genug erſchien dieſe Lage der Dinge, um auch ſtärkere Gemüther zur Nachgiebigkeit zu vermögen, als die der meiſten Staatsmänner am öſterreichiſchen Hofe. Sie waren durch die Kette unglücklicher Ereigniſſe, welche Maria Thereſia betroffen hatten, in der an-

fänglichen Hartnäckigkeit ihres Widerſtandes gegen die Forderungen des Königs von Preußen ſchon längſt erſchüttert worden. Von Tag zu Tage hatte ſich der Wunſch lebhafter in ihnen geregt, durch Abtretung eines Theiles von Schleſien die drängendſte Gefahr zu beſeitigen, gegen welche ſie ein ferneres Ankämpfen ohnedieß für fruchtlos anſahen.

In immer weiteren Kreiſen brach dieſe Meinung ſich Bahn. Sinzendorff, welcher ſich zuerſt ihr zugeneigt und ſie gegen die Anſicht der übrigen Miniſter und den Widerwillen der Königin in der Conferenz zu vertheidigen gewagt hatte, gewann mehr und mehr Anhänger für dieſelbe. Bald erklärten ſich auch Starhemberg, die beiden Harrach und Königsegg für ſie; ja ſelbſt der Großherzog von Toscana bekannte ſich ſeinen Vertrauten gegenüber zu ihr, obgleich er nicht ſo weit ging, ihr öffentlich Ausdruck zu verleihen, aus Furcht, man könnte ihn beſchuldigen, ſeine Erwählung zum deutſchen Kaiſer durch Abtretung eines öſterreichiſchen Gebietstheiles erkaufen zu wollen. Denn daß dieſe Wahl zunächſt von den Entſchlüſſen des Königs von Preußen abhing, darüber konnte man ſich kaum mehr einem Zweifel hingeben. Maria Thereſia aber, ſo ſehr ihr die Erhebung ihres Gemahls auf den Kaiſerthron am Herzen lag, ließ ſich doch durch dieſen innigen Wunſch nicht irre machen, an demjenigen feſtzuhalten, was ihr als ihr Recht erſchien. Würde ſie ſelbſt davon abweichen, wie könnte ſie dann, ſo dachte ſie nach wie vor, die Anerkennung, die Heilighaltung ihres Rechtes von Anderen verlangen.

Nur wenige Männer gab es am Wiener Hofe, welche dieſe Anſchauungsweiſe Maria Thereſia's theilten und ſie in derſelben noch zu beſtärken ſuchten. Als der Erſte aus ihnen muß Bartenſtein genannt werden, der Protokollsführer der geheimen Conferenz, deſſen Votum auch damals, wie es ſchon während der letzten Regierungsjahre Karl's VI. der Fall geweſen, weit ſchwerer wog als das aller Mitglieder jener hohen Verſammlung zuſammengenommen. Denn nicht viel weniger als er bei dem Vater gegolten hatte, galt Bartenſtein jetzt bei der Tochter.

Eingedenk deſſen, wie oft er ihr, oder eigentlich ihrem Gemahl bei dem verſtorbenen Kaiſer entgegengewirkt, wie viel Kummer er der

jungen Fürſtin hiedurch bereitet hatte, warf ſich Bartenſtein bei ſeiner erſten Audienz der Königin zu Füßen und bat ſie um Enthebung von ſeinen Aemtern. Wohl mochte er denken, hiedurch der Vergeltung zuvorzukommen, welche er als unausbleiblich anſah. Maria Thereſia aber war viel zu großmüthig, um in ſo kleinlicher Weiſe ſich rächen, und zu klug, um ſich in einem ſo gefährlichen Augenblicke der Dienſte eines ſo begabten Mannes berauben zu wollen. Klar erkannte ſie, daß Bartenſtein ihr ein brauchbares Werkzeug ſein werde, um ſich nicht wider ihren Willen die Meinung der Mitglieder der Conferenz aufdringen laſſen zu müſſen. Es ſei jetzt, ſo entgegnete ſie ihm, nicht der Augenblick, in welchem er abdanken dürfe. Er möge es ſich angelegen ſein laſſen, ſetzte ſie nicht ohne Schärfe hinzu, ſo viel Gutes zu thun als er vermöge; Böſes zu verüben, werde ſie ihn ſchon zu hindern wiſſen.

So blieb Bartenſtein in ſeinem früheren wichtigen Amte, in welchem er bald auch Maria Thereſia mit der Ueberzeugung von ſeiner außergewöhnlichen Begabung, ſeinen umfaſſenden Kenntniſſen, ſeiner Uneigennützigkeit und ſeiner unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich zu durchdringen verſtand. Die ihm eigenthümliche Leichtigkeit, mündlich und ſchriftlich ſeinen Gedanken paſſenden Ausdruck zu verleihen, ſeine ungeheure Arbeitskraft erregten die Achtung, die Bewunderung Maria Thereſia's. Eine Frau, welche ſelbſt ſo viel Geiſt beſaß, konnte bei einer Vergleichung der Leiſtungen Bartenſtein's mit denjenigen ihrer übrigen Rathgeber nicht lange ſchwanken in dem Urtheile, wer von dieſen Männern ihres Vertrauens am würdigſten ſei.

Hiezu kam noch die taktvolle Art, mit welcher Bartenſtein wenigſtens während Maria Thereſia's erſter Regierungszeit die Königin zu behandeln wußte. Weit entfernt von jedweder Kriecherei, enthielt er ſich doch auch mit Sorgſamkeit des Fehlers, in welchen die greiſen Miniſter Maria Thereſia's ſo oft verfielen, ſie durch einen in hofmeiſterlichem Tone gegebenen Rath zu verletzen, ſie ihre Jugend und Unerfahrenheit fühlen zu laſſen. Daß Maria Thereſia von ſelbſt ſchon allzu geneigt war, ihrem eigenen Urtheile zu mißtrauen, hatte vielmehr Bartenſtein gleich von Anfang an raſch erkannt, und er beſtrebte ſich im Gegenſatze zu ihren Miniſtern, welche ſie in einer ge-

wiſſen Abhängigkeit von ſich erhalten wollten, die Königin mit Selbſtgefühl zu durchdringen und ſie dazu zu bewegen, auch unbekümmert um die Einſprache ihrer Miniſter Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen.

Dieſe Wirkſamkeit Bartenſtein's war natürlicher Weiſe ganz dazu angethan, die ohnehin nicht geringe Anzahl ſeiner Neider und Feinde zu vermehren, ihre Erbitterung gegen ihn noch zu erhöhen. Die Männer, welchen er zuerſt ſein Emporkommen verdankte, Starhemberg und Sinzendorff klagten ihn der Undankbarkeit, Alle aber der Selbſtüberhebung an, weil er durch ſeine umfaſſende Thätigkeit ihre eigenen leider nur allzu geringen Leiſtungen in Schatten zu ſtellen ſich vermaß. Die Bevollmächtigten der fremden Mächte aber beſchuldigten ihn, daß er zu ſehr von vorgefaßten Meinungen ſich leiten laſſe, und insbeſondere Robinſon ſah es als die Wirkung perſönlicher Gereiztheit gegen den König von Preußen an, wenn Bartenſtein ſich der Nachgiebigkeit gegen ihn widerſetzte. Er ſei, behauptete Robinſon von ihm, deßhalb wider König Friedrich aufgebracht, weil derſelbe ausdrücklich gefordert habe, Bartenſtein von den Conferenzen mit dem Grafen Gotter auszuſchließen.

Ob ein ſolches Begehren von König Friedrich in der That geſtellt, ob durch dasſelbe die angegebene Wirkung auf Bartenſtein hervorgebracht worden ſei, darüber ließ ſich bis jetzt nichts Beſtimmtes in Erfahrung bringen. Das aber iſt gewiß, daß Bartenſtein ſtets der Meinung war und ſie überall freimüthig ausſprach, man müſſe dem Könige von Preußen gegenüber ſich ſtandhaft zeigen. Friedrich's Sinn ändern zu wollen, ſei ein eben ſo vergebliches Beginnen, ſagte Bartenſtein zu oft wiederholten Malen, als einen Mohren weiß zu waſchen [1]). Jede Nachgiebigkeit ihm gegenüber könne nur dazu dienen, ſein Anſehen, ſeine Macht zu vergrößern. Früher oder ſpäter werde er dieſelbe immer wieder zum Nachtheile des Hauſes Oeſterreich anwenden. Die Hauptaufgabe des Letzteren beſtehe alſo darin, Preußen wieder in einen Zuſtand zurückzuverſetzen, in welchem ihm wenn nicht der Wille, ſo doch die Kraft fehle, auf Koſten Oeſterreichs jene weitgehenden Entwürfe zu verwirklichen, die den ohnedieß ſchon ſo loſe

gewordenen Verband des deutschen Reiches und dessen Verfassung völlig zertrümmern würden.

Einer der Umstände, welche in den Augen der Mitglieder der Conferenz, die ja sämmtlich den vornehmsten österreichischen Adelsfamilien angehörten, am schwersten wider Bartenstein in's Gewicht fielen, bestand ohne Zweifel darin, daß er nach seiner Abstammung nicht zu ihren Kreisen zählte, und als ein Niedriggeborner, wenn auch nicht der äußeren Stellung, so doch dem wirklichen Einflusse nach sich über sie zu erheben wagte. Nur wenige Mitglieder des höheren österreichischen Adels machten von dieser feindseligen Gesinnung, welche in den Reihen desselben gegen Bartenstein herrschte, eine gewisse Ausnahme, und auch diese nicht weil sie freisinniger waren als die Uebrigen, sondern nur weil sie der gleichen politischen Anschauung huldigten wie Bartenstein, und um derselben bei der Königin Eingang zu verschaffen, eines so mächtigen Verbündeten nicht entbehren konnten. Als der hervorragendste aus ihnen muß der Oberste Kanzler des Königreiches Böhmen, Graf Philipp Kinsky genannt werden, sonst nichts weniger als ein Freund, ja vielmehr ein leidenschaftlicher Gegner Bartenstein's, damals aber durch gemeinschaftlichen Haß gegen den König von Preußen und durch die beiderseitige Ueberzeugung, die Königin müsse standhaft bleiben in der Vertheidigung ihres guten Rechtes, sich mit Bartenstein in der gleichen Ansicht begegnend.

Ein Blick auf die amtliche Laufbahn des Grafen Philipp Kinsky ist der deutlichste Beweis, in welch' unglaublich kurzer Zeit vornehme Geburt damals zu den bedeutendsten Aemtern verhalf. Im Jahre 1700 geboren, bekleidete Philipp Kinsky schon 1721 die Stelle eines Appellationsrathes, 1727 diejenige eines Statthalters in Böhmen. Im Jahre 1728 ging er als Gesandter des Kaisers nach London und 1738 wurde er nach dem Tode des Grafen von Kolowrat zum Obersten Kanzler des Königreiches Böhmen ernannt.

Es würde dem Grafen Kinsky Unrecht geschehen, wenn man ihn als einen geistig so wenig bedeutenden Mann ansehen wollte, daß er aus diesem Grunde den ihm übertragenen Aemtern nicht gewachsen erschienen wäre. Aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß er wenigstens in den ersten Jahren seiner Laufbahn einen allzu geringen

Vorrath von Kenntniſſen und Erfahrungen beſaß, um die ihm zu Theil gewordene ungewöhnliche Bevorzugung nicht übel angebracht erſcheinen zu laſſen. Bei ſeiner Entſendung nach England trat dieß recht auffallend hervor, und es wurde von unparteiiſchen Perſonen als ein Mißgeſchick für Oeſterreich angeſehen, daß es unter den damaligen ſchwierigen Verhältniſſen am Hofe von S. James in ſo ungenügender Weiſe vertreten war [2]). Auch in Wien mußte man die Unzulänglichkeit Kinsky's gewahr werden, und dieſe Erkenntniß zeigt ſich am deutlichſten in den umſtändlichen, oft faſt in's kleinliche gehenden Verhaltungsvorſchriften, welche ihm Prinz Eugen von Savoyen, der Familie Kinsky ſo wohlwollend geſinnt, zu wiederholten Malen ertheilte. Ja ſelbſt Zurechtweiſungen hatte Kinsky von Seite des Prinzen nicht ſelten zu erfahren, aus denen ſich entnehmen läßt, wie oft er begründete Urſache zur Unzufriedenheit gab. Und da iſt es denn vor Allem Kinsky's zu große Saumſeligkeit bei Erſtattung ſeiner Berichte, welche den Prinzen veranlaßt, es ihm als eine der erſten Pflichten eines Geſandten zu Gemüthe zu führen, ſeine Regierung in ſteter Kenntniß aller wichtigeren Ereigniſſe an dem Hofe, an welchem er beglaubigt ſei, und in dem Lande, in dem er ſich befinde, zu erhalten. Als nach einer mehrmonatlichen Anweſenheit Kinsky's in England erſt zwei Berichte von ihm eingegangen waren, verwies ihm Eugen ſolche Fahrläſſigkeit, und er deutete darauf hin, daß es einer Regierung gegenüber, welche eine der mächtigſten Europa's, und in einer Zeit, die von der höchſten politiſchen Bedeutung ſei, niemals an ausreichendem Stoffe zur Berichterſtattung fehlen könne. Emſigkeit in derſelben ſei eine der erſten Aufgaben jedes diplomatiſchen Agenten, und umſomehr die ſeinige, als er noch nie einen ſolchen Poſten bekleidet habe und von ſeinem Fleiße wie von ſeiner Befähigung erſt eine günſtige Meinung erwecken müſſe [3]).

Weit ſchärfer noch waren die Ausdrücke der Mißbilligung des Prinzen, wenn Kinsky ſich durch Eiferſucht auf andere Perſonen, durch die Heftigkeit ſeines Temperamentes zu Schritten hinreißen ließ, welche dem Intereſſe des Kaiſerhauſes nur ſchädlich ſein konnten. Ungezügelte Leidenſchaftlichkeit bildete überhaupt den hervorſtechendſten Charakterzug Kinsky's, und er ließ ſich derart von ihr beherrſchen, daß

er ſogar in ſeinen Berührungen mit der von ihm ſonſt ſo hoch verehrten Monarchin dieſelbe die Wirkungen ſeiner üblen Laune nicht ſelten fühlen ließ.

Die Art und Weiſe, in welcher Maria Thereſia ſich Kinsky gegenüber verhielt, wenn er in dieſen Fehler verfiel, zeugt deutlicher als hochtönende Worte es vermöchten, für ihren milden Sinn wie für ihre großherzige Denkungsart. Dieſe Eigenſchaften machten es ihr leicht, über kleinere Gebrechen nachſichtig hinwegzugehen, um ſich deſto gewiſſer der treuen und eifrigen Dienſte eines Mannes zu verſichern, von deſſen lebhafter Anhänglichkeit an ſie und ihr Haus ſie innig überzeugt war. Der gemüthliche Ton, den Maria Thereſia in ſolchen Fällen gegen Kinsky anſchlug, konnte aber auch ſeine Wirkung niemals verfehlen. „Was vor Grillen“, ſchreibt ſie ihm einmal, „warum ſolche Geſichter und nicht die arme Königin noch mehr zu decouragiren, ſondern ihr helfen und rathen. Morgen früh komme Er zu Mir; ich will reden, indeſſen habe befohlen noch nichts hinauszugeben“. Ein anderes Mal ſchreibt ſie ihm ſcherzend, ſie ziehe es vor, ſich mit ihm ſchriftlich ſtatt mündlich zu überwerfen; immer aber ſpricht ſie zu ihm in ſo warmen Ausdrücken des feſteſten Vertrauens, daß bei ſolchen Aeußerungen ſeiner Monarchin wohl jede Verſtimmung Kinsky's allſogleich verſchwinden, das Gefühl der Liebe und Verehrung in ihm erſtarken und nun gerade die Lebhaftigkeit ſeines ganzen Weſens ihn befähigen mußte, der Königin mit um ſo größerem Eifer ſeine Dienſte zu widmen.

Dieſelben wurden gerade damals von Maria Thereſia mit beſonderer Vorliebe in Anſpruch genommen. Denn das, was ſie an den meiſten ihrer Rathgeber ſchmerzlich vermißte, was ſo recht den Kern ihres eigenen Weſens bildete, Thatkraft und Entſchloſſenheit, dieſe Eigenſchaften ſchien ihr Kinsky in nicht gewöhnlichem Maße zu beſitzen. Schon ſein Aeußeres deutete darauf hin, ſeine mittelgroße aber kräftige Geſtalt, die hohe Stirne, die großen dunklen Augen in dem ſchön geformten Angeſichte, die nicht nur ſichere und ſelbſtbewußte, ſondern vornehme, ja nicht ſelten hochmüthige Haltung im Verkehr mit Anderen [4]). Mehr noch als dieß gewann ihm die mit ihrer eigenen Anſchauungsweiſe übereinſtimmende Conſequenz, mit welcher Kinsky

ſich immerdar gegen jede Gebietsabtretung an Preußen ausſprach, Maria Thereſia's Vertrauen, und ſie erblickte männliche Feſtigkeit in dem was Andere beſchränkten Starrſinn ſchalten.

So entſchieden nun auch die Rathſchläge Bartenſtein's und Kinsky's für die Ablehnung der Forderungen König Friedrich's lauteten, ſo war es bei der entgegengeſetzten Anſicht der übrigen Rathgeber der Königin doch nur die Folge ihrer eigenen Denkungsart und ihres perſönlichen Entſchluſſes, wenn die Anfrage Lord Hyndford's nun in einer Art beantwortet wurde, welche einer völligen Zurückweiſung gleichkam.

Die Königin von Ungarn ſei, ſo wurde auf Maria Thereſia's Befehl in einem aus Bartenſtein's Feder ſtammenden Aufſatze[5]) Robinſon erklärt, keineswegs davon entfernt, mit dem Könige von Preußen ein Uebereinkommen abzuſchließen, welches in Anbetracht der Richtigkeit ſeiner Anſprüche wahrhaft gerecht und vernünftig genannt werden könnte. Sie wiſſe vielmehr, daß es früher oder ſpäter dazu kommen müſſe. Der kürzeſte Weg hiezu erſcheine ihr auch als der annehmbarſte. Sie glaube aber zugleich, daß eine ſolche Vereinbarung, um jener Bezeichnung theilhaft werden zu können, der Gerechtigkeit ihrer Sache und den Beſtimmungen der Verträge entſprechen müſſe. Jeder andere Vergleich würde den Ruin des Hauſes Oeſterreich und des deutſchen Reiches, die gänzliche Vernichtung des europäiſchen Gleichgewichtes zur unausbleiblichen Folge haben. England würde die Königin ſehr verpflichten, wenn es ihr einen Weg anzeigen wollte, auf welchem man das beabſichtigte Ziel zu erreichen vermöchte, ohne die pragmatiſche Sanktion zu verletzen und ſich dadurch die eben angedeuteten Nachtheile zuzuziehen. Sie ſelbſt kenne keinen anderen als den einer ſchnellen und ausgiebigen Hülfeleiſtung, welche ſie niemals aufhören werde in angelegentlichſter Weiſe in Anſpruch zu nehmen, wie ſie hiezu durch die ſchon beſtehenden Tractate vollkommen berechtigt ſei.

König Friedrich hatte nur das Eintreffen der Erklärung Maria Thereſia's abgewartet, um wenn ſie ablehnend lauten ſollte, allſogleich zum Abſchluſſe des Vertrages mit Frankreich zu ſchreiten. Am Abende des 4. Juni 1741 wurde derſelbe unter Beobachtung außerordentlicher Vorſichtsmaßregeln, um das unverbrüchlichſte Geheimniß zu be-

wahren, von den beiderſeitigen Miniſtern unterzeichnet. Frankreich garantirte dem Könige den Beſitz Niederſchleſiens. Friedrich verpflichtete ſich dagegen, bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl ſeine Stimme dem Kurfürſten von Baiern zu geben, welchem Frankreich allſogleich Hülfstruppen zuzuſenden verſprach.

Schon um den Schleier nicht zu lüften, in welchen er den mit Frankreich abgeſchloſſenen Tractat zu hüllen beſtrebt war, hütete ſich König Friedrich die Verhandlung mit Lord Hyndford abzubrechen. Ein Plan, der zuerſt in Holland aufgetaucht und darauf berechnet war, die thunlichſte Erfüllung der Wünſche des Königs von Preußen mit einer wenigſtens anſcheinenden Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion zu vereinigen, diente den Vorſchlägen des engliſchen Unterhändlers zur Grundlage. Ein Theil von Schleſien ſollte für eine von König Friedrich zu bezahlende Geldſumme demſelben als Hypothek überlaſſen werden, und Maria Thereſia durch einen Vertrag ſich anheiſchig machen, die empfangene Summe niemals zurückzuzahlen und die Hypothek nie wieder zu fordern.

Es ſollte ohne Zweifel einen Beweis für die Bereitwilligkeit Maria Thereſia's liefern, ſich mit ihrem mächtigen Gegner in Güte zu vertragen, wenn dem engliſchen Bevollmächtigten Robinſon einen Tag nachdem er die ablehnende Erklärung des Wiener Hofes empfangen hatte, von Seite des Grafen Philipp Kinsky die Andeutung gemacht wurde, Maria Thereſia werde vielleicht doch zu bewegen ſein, Glogau mit Grüneberg und Schwiebus auf einige Zeit als Pfand an Preußen zu überlaſſen. Dieſe Zeit müſſe jedoch im voraus genau beſtimmt werden; von einer Abtretung für alle Zukunft dürfe keine Rede ſein.

Auch König Friedrich hatte ſich einmal dem Plane nicht abgeneigt finden laſſen, unter dem Scheine einer bloßen Verpfändung in den Beſitz der ſchleſiſchen Herzogthümer zu gelangen. Für ihn beſtand aber die Hauptſache in der von Maria Thereſia einzugehenden Verpflichtung, das Pfand niemals zurückzufordern, während die Königin von Ungarn gerade darauf den Nachdruck legte, die Zeit, für welche der König das Pfandrecht üben dürfe, ſolle genau beſtimmt ſein. Bei dieſer grundſätzlichen Verſchiedenheit der beiderſeitigen Anſchauung war

denn auch von einer ferneren Verhandlung, obgleich man ſich in Wien nicht geradezu gegen ihre Fortführung erklärte, doch kein Erfolg zu erwarten.

Eher glaubte man ſich einen ſolchen von Frankreich verſprechen zu dürfen, wie denn Bartenſtein um jene Zeit noch immer nicht zugeben wollte, daß auf die Verſicherungen des Cardinals Fleury nicht zu bauen ſei. Und als er nicht länger in Abrede ſtellen konnte, von Frankreich ſei keine Hülfe für Maria Thereſia in Ausſicht, da behauptete er wenigſtens, man brauche von jener Seite keinen Angriff zu beſorgen. Die Anſtände, welche Frankreich bisher gegen den Durchmarſch der ſpaniſchen Truppen nach Italien erhoben hatte, galten ihm als vollgültiger Beweis der Friedensliebe des Cardinals und ſeiner Abſicht, um jeden Preis einem allgemeinen Kriege vorzubeugen. So ſicher glaubte man daran, daß man am Wiener Hofe faſt übler auf England als auf Frankreich zu ſprechen war, indem man von der erſteren Regierung behauptete, ſie wolle von Maria Thereſia im Wege der Verhandlung das erpreſſen, was ihr durch die Gewalt der Waffen nicht abgerungen zu werden vermochte.

In dieſer Meinung wurde der Wiener Hof durch die Nachrichten über die ferneren Verhandlungen Lord Hyndford's mit dem Könige von Preußen und durch das erneuerte Andringen der engliſchen Regierung bekräftigt, ſich endlich zu einer namhaften Gebietsabtretung an Preußen herbeizulaſſen. Als ſolche war von Seite Englands, wohl auf Grund jener Andeutung Kinsky's, jedoch ohne zuvor Maria Thereſia's Beiſtimmung einzuholen, dem Könige von Preußen Glogau ſammt Schwiebus und Grüneberg angeboten worden. Friedrich erwiderte, in früherer Zeit, als ſeine Sache noch ungünſtiger ſtand, hätte er ſich wohl mit einer ähnlichen, ſelbſt nur pfandweiſen Abtretung begnügt. Jetzt aber müſſe er auf der definitiven Ueberlaſſung der Fürſtenthümer Glogau, Wohlau, Liegnitz und Schweidnitz ſammt Jauer beharren. Die Stadt und das Fürſtenthum Breslau ſollten gleichfalls von Oeſterreich getrennt und reichsunmittelbar werden. Gehe man auf dieſe Bedingungen ein, ſo wolle er, erklärte Friedrich, die Partei Maria Thereſia's gegen Frankreich und Baiern ergreifen und dem Großherzoge von Toscana bei der Kaiſerwahl ſeine Stimme geben.

So lauteten die Aeußerungen des Königs von Preußen, während er doch durch den mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrag ſich ſchon zum Gegentheile verpflichtet hatte. Die engliſche Regierung, damals noch in völliger Unkenntniß dieſer letzteren Thatſache, nahm Friedrich's Erklärungen für bare Münze. Noch ſei es möglich, ſo glaubte ſie, den König von Preußen in das gegen Frankreich zu bildende Bündniß herüberzuziehen, und er werde ſich hiezu wohl auch unter billigeren Bedingungen als die von ihm aufgeſtellten waren, verſtehen. Aber um dieß zu erreichen, könne es der Königin von Ungarn nicht erſpart werden, ein namhaftes Opfer zu bringen.

Sie zu einem ſolchen zu bewegen, ergingen neue Inſtructionen an Robinſon. Er wurde beauftragt, dem Wiener Hofe die von allen Seiten drohenden Gefahren nochmals und in eindringlichſter Weiſe vorzuſtellen. Es komme darauf an, ob Maria Thereſia ſich jetzt mit dem Könige von Preußen allein, oder ob ſie ſich binnen kurzer Friſt außer mit ihm auch noch mit Frankreich, Spanien und Baiern abzufinden habe. Jetzt handle es ſich darum, ob die Königin ein oder zwei Fürſtenthümer mehr oder weniger beſitze; dann werde es ſich um ganze Provinzen, ganze Königreiche, ja um ihr Erbrecht ſelbſt und die Theilung all ihrer Länder handeln. Hievon müſſe Robinſon die Königin von Ungarn zu überzeugen ſuchen. Wenn ihm dieß gelungen und er von den Opfern unterrichtet ſei, welche ſie zur Abwendung ſolchen Unheils zu bringen beabſichtige, ſolle er ſelbſt nach Schleſien eilen, um den Frieden und das Bündniß mit dem Könige von Preußen zu Stande zu bringen.

Eine empfindlichere Zumuthung konnte es für Maria Thereſia nicht geben, als die, welche ihr jetzt gemacht wurde, mit dem ihr perſönlich verhaßten Könige von Preußen in Unterhandlungen zu treten, und ſich zu Opfern bereit zu zeigen, um durch dieſelben ſeine Freundſchaft zu erkaufen. Aber die drängende Sprache des mächtigſten ihrer Verbündeten, des Königs Georg, und weit mehr noch eine Nachricht, welche um jene Zeit durch Vermittlung der engliſchen Regierung an den Wiener Hof gelangte, bewogen endlich auch Maria Thereſia, ſich Preußen gegenüber wenigſtens zu einiger Nachgiebigkeit zu verſtehen. Es war dieß die unzweifelhafte Kunde von dem zwiſchen Frankreich

und Preußen abgeſchloſſenen Vertrage. Alle Hoffnungen, welche man Anfangs auf die Hülfeleiſtung und dann wenigſtens auf die Neutralität Frankreichs geſetzt hatte, waren nun mit einem Male zertrümmert, und klar und deutlich ſtand vor Aller Augen die furchtbare Gefahr, mit welcher die in weitem Halbkreiſe gegen Oeſterreich heraudringenden Feinde die Königin ſelbſt, ihr Haus, ihr Reich bedrohten. Als die öſterreichiſchen Miniſter, ſchreibt Robinſon ſeiner Regierung, die Nachricht von dem Abſchluſſe jenes Vertrages erhielten, fielen ſie Leichen gleich in ihre Stühle zurück. Nur ein Herz blieb ſtandhaft; es war das der Königin ſelbſt.

In tiefem Schweigen hörte Maria Thereſia Robinſon's Mittheilung; als er jedoch geendigt hatte, brach ſich die Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens in lebhaften Ausrufungen Bahn, die den ganzen Schmerz verriethen, von welchem ſie durchdrungen war [6]). Doch auch jetzt blieb ſie von einer Gebietsabtretung in Schleſien ſo weit entfernt wie je. Sie tadelte es, daß Hyndford dem Könige von Preußen Glogau angeboten habe, und ſie behauptete, es könne ſolches nur geſchehen ſein, weil man in England das reiche Erträgniß dieſes Fürſtenthums und deſſen Wichtigkeit für die Sicherheit ganz Schleſiens nicht kenne.

Mit ſolcher Beſtimmtheit ſprach Maria Thereſia dieß aus, daß von all den Miniſtern, welche noch kurz zuvor die junge Fürſtin nach ihrem Willen lenken zu können vermeinten, jetzt keiner es wagte, die entgegengeſetzte Anſchauung zu vertheidigen und einer etwaigen Gebietsabtretung in Schleſien das Wort zu reden. Niemand von denen, welche ſich innerlich zu dieſer Meinung bekannten, unterfing ſich, ihr der Königin gegenüber Worte zu leihen. Der Großherzog Franz, von dem man nicht mit Unrecht annahm, er wünſche eigentlich eine Ausgleichung mit Preußen und ſehe einen Theil Schleſiens als keinen allzuhohen Preis für dieſelbe an, erklärte ſich doch mit einer ſonſt ſelten an ihm hervortretenden Energie im entgegengeſetzten Sinne. Er wolle nicht einmal, ſo äußerte er ſich gegen Robinſon, zur Hintangebung von Glogau rathen; höchſtens könnte man dieß Fürſtenthum als einlösbares Pfand für eine beſtimmte Zeit an Preußen überlaſſen. Zu einem größeren Zugeſtändniſſe würde er ſeine Gemahlin niemals bewegen können. Er ſei jedoch auch weit davon entfernt, dieß thun

zu wollen, und er müßte Jeden, der es unternähme, als einen Verräther anſehen. Einmal im Beſitze der vier von ihm geforderten Fürſtenthümer wäre König Friedrich nicht nur der Herr ganz Schleſiens, ſondern auch Böhmens und Mährens, ſobald es ihm gefallen ſollte, ſeine ehrgeizigen Plane weiter zu verfolgen. Was ihn ſelbſt betreffe, ſo wolle er lieber allen Kronen, auch derjenigen des deutſchen Kaiſerreiches entſagen, als ſie auf Koſten ſeiner Gemahlin erwerben[7]).

Wenn ſchon der Großherzog von Toscana es nicht wagte, für eine Abtretung in Schleſien ſeine Stimme zu erheben, wenn er im Gegentheile Jeden, der ſolches thun würde, als Verräther bezeichnete, ſo läßt ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit behaupten, daß ſich auch keiner der Rathgeber Maria Thereſia's deſſen unterfing. So blieb alſo dem Grafen Philipp Kinsky, welcher wiederholt erklärte, nicht eine Handbreit ſchleſiſcher Erde dürfe preußiſch werden, und Bartenſtein das Feld, der behauptete, der Verluſt all ſeiner italieniſchen Länder würde dem Hauſe Oeſterreich geringeren Nachtheil verurſachen, als irgend eine Einbuße in Schleſien.

Dieſe letztere Aeußerung weckt die Vermuthung, von Bartenſtein ſei der Gedanke ausgegangen, welcher damals auftauchte, den König von Preußen durch Abtretungen in einem anderen Theile der Länder des Hauſes Oeſterreich, und zwar in den Niederlanden zu befriedigen, welche, in großer Entfernung von der übrigen Monarchie gelegen, für deren Machtſtellung nicht die gleiche Wichtigkeit wie Schleſien beſaßen. Auch hierauf ging Maria Thereſia nur mit ſichtlichem Widerwillen ein. Doch bequemte ſie ſich endlich zur Annahme des Vorſchlages, Preußen durch Abtretung des öſterreichiſchen Geldern zu befriedigen, und ſie ließ dieſen Entſchluß der engliſchen Regierung zur Mittheilung an König Friedrich mit dem Beiſatze ankündigen, ſie verzichte außerdem auch auf jede Zahlung, zu der ſich Preußen früher angeboten, und auf jeden Erſatz für die unermeßlichen Verluſte, welche die Beſetzung Schleſiens durch die preußiſchen Truppen ihr zugefügt habe. Sollte Geldern dem Könige Friedrich nicht genügen, ſo werde ſie, ließ Maria Thereſia durchblicken, nicht entgegen ſein, denſelben dort auch einen noch größeren Gebietszuwachs zu Theil werden zu laſſen[8]).

Es war ein Hoffnungsſtrahl für Maria Thereſia, als die Nachricht einlief, der König von England habe endlich in Hannover, wo er ſich damals aufhielt, durch ſeine Miniſter mit den Bevollmächtigten Maria Thereſia's drei Verträge unterzeichnen laſſen, durch deren erſteren, im Namen der engliſchen Krone abgeſchloſſenen, der Königin von Ungarn die Entſendung der tractatmäßigen Hülfe von zwölftauſend Mann und die Ausbezahlung der von dem Parlamente bewilligten dreimalhunderttauſend Pfund Sterling zugeſagt wurde. Zwei Drittheile dieſer Summe wurden durch den zweiten Vertrag dem Könige Georg als Kurfürſten von Hannover als Entgelt für die Ausrüſtung eines ferneren Hülfscorps von zehntauſend Mann hannoverſcher Streitkräfte überlaſſen, welche der König, mit noch dreitauſend Mann auf eigene Koſten auszurüſtender Truppen vermehrt, binnen vier Wochen nach Unterzeichnung der Verträge, alſo bis zum 22. Juli 1741 zur Verfügung der Königin von Ungarn in's Feld zu ſtellen verſprach. Die noch übrigen hunderttauſend Pfund blieben Maria Thereſia, um damit einen wenn gleich nur geringen Theil ihres eigenen Kriegsaufwandes beſtreiten zu können. Nähere Beſtimmungen über die Art der Behandlung und Verwendung des engliſch-hannoverſchen Hülfscorps, deſſen Geſammtſtärke ſomit fünfundzwanzigtauſend Mann betragen ſollte, waren in der dritten Convention enthalten [9]).

Nicht gerade durch die abgeſchloſſenen Verträge, aber doch durch die Verhandlungen, welche zu deren Zuſtandekommen ſtattgefunden hatten, war theils verabredet, theils wenigſtens mit ziemlicher Beſtimmtheit angedeutet worden, obige fünfundzwanzigtauſend Mann ſollten noch durch vierzehntauſend Mann engliſcher Truppen vermehrt werden, um hiedurch die Generalſtaaten zur Stellung von fünftauſend Mann Hülfstruppen zu vermögen. Ueber dieſe geſammten Streitkräfte, welche zuſammen vierundvierzigtauſend Mann zählen würden, werde König Georg in Perſon den Oberbefehl übernehmen und durch einen Angriff auf Preußen eine mächtige Diverſion zu Gunſten Oeſterreichs ausführen [10]).

Zieht man noch außerdem in Betracht, daß Sachſen ſich vorlängſt anheiſchig gemacht hatte, in dem Augenblicke, in welchem Georg II., es ſei als König von England oder als Kurfürſt von Hannover, wirklich die Waffen wider Preußen ergreifen würde, gleich-

falls mit gesammter Macht gegen dasselbe loszubrechen; daß ferner ein ähnliches Versprechen von Seite Rußlands geleistet worden war [11]), so kann es dem Wiener Hofe wenigstens nicht als eine ganz unbegründete Verblendung ausgelegt werden, wenn er neuerdings daran glaubte, dem dergestalt combinirten Angriffe von vier Seiten her werde es gelingen, den König von Preußen zu zwingen, Schlesien zu räumen und zur Vertheidigung seiner Erblande in dieselben zurückzukehren.

Von solchen Hoffnungen erfüllt, ließ Maria Theresia allsogleich die Ratifikationen der in Hannover abgeschlossenen Verträge ausfertigen und dorthin übersenden, um daselbst ihre Auswechslung vorzunehmen. Die österreichischen Gesandten in Dresden, im Haag und in St. Petersburg wurden von dem Geschehenen unterrichtet und angewiesen, die Regierungen, bei welchen sie beglaubigt waren, zu schleuniger und energischer Mitwirkung zur Erreichung des gemeinsamen Zieles aufzufordern. Auch Maria Theresia's Oberfeldherr in Schlesien, Graf Neipperg, ward von Allem benachrichtigt und beauftragt, in der Person des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Browne einen tüchtigen Officier nach Dresden zu entsenden, um dort über die vorzunehmenden Operationen genaue Verabredungen zu treffen [12]). Und an den österreichischen Agenten in London, von Zöhrer erging der Befehl, bei Erhebung der ersten vierteljährlichen Rate der bewilligten dreimalhunderttausend Pfund zwei Drittheile, also fünfzigtausend Pfund dem Bevollmächtigten des Königs von England einzuhändigen.

Der Umstand, daß König Georg diesen Betrag wirklich in Empfang nehmen ließ [13]), und die Entsendung des Generals von Ilden nach Dresden, um sich dort mit dem sächsischen Hofe und dem Grafen Browne über die bevorstehenden Kriegsunternehmungen zu verständigen, gestatteten kaum mehr einen Zweifel, daß es dem Könige und der englischen Regierung wirklich Ernst sei mit der raschen Durchführung der übernommenen Verpflichtungen. Um so unvorbereiteter wurde daher Maria Theresia von der sie mit dem schmerzlichsten Erstaunen erfüllenden Nachricht überrascht, es sei zwar der ersten, im Namen der britischen Krone abgeschlossenen Convention die Ratifikation zu Theil geworden, diejenige der beiden anderen Verträge werde jedoch von König

Georg, unter deſſen Augen ſie erſt vor kurzem zu Stande gebracht worden, jetzt unter allerlei nichtigen Ausflüchten ſichtlich verzögert. Ja an demſelben Tage, an welchem die gemeinſchaftlichen Operationen gegen Preußen beginnen ſollten, am 22. Juli ließ König Georg eine Erklärung ausſtellen und ſie Tags darauf den Geſandten Maria Thereſia's einhändigen, durch welche er den beiden von ihm als Kurfürſt von Hannover abgeſchloſſenen Verträgen die Ratifikation förmlich verweigerte [14]).

Die Mittheilung ihres Inhaltes an die Höfe von Dresden und St. Petersburg, und der Umſtand, daß der Tractat mit Sachſen gleichfalls noch nicht ratificirt worden ſei, dienten als Vorwand hiezu. Die Richtigkeit desſelben erſcheint jedoch um ſo unwiderſprechlicher, als die ſächſiſche und die ruſſiſche Regierung ohnedieß längſt ſchon in's Vertrauen gezogen waren, und es keinen denkbaren Grund gab, vor ihnen ein Abkommen geheim zu halten, an deſſen Verwirklichung ſie ſich mittelſt ihrer Streitkräfte betheiligen ſollten. Und was die zweite Ausflucht betraf, ſo wurde dieſelbe ganz ebenſo von Seite Sachſens gebraucht, um dem Abſchluſſe des Bündniſſes mit Maria Thereſia zu entgehen. In Dresden behauptete man, man könne nicht ratificiren, weil dieß von Seite Hannovers, in Hannover, weil es von Sachſen nicht geſchehen ſei.

Es lag klar am Tage, daß dieſe plötzliche Sinnesänderung des Königs Georg durch nichts Anderes als durch die beſtimmte Nachricht von dem Abſchluſſe des Bündniſſes zwiſchen Baiern, Frankreich und Spanien, und durch die Furcht vor einem Einfalle franzöſiſcher Truppen in ſeine hannoverſchen Lande hervorgerufen war. Bei einem ſolchen beſorgte er zwiſchen zwei Bedränger, die Heere Frankreichs und Preußens zu gerathen, und darum beſchloß er jetzt, freilich im entſchiedenſten Widerſpruche mit ſeinen vertragsmäßigen Verpflichtungen, ſo lange nicht offen für Maria Thereſia Partei zu ergreifen, bis nicht durch deren Ausſöhnung mit dem Könige von Preußen wenigſtens von einer Seite her die Gefahr entfernt und die Möglichkeit geboten wäre, alle Streitkräfte nach der anderen Seite hin, wider Frankreich und Baiern zu concentriren [15]). Darum drang die engliſche Regierung jetzt neuerdings und in noch angelegentlicherer Weiſe als zuvor auf

die Fortführung der Verhandlungen mit dem Könige von Preußen, welcher das Anerbieten Lord Hyndford's wegen Abtretungen in den Niederlanden nicht von der Hand gewieſen, aber diejenige Gelderns als ganz ungenügend bezeichnet hatte. Man müſſe ſich daher, ſo wurde engliſcher Seits in einem faſt drohenden Tone gefordert, zu ausgiebigeren Opfern entſchließen. Nochmals wurde der Vorſchlag erneuert, Robinſon ſolle ſich als Bevollmächtigter Maria Thereſia's zu König Friedrich nach Schleſien begeben. Man glaube ſichere Kunde davon zu beſitzen, fügte man hinzu, daß derſelbe ſeinem jüngſten Vertrage mit Frankreich noch nicht die Ratifikation ertheilt habe. Es ſei noch immer möglich, ſich mit ihm auszuſöhnen und ihn aus einem Feinde in einen Freund zu verwandeln. Hierauf müſſe auch jetzt noch mit größtem Eifer hingearbeitet werden.

Das Scheitern der Hoffnung, England die Waffen gegen Preußen ergreifen zu ſehen, die begründete Befürchtung, daß nun auch auf die Hülfe Sachſens und Rußlands nicht mehr zu zählen ſei, die Beſorgniß endlich, Baiern und mit ihm Frankreich ohne längere Säumniß die Feindſeligkeiten eröffnen zu ſehen, hatten am Wiener Hofe Alles in Angſt und Schrecken verſetzt. Man begriff, daß die äußerſte Kraftanſtrengung geboten ſei, um wenigſtens nicht widerſtandslos zu Grunde zu gehen. In den letzten Tagen des Monats Juli wurde eine Sitzung der geheimen Conferenz gehalten, zu welcher man auch die Feldmarſchälle Prinz von Sachſen-Hildburgshauſen, Fürſt Chriſtian Lobkowitz und Graf Khevenhüller berief. Die Vertheidigungskraft des Reiches wurde einer eindringlichen Prüfung unterworfen und der Beſchluß gefaßt, ſieben Regimenter aus Ungarn zu ziehen und ſie ſammt den in Böhmen befindlichen drei Bataillonen, dann ungefähr fünftauſend Grenzern bei Pilſen in einem Lager zu verſammeln. Man ſah zwar ein, daß man durch dieſen Entſchluß Ungarn einem etwaigen Angriffe von Seite der Türkei nahezu Preis gab. Die friedlichen Verſicherungen der Pforte gewährten jedoch wenigſtens einige Beruhigung, und jedenfalls war es geboten, der ſchon vorhandenen Gefahr zuerſt zu begegnen. Von Pilſen aus ſollte ſich Lobkowitz, welchem der Oberbefehl über das neu zuſammenzuziehende Armeecorps übertragen wurde, dorthin wenden, wo der erſte Angriff zu beſorgen war.

Die Unzulänglichkeit dieſer Vertheidigungsmaßregeln war jedoch allzu auffallend, als daß man ſich eine entſcheidende Wirkung von denſelben hätte verſprechen können. Die Ueberzeugung hievon war allgemein und faſt Niemand zweifelte mehr daran, daß nur in der Begütigung des nächſten und gefährlichſten Feindes, des Königs von Preußen noch Rettung zu finden ſei. So mächtig wirkte dieſes Gefühl, daß es ſelbſt denjenigen die Zunge löſte, welche es zuvor nicht gewagt hatten, der Königin von einer Einbuße in Schleſien zu ſprechen.

Der Großherzog von Toscana und die meiſten ihrer Miniſter drangen nun in Maria Thereſia, ſich zur Nachgiebigkeit zu verſtehen. Aber auch jetzt wollte ſie von Abtretungen in Schleſien nichts hören. Selbſt darauf, ſich zu ſolchen in den Niederlanden herbeizulaſſen, ging ſie nur mit äußerſtem Widerſtreben ein. Als ihr der Entwurf der betreffenden Anerbietungen vorgelegt wurde, unterzog ſie denſelben vielfachen Aenderungen. Hier verringerte ſie, was ihr zu viel, dort legte ſie zu, wo ihr ein Zugeſtändniß zu geringfügig erſchien. In einer Stimmung, an welcher Unentſchloſſenheit, Widerwillen und tiefer Unmuth gleichen Antheil hatten, bedeckte ſie das Papier mit Correcturen, und ſandte hierauf den ganzen Plan zu neuerlicher Umarbeitung an Sinzendorff zurück. Endlich, nach langem Widerſtreben gab ſie ihre Einwilligung, daß dem Könige, wenn er ſeine Weigerung, ſich mit Geldern zu begnügen, wiederholen ſollte, auch noch Limburg angeboten werde. Sie erklärte ſich neuerdings bereit, das frühere Begehren einer Entſchädigung für die Verluſte, welche ihr die preußiſche Occupation Schleſiens verurſacht habe, fallen zu laſſen, und fügte das Verſprechen hinzu, dem Könige eine Summe von zwei Millionen Thalern zu bezahlen [16]). Ja ſie deutete ſelbſt die Möglichkeit an, daß ſie ſich im äußerſten Falle zu einer Abtretung Glogau's entſchließen könnte.

Aus ihren eigenen Worten wiſſen wir jedoch, daß es ihr nicht Ernſt damit war, und daß ſie ſich nur zum Scheine, um Robinſon und ihre eigenen Miniſter zu beſchwichtigen, zu dieſem Zugeſtändniſſe herbeiließ [17]). Selbſt die Abtretung Limburgs, obwohl ihr die Einwilligung hiezu abgedrungen worden war, wünſchte ſie dann wieder vermieden zu ſehen. Sie beſchwor Robinſon, ihr dieſe Provinz,

und mit ihr die Ruhe ihres Gewiſſens zu retten, indem ſie ſich gegen die Stände von Brabant eidlich verpflichtet habe, nichts von jenem Lande hinwegzugeben. Und als Robinſon ſie darauf aufmerkſam machte, es ſei eher zu befürchten, daß ſich König Friedrich mit den ihm zu machenden Anerbietungen nicht befriedigt zeigen werde, da ſprach ſie in ihrer gewohnten leidenſchaftlichen Weiſe den Wunſch aus, ihre eigenen Zugeſtändniſſe von Seite des Königs von Preußen zurückgewieſen zu ſehen. Auch gegen andere Perſonen erklärte ſie, daß ſie untröſtlich darüber wäre, wenn, wie ſie nicht zweifle, der König von Preußen das Anerbieten einer Gebietsabtretung in Schleſien annehmen würde[18]).

Die Standhaftigkeit, mit welcher Maria Thereſia ſich dagegen ſträubte, zu Gunſten des Königs von Preußen auf einen Theil Schleſiens zu verzichten, fand einen neuen Stützpunkt in der Hoffnung, welche ſie hegte, auf weniger ſchmerzliche Bedingungen hin mit einem anderen Gegner, dem Kurfürſten von Baiern zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen. Schon vor mehreren Monaten hatte der Wiener Hof es verſucht, durch Vermittlung des Papſtes, welcher ſich eifrigſt bemühte, es zwiſchen den katholiſchen Mächten, insbeſondere zwiſchen Frankreich, Baiern und Oeſterreich nicht zum Kriege kommen zu laſſen [19]), und mit Vorwiſſen des Cardinals Fleury eine Annäherung an Baiern anzubahnen. Des Grafen Gundacker Starhemberg Schwiegerſohn, der ehemalige Reichsvicekanzler Graf Rudolph Colloredo, und der päpſtliche Nuntius in Frankfurt, Monſignor Doria waren die Mittelsperſonen, deren man ſich dazu bediente. Als es aber in ſolcher Weiſe nicht gelang, von Baiern irgend eine, ſei es zuſtimmende, ſei es ablehnende Erklärung zu erwirken, ſchlug man einen anderen Weg ein, von welchem man ſich eher ein günſtiges Ergebniß verſprach. Der Vorgang, welcher hiebei beobachtet wurde, iſt bezeichnend für die Art und Weiſe, in der die Staatskunſt damals zu Werke ging, um ihre Zwecke zu erreichen.

Am 11. Juli 1741 war es, daß Graf Sinzendorff dem Sohne eines in München anſäßigen israelitiſchen Bankiers Namens Wolf Wertheimber eine Erklärung in die Feder dictirte, kraft deren die Bereitwilligkeit der Königin von Ungarn, mit dem Kurfürſten von

Baiern in freundſchaftliches Einvernehmen zu treten, und ihr Wunſch zu erkennen gegeben wurde, derſelbe möge ſich über ſein Begehren an Land und an barem Gelde, ſo wie über die Mittel und Wege zur Anknüpfung einer förmlichen Verhandlung vernehmen laſſen. Dieſe Schrift, nach München überſendet, wurde von Wertheimber dem baieriſchen Kanzler Freiherrn von Unertel und durch ihn dem Kurfürſten mitgetheilt. Karl Albrecht aber wiegte ſich damals ſchon in allzu ſicheren Träumen künftiger Größe, als daß er in einem Augenblicke, in welchem er auf dem Punkte ſtand, wider Maria Thereſia das Schwert zu ziehen, zu einem gütlichen Uebereinkommen die Hand geboten hätte. Deutſchlands Kaiſer, wenn gleich nur von Frankreichs Gnaden zu werden, darauf war ja ſein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Darum ließ er ſich durch nichts mehr bewegen, den Pfad zu verlaſſen, welchen er einmal eingeſchlagen hatte.

Die halben Antworten, die der Kurfürſt von Baiern ertheilte, verurſachten zwar, daß der Schriftenwechſel ſich durch Wertheimber's Vermittlung noch eine Weile mühſelig fortſpann [20]). Es wurde jedoch ebenſowenig etwas dadurch erreicht, als mittelſt der Anträge, welche Maria Thereſia durch die verwitwete Kaiſerin Amalie, des Kurfürſten Schwiegermutter, an denſelben gelangen ließ.

Wenn er ſich verbindlich machen wollte, ſich mit der Königin von Ungarn vollſtändig zu vergleichen und altem Blutvergießen vorzubeugen, ſo ſei ſie bereit, wurde ihm eröffnet, ſich zu einer ſehr beträchtlichen Gebietsabtretung, jedoch nur außerhalb Deutſchlands zu verſtehen, und es ihm anheimzuſtellen, wo, durch wen und in welcher Art die Verhandlungen hierüber zu pflegen wären. Auf das Verlangen, ſich deutlicher zu erklären, wurden die ganzen öſterreichiſchen Niederlande oder ſämmtliche Beſitzungen des Hauſes Habsburg in Italien dem Kurfürſten geboten, wogegen er ſich verpflichten ſollte, Maria Thereſia vor einem Gebietsverluſte in Schleſien zu bewahren und dem Großherzoge von Toscana ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl zu ertheilen. Dem heiligen Stuhle aber und der franzöſiſchen Regierung wurde von Allem Kenntniß gegeben und deren angelegentliche Vermittlung bei dem Kurfürſten von Baiern in dringender Weiſe nachgeſucht [21]).

Höchſt eigenthümlich iſt die Art und Weiſe, in welcher die Verhandlung mit dem Kurfürſten von Baiern ſtattfand. Einem beſtellten Bevollmächtigten gleich vertrat die Kaiſerin Amalie in mündlicher Beſprechung mit ihrer Nichte, der Königin von Ungarn, die Intereſſen ihres Schwiegerſohnes. Am 26. Auguſt 1741 fand eine ſolche Unterredung zwiſchen den beiden Fürſtinnen ſtatt. Maria Thereſia's Anträge wurden von der Kaiſerin im Namen Karl Albrecht's von Baiern ablehnend beantwortet. Die italieniſchen Länder des Hauſes Habsburg könne der Kurfürſt nicht annehmen, erklärte ſie, weil er durch ſeinen Vertrag mit Spanien gebunden ſei; die Niederlande nicht, weil er beſorgen müßte, hiedurch bei Frankreich Anſtoß zu erregen. In den öſterreichiſchen Vorlanden und dem Lande ob der Enns, dann in ſeiner Erhebung zur Würde eines Königs von Schwaben oder Franken ſehe er allenfalls einen annehmbaren Preis, um welchen er ſich vielleicht entſchließen könnte, von der Verfolgung ſeiner Anſprüche auf die Erbſchaft Karl's VI. abzuſtehen.

In eifriger Gegenrede ließ ſich hinwieder Maria Thereſia vernehmen. Die Länder des Hauſes Oeſterreich in Italien wären hinreichend, um ſowohl Baiern als Spanien zu befriedigen, welch Letzteres mehrmals habe durchblicken laſſen, ſich mit Parma und Piacenza begnügen zu wollen. Die Niederlande aber müßte Frankreich lieber in baieriſchen als in öſterreichiſchen Händen ſehen. Oft hätte ja der Cardinal Fleury betheuert, mit ſeinem Herzblute, wenn es ſein müßte, die Einigung zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Baiern erkaufen zu wollen. Wenn alſo überhaupt auf das Wort eines Mannes und eines Kirchenfürſten noch zu bauen wäre, ſo brauchte der Kurfürſt nicht zu beſorgen, durch Uebernahme der Niederlande bei Frankreich Anſtoß zu erregen. Dem zukünftigen Oberhaupte einer dieſer beiden Ländergruppen, der italieniſchen oder der niederländiſchen, die Königswürde zu übertragen, könnte kaum einem erheblichen Anſtande begegnen, während wider die Einſetzung eines Königs von Schwaben oder Franken das ganze deutſche Reich ſich auflehnen würde.

Zu einer Abtretung des Landes Oeſterreich ob der Enns werde ſie, fuhr Maria Thereſia fort, ſich nun und nimmermehr verſtehen. Wohl aber ſei ſie erbötig, außer der Ueberlaſſung der Niederlande an

den Kurfürsten von Baiern zu Gunsten desselben auch noch auf ihre Nachfolgerechte im Herzogthume Württemberg, auf welche Karl Albrecht ja ehemals so viel Werth gelegt habe, zu verzichten. Und als die Kaiserin erklärte, ihr Schwiegersohn werde sich jetzt, wo die Dinge so weit gekommen seien, mit all dem nicht mehr zufriedenstellen, da gab ihr Maria Theresia, auf's höchste bedrängt, zu verstehen, sie werde sich im äußersten Falle auch noch dazu bequemen, dem Grundsatze, nichts in Deutschland abzutreten, untreu zu werden und dem Kurfürsten nebst den Niederlanden noch die österreichischen Vorlande, nämlich Breisgau, Vorarlberg und das österreichische Schwaben zu überlassen [22]).

Es ist keine Spur davon zu entdecken, daß diese Anerbietungen in Baiern günstigere Aufnahme als die früheren gefunden hätten. Offenbar war es dem Kurfürsten nicht Ernst mit der ganzen Verhandlung. Er beabsichtigte nichts als Zeit zu gewinnen zum Heranmarsche der französischen Truppen, um durch dieselben verstärkt, nachdem er sich schon Passau's durch Ueberfall bemächtigt hatte, auf österreichischem Gebiete weiter vordringen zu können.

Nicht glücklicher als in ihren Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Baiern war Maria Theresia in denjenigen, welche um dieselbe Zeit in ihrem Namen, wenn gleich fast wider ihren Willen Robinson mit dem Könige von Preußen pflog.

Am 7. August 1741 fand im Lager bei Strehlen die Audienz statt, in welcher Robinson dem Könige zuerst die Summe von zwei Millionen, dann das österreichische Geldern, endlich Limburg und zuletzt außer diesen Provinzen auch noch Glogau anbot, obwohl er sich hiezu nicht eigentlich ermächtigt bekennen mußte. Aber König Friedrich wies das Alles von der Hand. Er läugnete es, daß er sich gegen Hyndford geneigt gezeigt habe, auf eine Abfindung in den Niederlanden einzugehen. Früher hätte er sich vielleicht damit begnügt; jetzt wolle er aber, so erklärte er, ganz Niederschlesien mit Breslau. Man solle sich nicht einbilden, daß er mit Wenigerem sich zufrieden geben werde.

Gleichwie um zu zeigen, daß es ihm vollster Ernst sei mit dieser Forderung, bemächtigte sich der König um jene Zeit durch einen Hand-

ſtreich der Stadt Breslau. Dort waren inzwiſchen die alten Sympathien für das Haus Oeſterreich mächtig wieder erwacht, und wie Friedrich ſelbſt bezeugt, hätte der Magiſtrat bei einem anderen Ausgange der Mollwitzer Schlacht den Truppen Maria Thereſia's ohne Zweifel die Thore geöffnet. Wie ſehr dieß in ſeiner Abſicht lag, hatte er durch die Entſendung zweier Abgeordneten nach Wien angedeutet, welche beauftragt waren, die Königin von Ungarn der unverbrüchlichen Treue der Bewohner Breslau's zu verſichern [23]). Derlei Kundgebungen erweckten in dem Könige von Preußen die gegründete Beſorgniß, Breslau werde ſich bei erſter Gelegenheit für ſeine rechtmäßige Landesfürſtin erklären. Dem zuvorzukommen, beſchloß Friedrich, unbekümmert um den von ihm ſelbſt erſt vor kurzem mit der Stadt Breslau abgeſchloſſenen Vertrag, dieſelbe mit ſeinen Truppen zu beſetzen. Am 10. Auguſt 1741 waren preußiſche Grenadiere in Gewährung ihrer Bitte, durch Breslau marſchiren zu dürfen, in die Stadt eingelaſſen worden. Sie überfielen und entwaffneten die nichts Arges ahnenden Stadtwachen; die Bürgerſchaft wagte es nicht, dem Könige den Eid der Treue zu verweigern.

„Breslau iſt beſetzt, unſere Propoſitionen ſind verworfen", ſchrieb Maria Thereſia dem Grafen Philipp Kinsky, als Robinſon unverrichteter Dinge zurückgekehrt und gleichzeitig die Kunde des Ueberfalles der Preußen auf Breslau eingetroffen war. „Meine Antwort iſt ge„geben", fügte ſie in Bezug auf die Forderung König Friedrich's wegen Niederſchleſien hinzu, „und Alles zu Ende" [24]).

Dieſe ablehnende Antwort, von Maria Thereſia unter dem erſten Eindrucke der üblen Zeitungen aus Schleſien ertheilt, blieb jedoch nicht ihr letztes Wort. Noch hatte ſie an die Möglichkeit geglaubt, mit Baiern zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen. Des Kurfürſten Begehren, das Land Oeſterreich ob der Enns zu erhalten, mußte ihr jedoch noch weit unerträglicher erſcheinen, als das Verlangen König Friedrich's um Abtretung Niederſchleſiens. Darum ließen ſich jetzt die Stimmen, welche zur Nachgiebigkeit gegen Preußen riethen, lauter und zuverſichtlicher vernehmen als zuvor. Selbſt Bartenſtein geſellte ſich zu ihnen, und mit der Entſchiedenheit, die ſein ganzes Weſen kennzeichnete, vertrat er nun die Meinung, welche ſeiner

früheren Anſchauung entgegengeſetzt war. Es gebe kein anderes Rettungsmittel mehr für die Königin, erklärte jetzt auch er, als wenn gleich mit empfindlichen Opfern in Schleſien die alte Allianz gegen Frankreich und das ihm verbündete Baiern wieder herzuſtellen.

Worin dieſe Opfer beſtehen ſollten, wurde jetzt am Wiener Hofe neuerdings berathen. Mit gewohntem Ungeſtüm drang Robinſon darauf, dem Könige von Preußen ſeinen Willen zu thun und ihm ganz Niederſchleſien ſammt Breslau zu Theil werden zu laſſen[25]). So lange König Friedrich nicht durch vollſtändige Erfüllung ſeiner Wünſche gewonnen ſei, werde England der Königin von Ungarn weder gegen Preußen, noch ſelbſt gegen Frankreich und Baiern auch nur einen einzigen Mann zu Hülfe ſenden[26]). Und da man ihn fragte, wie man hierauf eingehen könne, ohne ſich hinwieder den König von Polen zum Feinde zu machen, welcher wiederholt erklärt hatte, die Abtretung eines anſehnlichen Theiles von Schleſien an Preußen nicht zugeben zu können, ohne ſein Erbland Sachſen dem Verderben Preis zu geben, meinte Robinſon, König Auguſt werde ſich wohl mit der Bezahlung der von ihm gewünſchten zwölf Millionen zufrieden ſtellen[27]). Woher Maria Thereſia bei dem gänzlich erſchöpften Zuſtande ihrer Finanzen und bei dem Verluſte einer ihrer reichſten Provinzen dieſe Summe nehmen ſollte, hierauf blieb der engliſche Bevollmächtigte freilich die Antwort ſchuldig.

Auch jetzt nahm Maria Thereſia die Eröffnungen und Vorſchläge Robinſon's nur mit äußerſtem Widerwillen entgegen[28]). Dennoch berief ſie, um über dieſelben zu berathen, die Mitglieder der Conferenz. Widerſtreitend waren die Anſichten, die im Schoße derſelben ſich geltend machten. Die Gefahren, in welchen man ſich bereits befand und die ſich von Tag zu Tage noch furchtbarer geſtalteten, die drohende Sprache, nicht bloß der offenen Feinde, ſondern ſelbſt derjenigen, welche man bis jetzt als Freunde anſehen zu dürfen geglaubt hatte, die Hoffnung, durch Beendigung des Kampfes gegen Preußen nicht nur eine ausreichende Heeresmacht wider die ſonſtigen Gegner verfügbar zu erhalten, ſondern auch an König Friedrich ſelbſt einen mächtigen Alliirten zu gewinnen, die Ausſicht endlich, durch ſeine Mitwirkung dem

Großherzoge von Toscana die Kaiserkrone zu erwerben, alles dieß fiel für die Nachgiebigkeit gegen Preußen gar sehr in die Wagschale.

Andererseits schreckte die Größe des Opfers, welches man sich auferlegen sollte, und das weitaus den besten Theil Schlesiens umfaßte, — es schreckte die Ueberzeugung, daß auf das Wort König Friedrich's nicht im mindesten zu bauen sei, und die Besorgniß, er werde den jetzt mit ihm abzuschließenden Vertrag nur so lang beobachten, als es ihm gerade vortheilhaft erscheine, von der Fortführung der Verhandlungen mit ihm zurück. Schlesiens unbestrittener Besitz werde ihm, so fürchtete man, erst recht die Mittel in die Hand geben, noch andere Plane, welche er vielleicht im Schilde führe, wie etwa die Erregung eines Religionskrieges in Deutschland, um sich durch einen solchen zum Oberhaupte der nördlichen protestantischen Hälfte des Reiches zu machen, mit desto größerer Aussicht des Gelingens zu verwirklichen. Eher als mit Preußen solle man sich mit Frankreich auszusöhnen suchen. Dieß würde geringere Opfer kosten und den Vortheil herbeiführen, daß England sich endlich zu thatkräftigem Handeln wider Preußen entschließe [29]).

So lauteten die Ansichten der beiden Parteien, welche sich im Rathe der Königin gegenüber standen. Die weitaus zahlreichere derselben siegte, indem das Gewicht ihrer Argumente durch die immer drohender werdende Gefahr gar ansehnlich verstärkt ward. „Nichts „ereignet sich", sagt ein Augenzeuge, „und kein Tag vergeht, ohne daß „die gegenwärtige Bedrängniß nicht noch vermehrt würde" [30]).

Nach langer Erörterung vereinigten sich endlich sämmtliche Minister in der übereinstimmenden Meinung, es bleibe nichts übrig als der zwingenden Gewalt der Umstände nachzugeben und auf die von Preußen verlangten Opfer wenigstens in der Hauptsache einzugehen. Nur eine einzige Person, freilich die wichtigste, die Königin selbst widerstand noch. Erst nach zweitägigem gemeinsamen Andringen ihrer Minister und Robinson's gelang es, sie zur Nachgiebigkeit zu vermögen [31]). Es wurde der Beschluß gefaßt, dem Könige von Preußen zwar Niederschlesien anzubieten, jedoch gleichzeitig durch eine Demarcationslinie genau zu bezeichnen, was man hierunter eigentlich verstanden haben wollte. Diese Linie lief von Greifenberg über Gold-

berg nach der Oder, und durchſchnitt, den Fluß überſpringend, das Fürſtenthum Wohlau. Liegnitz und Breslau wären hienach öſterreichiſch geblieben. Sachſen meinte man zu gewinnen, indem man nach Robinſon's Vorſchlag auf die früher von König Friedrich angebotenen zwei Millionen gegen dem verzichten zu wollen erklärte, daß Preußen die Lehen in der Lauſitz an Sachſen abtrete, und hinſichtlich des freien Durchzuges durch den Bezirk von Grüneberg nach Polen dasſelbe zugeſtehe, wozu Maria Thereſia ſich zu Gunſten Sachſens herbeizulaſſen bereit geweſen war [32]).

Einen ſchweren Kampf hatte es Maria Thereſia's ſtarker Seele gekoſtet, zu dieſem Zugeſtändniſſe ihre Einwilligung zu geben. Sie fühlte ſich daher nicht wenig verletzt durch Robinſon's Behauptung, dasjenige, was ihr ſelbſt ein ſo großes Opfer gekoſtet, werde dem Könige von Preußen noch immer eine allzu geringe Errungenſchaft ſein. Voll hohen Selbſtgefühls erklärte ſie dem engliſchen Bevollmächtigten, ihre Entſchlüſſe ſtänden nicht weniger feſt als diejenigen ihres Gegners. Sie werde unerſchütterlich feſthalten an denſelben. Sei es einmal von der Vorſehung beſtimmt, daß das Haus Oeſterreich zu Grunde gehen ſolle, ſo liege nichts daran, ob ſolches durch Baiern oder durch Preußen geſchehe.

Ganz eigenthümlich und für ihn ſelbſt gar wenig erfreulich war die Stellung, in welche Robinſon durch die Lage der Dinge und durch die zweideutige Haltung ſeiner Regierung gedrängt wurde. Die tiefe Erbitterung, welche man gegen die Letztere am Wiener Hofe empfand und unverholen ausſprach [33]), übertrug man auch auf ihren Bevollmächtigten. Von den öſterreichiſchen Staatsmännern als eifriger Vertreter der ungerechten Begehren Preußens angeſehen, galt er hinwieder dem Könige Friedrich als rückſichtsloſer Verfechter der Sache Maria Thereſia's. Dieſes Umſtandes und der ungeſtümen, drängenden Art wegen, in welcher er jedesmal ſeine Anliegen vorbrachte, dem Könige Friedrich eben ſo unwillkommen als zu Wien wenig beliebt, war er gerade keine geeignete Mittelsperſon, um zum zweiten Male nach dem preußiſchen Feldlager, welches ſich nunmehr bei Reichenbach befand, abgeſchickt zu werden.

Dennoch würde man irren, wenn man eben der Persönlichkeit des Unterhändlers das nochmalige Scheitern seiner Sendung zuschreiben wollte. Auch mochte es weniger der Umstand, daß die Zugeständnisse Maria Theresia's noch nicht Alles enthielten, was er verlangte, als das daran geknüpfte Begehren der Königin von Ungarn sein, ihr den Besitz aller übrigen von ihrem Vater ererbten Länder in und außer Deutschland zu garantiren und ihr zu diesem Ende ein Hülfscorps von zehntausend Mann zu stellen[34]), wodurch König Friedrich bewogen wurde, die ihm durch Robinson neuerdings überbrachten Vorschläge des Wiener Hofes nochmals zurückzuweisen.

So fest hielt Maria Theresia daran, nur unter der obigen und der ferneren Bedingung, für ihren Gemahl die Stimme Preußens bei der Kaiserwahl zu erlangen, die Opfer in Schlesien zu bringen, daß sie dem Schreiben, mit welchem Sinzendorff die Vorschläge des Wiener Hofes an Robinson übersandte, eigenhändig die Erklärung beigefügt hatte, an die darin gemachten Zugeständnisse werde sie sich nur im Falle pünktlichster Erfüllung aller von ihr verlangten Gegenleistungen für gebunden erachten[35]).

König Friedrich hingegen wollte nichts als im ruhigen Besitze dessen bleiben, was er sich angeeignet hatte; mit dem Schwerte in der Hand für die Sache des Hauses Oesterreich einzustehen, welche ohne seine Hülfe rettungslos verloren schien, davon war er nun weiter entfernt als je. Obwohl er selbst zu wiederholten Malen und auch nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich sich dazu angeboten, obwohl dieß ja die ganze Zeit her den Angelpunkt seiner Verhandlung mit Maria Theresia gebildet hatte, so verwarf er doch nun plötzlich mit emphatischen Worten die Zumuthung, welche man ihm machte, seinen jetzigen Alliirten untreu zu werden und gegen sie für Maria Theresia die Waffen zu ergreifen. Ohne ihn persönlich angehört zu haben, ließ er Robinson ein zweites Mal unverrichteter Dinge nach Oesterreich zurückkehren.

Nach dem was man an König Friedrich erlebt hatte, glaubte der Wiener Hof so wenig an die Wahrheit der moralischen Entrüstung, welche er über den von ihm verlangten Treubruch kundgab, daß man keinen Augenblick daran zweifelte, er werde denselben allso-

gleich begehen, wenn er dadurch nur die Erfüllung ſeiner Wünſche zu erlangen vermöchte. Hiezu entſchloß ſich denn auch Maria Thereſia, der unausweichlichen Nothwendigkeit, wenn gleich nur mit äußerſtem Widerſtreben, dennoch endlich nachgebend. „Placet," ſchrieb ſie auf den Bericht[36]), mit welchem ihr Sinzendorff die betreffenden Aktenſtücke zur Unterzeichnung vorlegte, „placet, weil kein anderes Mittel „zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid". Und als ſie die Aenderung einiger Ausdrücke in dem bezüglichen Schreiben gewünſcht, Sinzendorff ihr aber eine Gegenvorſtellung gemacht hatte, da gab ſie mit den Worten nach: „Dieſe ganze Angelegenheit iſt wider „meinen Willen verhandelt worden, ſie kann auch in gleicher Weiſe „beendigt werden; ich werde mich bei dieſen Worten nicht aufhalten" [37]). Ganz Niederſchleſien, ſo wie er ſelbſt es verſtehe, ſammt Breslau, ja außerdem auch noch Grottkau und einige Landſtriche an der Neiſſe, ſomit einen guten Theil Oberſchleſiens[38]) und weit mehr als er ſelbſt verlange, wolle ſie ihm abtreten, ließ Maria Thereſia dem Könige von Preußen durch Lord Hyndford erklären, wenn er dagegen Antheil nehme an der Allianz wider Baiern und Frankreich.

So gewiß war man der Annahme dieſer Vorſchläge, daß Neipperg den Auftrag erhielt, allſogleich, wenn ihm durch Hyndford die Kunde davon zugehen ſollte, mit der Armee nach Böhmen aufzubrechen[39]). In den verſöhnlichſten, ja in allzu demüthigen Ausdrücken ſchrieb der Großherzog von Toscana dem Könige von Preußen. Er wolle ihren lang unterbrochenen Briefwechſel wieder anknüpfen, ſagte er ihm, und er hoffe mit Zuverſicht, durch Friedrich's Beiſtand werde die Königin von Ungarn im Beſitze all ihrer übrigen Länder erhalten werden, er ſelbſt aber zur Kaiſerkrone gelangen, die er aus ſeiner Hand mit unbegrenztem Danke entgegennehmen werde[40]). Und um ja nichts zu verabſäumen, was dazu beitragen konnte, den König von Preußen zu bewegen, ſich jetzt, nachdem man in ſeine Begehren vollſtändig gewilligt hatte, auch der Sache Maria Thereſia's thatkräftig anzunehmen, wandte ſich deren Mutter, die Kaiſerin Eliſabeth, in einem eigenhändigen Schreiben an ihren Neffen, den als Freiwilliger im preußiſchen Lager befindlichen Herzog Ferdinand von Braunſchweig, um ſich auch ſeiner Mitwirkung zur Wiederherſtellung des

alten Bündniſſes zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Brandenburg zu verſichern [41]).

Je gewiſſer man am Wiener Hofe darauf zählte, daß die Vorſchläge, zu welchen man ſich nur in der äußerſten Noth hatte entſchließen können, von Seite des Königs von Preußen, der nun alle ſeine Wünſche erfüllt ſehe, angenommen werden würden, deſto niederſchmetternder war der Eindruck, welchen deren Ablehnung hervorbrachte. Niemals werde er, ſchrieb Friedrich an Hyndford, ſeine getreuen Alliirten verlaſſen und mit einem Hofe in Verbindung treten, welcher gegen ihn nie anders als unverſöhnlich ſein werde und ſein könne. Der Königin von Ungarn jetzt noch Hülfe zu leiſten, dazu ſei es zu ſpät, und ihr bleibe nichts übrig, als die ganze Schwere ihres Schickſals zu tragen [42]).

In völlig gleichem Sinne, ja in wo möglich noch verletzenderen Worten war die Antwort des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig an die Kaiſerin Eliſabeth abgefaßt. Nachdem er in empörender Entſtellung des thatſächlichen Verhältniſſes die treuloſe Handlungsweiſe des Königs von Preußen, durch welche zunächſt all die Bedrängniß Maria Thereſia's herbeigeführt worden, als eine um ſie verdienſtliche geſchildert; nachdem er es als eine ſchwere Beleidigung des Königs hingeſtellt, daß man in Wien ſein Verfahren manchmal mit der verdienten Benennung bezeichnet habe, erklärte er, nichts ſei nutzloſer als der Verſuch, den König von ſeinen Alliirten zu trennen. Maria Thereſia bleibe kein anderes Mittel, dem ſie bedrohenden Verderben zu entgehen, als daß ſie gleichzeitig alle Verbündeten befriedige, deren Einigung ſtark genug ſei, um eine ewige Dauer zu verſprechen [43]).

Dieß war der wahrhaft verzweifelte Stand der Angelegenheiten Maria Thereſia's um die Hälfte des Monats September 1741. Der König von Preußen hatte alle ihre Anerbietungen zurückgewieſen, und wie um Jedermann zu überzeugen, daß es ihm Ernſt ſei mit der Fortſetzung der Feindſeligkeiten, alle Vorbereitungen getroffen, ſein Lager zu verlaſſen und neuerdings angriffsweiſe wider Neipperg vorzugehen. Friedrich's nächſter Nachbar, der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, König von Polen, welcher gleichfalls das Mißgeſchick von allen Seiten über Maria Thereſia hereinbrechen ſah, hatte ſich nun auch

entſchloſſen, ſtatt ſich in den für unvermeidlich gehaltenen Schiffbruch der Königin von Ungarn zu verwickeln, lieber mit ihren Feinden gemeinſchaftliche Sache zu machen, um ſo für ſich ſelber ein tüchtiges Stück der Beute zu erhaſchen. Nachdem er den ganzen Sommer hindurch gleich wie mit Oeſterreich und England, ſo auch mit Baiern, Frankreich und Spanien unterhandelt hatte, trat er endlich am 19. September 1741 dem Nymphenburger Vertrage bei, wogegen Frankreich verſprach, ihm zur Eroberung von Mähren behülflich zu ſein.

Die nächſte, unmittelbarſte Gefahr aber drohte Maria Thereſia von Seite des Kurfürſten von Baiern und des mit ihm verbündeten Frankreich.

Schon früher iſt des im Juli 1741 gefaßten Entſchluſſes der franzöſiſchen Regierung Erwähnung geſchehen, zwei Heere nach Deutſchland zu ſenden, von welchen das eine beſtimmt war, zweiundvierzigtauſend Mann ſtark, in Gemeinſchaft mit dem Kurfürſten von Baiern, welchen die franzöſiſchen und ſpaniſchen Subſidien in den Stand geſetzt hatten, zwanzigtauſend Mann auszurüſten, in Oeſterreich einzudringen. Die zweite franzöſiſche Armee, zwanzigtauſend Mann zählend, ſollte ſich am Niederrhein zuſammenziehen, um von dort aus, durch die Truppen der Kurfürſten von Köln und der Pfalz, welche gleichfalls Subſidien erhielten, anſehnlich verſtärkt, Hannover zu bedrohen und es von der Parteinahme für Maria Thereſia zurückzuhalten, vielleicht auch zu einer Unternehmung gegen die öſterreichiſchen Niederlande verwendet zu werden.

Der weit ausſehende Plan wurde ohne Säumniß in's Werk geſetzt. Während ſich die franzöſiſchen Truppen nach den Sammelplätzen begaben, brach der Kurfürſt von Baiern plötzlich den Frieden, überfiel am 31. Juli 1741 Paſſau und zwang durch ſeine Uebermacht den Cardinal Lamberg, welchem nur eine Beſatzung von ſiebzig Mann zu Gebote ſtand, ihm die Feſte Oberhaus zu überliefern. Mit der durch nichts gerechtfertigten Behauptung, zu dieſem Schritte durch die drohende Haltung der Königin von Ungarn gezwungen zu ſein, welche ſich Paſſau's zu bemächtigen und einen gewaffneten Einfall in Baiern zu vollführen beabſichtige, ſuchte der Kurfürſt eine Gewaltthat zu beſchönigen, gegen welche der Cardinal Lamberg umſonſt Proteſt, der Wiener Hof aber lebhafte Beſchwerde erhob.

Daß es dem Letzteren, welcher ſich kaum des wider ihn ſchon im Kampfe befindlichen Gegners zu erwehren vermochte, nicht beifallen konnte, mit einem Angriffe auf Baiern umzugehen und ſich dadurch neue Feinde auf den Hals zu ziehen, daß daher die um jene Zeit verfügte Entſendung mehrerer Regimenter nach Böhmen, um das Lager bei Pilſen zu bilden, lediglich eine auf Vertheidigung, nicht aber auf Bedrohung berechnete Maßregel ſei, lag übrigens ohnedieß auf der Hand. Nicht um eine Rechtfertigung des verübten Gewaltſtreiches, denn eine ſolche wäre unmöglich geweſen, ſondern nur um den Vorwand zu demſelben handelte es ſich; ob derſelbe wohl oder übel gewählt war, änderte nichts an einer Sachlage, in welcher zuletzt doch nicht das Recht, ſondern nur die militäriſche Uebermacht entſcheiden ſollte.

Dieſelbe entfaltete ſich denn auch jetzt in wahrhaft Schrecken erregender Weiſe. Am 15. Auguſt begannen die franzöſiſchen Regimenter den Uebergang über den Rhein; auf dem rechten Stromufer angelangt ſteckten ſie das baieriſche Feldzeichen, aus weißem und blauem Bande geformt, auf ihre Hüte, zum ſichtbaren Zeichen, daß ſie nur als Hülfstruppen des Kurfürſten von Baiern auf deutſchem Boden erſchienen. Als ſolche begaben ſie ſich zu den beiden baieriſchen Armeecorps, von welchen das eine in der Oberpfalz zum Einfall in Böhmen bereit ſtand, während das zweite bei Schärding aufgeſtellt und dazu beſtimmt war, unter des Kurfürſten perſönlicher Führung in das Erzherzogthum Oeſterreich ob der Enns einzudringen.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn dieſes Land dem ihm bevorſtehenden feindlichen Einbruche gegenüber als völlig wehrlos bezeichnet wird. Daß es in ſolchem Zuſtande ſich befand, davon muß die Urſache nicht allzu geringer Vorſicht, — denn ſchon im März 1741 war der Oberſtkriegscommiſſär Feldmarſchall-Lieutenant Graf Salburg beauftragt worden, die nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu treffen [44]), — ſondern vielmehr dem faſt gänzlichen Mangel an verfügbaren Truppen und an Geld zugeſchrieben werden. Andererſeits aber trifft auch die Corporation, welcher damals die Verwaltung der Provinz ausſchließlich oblag, ein nicht geringer Theil des Verſchuldens.

Unglaublich iſt die kleinliche Engherzigkeit, mit welcher die oberöſterreichiſchen Stände zu Werke gingen, jede ihnen durch die Natur

der Sache zufallende Last von sich möglichst fernzuhalten suchten und dadurch die Maßregeln, welche die Regierung zum Schutze des Landes zu treffen sich bemühte, weit eher hemmten als unterstützten. Gegen die schon im April 1741 von Maria Theresia angeordnete Verlegung von dreitausend Warasdiner Grenzern nach dem Lande Oesterreich ob der Enns erhoben sie Einsprache und verlangten, diese Truppen sollten in Ungarn zurückgehalten werden, oder wenn es hiezu zu spät wäre, wenigstens auf dem rechten Ufer der Enns gelagert bleiben, von wo sie immerhin, wenn Noth an Mann wäre, zur Hülfe herbeigezogen werden könnten [45]). Nur ungern ließen sie sich das Einrücken der beiden Cavallerie-Regimenter Prinz Eugen und Khevenhüller, obgleich dieselben zusammen nicht über vierzehnhundert Mann zählten, gefallen, und klagten über das „Ungemach und die Unkosten", welche ihnen durch deren Bequartierung und Verpflegung verursacht würden [46]).

Auch die Anordnung, ein Aufgebot von viertausend Mann unter die Waffen zu rufen, ward mit der Einrede beantwortet, daß hiedurch bei der Nachbarschaft großes Aufsehen, im Lande selbst aber Kleinmuth und Bestürzung hervorgerufen, und das Aufgebot etwa gar Ursache werden könnte, eine auswärtige Macht zu einem Einfalle in Oberösterreich zu verlocken [47]). Und als demungeachtet Maria Theresia eine Commission einsetzte, welche, aus dem Landeshauptmann Grafen Ferdinand Weissenwolff, dem commandirenden General Grafen Karl Palffy und dem Oberstkriegscommissär Grafen Franz Ludwig von Salburg bestehend, die Maßregeln zur Vertheidigung des Landes berathen und ausführen sollte, da wurde auch jetzt wieder mit solcher Umständlichkeit und Schwerfälligkeit zu Werke gegangen, daß in dem Augenblicke, in welchem der Kurfürst von Baiern Passau überfiel, in Oberösterreich zum Schutze des Landes noch so gut wie nichts geschehen war.

Etwas regeres Leben kam in die Vertheidigungsanstalten, als in den ersten Tagen des Monats August 1741 der Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz auf der Reise nach Pilsen in Linz eintraf. Neuerdings ging man daran, die frühere, jedoch von den Ständen für nutzlos und unausführbar erklärte [48]) Anordnung der Aufstellung des Landesaufgebotes zu verwirklichen. Am 11. August 1741 erschien das

Patent, welches von jeder zehnten Feuerſtelle einen Mann zu den Waffen rief. Auf ſolche Weiſe wurden etwas mehr als viertauſend Mann verſammelt. Den Befehl über dieſes Aufgebot erhielt das Mitglied des Collegiums der ſtändiſchen Verordneten, Joſeph Wiellinger von der Au.

Daß jedoch all dieß gegen den bevorſtehenden Einfall eines vereinigten baieriſch-franzöſiſchen Heeres völlig unzulänglich ſei, darüber konnte bei Niemand auch nur einen Augenblick ein Zweifel obwalten. Darum befahl Fürſt Lobkowitz vor ſeiner Abreiſe nach Böhmen dem Grafen Palffy, ſich keinem ernſtlichen Angriffe auszuſetzen und bei dem Anſcheine eines ſolchen über die Enns zurückzugehen. Das rechte Ufer dieſes Fluſſes, ſowie diejenigen der Donau, dort wo das alte Schloß Spielberg auf einer Inſel im Strome liegt, wurden ſtark verſchanzt.

Am 1. September 1741 ſandten die oberöſterreichiſchen Stände ihr Mitglied, den Grafen Otto Karl von Hohenfeld an ihre Landesfürſtin mit der Bitte um ſchleunige Hülfe durch Abſchickung einer zureichenden Anzahl regulirter Truppen, und wenn dieſe nicht zu erlangen wären, um Verhaltungsbefehle für den Fall des Einrückens der Baiern [49]).

Die Betheuerungen der Treue und Ergebenheit, welche die oberöſterreichiſchen Stände hieran knüpften, wurden von Maria Thereſia mit all der bezaubernden Freundlichkeit entgegen genommen, welche ihr in ſo ſeltenem Maße eigen war. Bei allem Unglücke, von dem ſie ſo ſchwer betroffen werde, gereiche ihr, erwiderte ſie dem Grafen Hohenfeld, die Liebe der Unterthanen zum ſchönſten Troſte. Was die Beſorgung der Geſchäfte während des wahrſcheinlichen, mit Waffengewalt nicht mehr hintanzuhaltenden Einfalles der Baiern betreffe, ſo ſolle hiezu von jedem der vier Stände nur ein Verordneter in Linz verweilen. Die übrigen hätten ſich von dort nach Hauſe zu begeben, wo ſich Jeder, ſo gut es eben angehe, zu behelfen ſuchen ſolle. Was wegen der Uebermacht nicht zu vermeiden oder zu ändern wäre, würde die Königin niemals ungnädig anſehen [50]). Doch ſolle eine Verſammlung der Stände nicht mehr gehalten, eine Huldigung aber um jeden Preis vermieden werden [51]).

Während Maria Thereſia dieſe Anordnungen traf, ſchickte der Kurfürſt von Baiern ſich an, von ſeinem Lager bei Schärding aus, wohin er ſich nach der Wegnahme Paſſau's begeben hatte, um dort die franzöſiſchen Hülfstruppen zu erwarten, in Oberöſterreich einzudringen. Den empfangenen Befehlen getreu zog ſich Palffy vor den anrückenden feindlichen Heerſchaaren zurück. Angſt und Schrecken herrſchten im Lande, als die kleine öſterreichiſche Streitmacht dasſelbe verlaſſen hatte und nach Niederöſterreich zurückgewichen, das Landesaufgebot aber als zu jedem ernſtlichen Widerſtande gänzlich unfähig nach Hauſe entlaſſen worden war. Auf den Schlöſſern, in den Klöſtern und in den Häuſern der Wohlhabenden wurde emſig gepackt, um die beſten Habſeligkeiten ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen[52]). Und man that gar wohl daran, ſich möglichſt zu beeilen, denn ſchon am 10. September 1741 erſchien zu Linz ein Trompeter des Kurfürſten von Baiern, welcher dem Collegium der Verordneten die gedruckte Vertheidigung der Erbrechte des Kurfürſten auf Oeſterreich, wohl an fünfzig Bogen ſtark, und ein Schreiben Karl Albrecht's überbrachte, in welchem die Stände aufgefordert wurden, ihn als ihren rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen und ihm Commiſſäre entgegenzuſenden, um für die Verpflegung ſeiner Truppen Sorge zu tragen und dadurch jeden Exceß derſelben zu verhüten[53]).

Wieder war es der damalige Vertrauensmann der Stände, Joſeph Wiellinger von der Au, welcher zu dieſer peinlichen Sendung erkoren wurde. Nach Peuerbach eilte er dem Kurfürſten entgegen, wohin inzwiſchen das franzöſiſch-baieriſche Heer, ohne auch nur dem Schatten eines Widerſtandes zu begegnen, in einer Geſammtſtärke von fünfzehntauſend Mann vorgerückt war. Der andere Theil der Armee kam auf Schiffen die Donau herab, und am 15. September 1741 um zwei Uhr Nachmittags hielt der Kurfürſt, von franzöſiſchen und baieriſchen Generalen umgeben, ſeinen Einzug in Linz, von wo aus noch Tags zuvor, obgleich die Stadt ſchon von fremden Truppen beſetzt war, das Collegium der ſtändiſchen Verordneten der Königin von Ungarn über die Vorfälle im Lande Bericht erſtattet und die zuverſichtliche Hoffnung ausgeſprochen hatte, ihrer Regierung nicht lange entfremdet zu bleiben[54]). Unverweilt begab ein Theil der Truppen

des Kurfürſten ſich nach Enns und Steyer, auch hier wie überall im Lande mit ſtiller Ergebung, nirgends mit Freudenbezeigungen aufgenommen. So vermochte ſich Karl Albrecht binnen wenig Tagen einer der blühendſten öſterreichiſchen Provinzen zu bemächtigen; das Land Oeſterreich ob der Enns ſchien für Maria Thereſia verloren und nichts im Stande zu ſein, des Kurfürſten Siegeszug nach Wien irgendwie zu hemmen.

In dem Augenblicke, in welchem alle Verbündeten ſie feig verließen und nicht nur ihre Feinde, ſondern ſelbſt ihre vermeintlichen Freunde ſich beutegierig herbeidrängten, um Antheil zu nehmen an der von Niemand mehr bezweifelten Theilung der öſterreichiſchen Länder, da fand Maria Thereſia in ſich ſelbſt, in der eigenen Entſchloſſenheit und Charakterſtärke, ſowie in der Treue und Aufopferungsfähigkeit ihrer Unterthanen die Hülfsquellen, welche ſie in den Stand ſetzten, das damals für unmöglich Gehaltene wahr zu machen und über die Mehrzahl ihrer Gegner am Ende doch zu triumphiren.

Zehntes Capitel.

Es iſt an einem früheren Orte die der Königin von Ungarn und ihrem Gemahl nicht allzu günſtige Stimmung geſchildert worden, welche in dem Augenblicke der Thronbeſteigung Maria Thereſia's in verſchiedenen Theilen ihrer Länder herrſchte. Wahrhaft erſtaunlich war jedoch die Raſchheit des Umſchwunges, der in dieſer Beziehung eintrat, und die Schnelligkeit, mit welcher Maria Thereſia ſich die Liebe ihrer Unterthanen in einem nie zuvor gekannten Maße zu erwerben verſtand. Das Bezaubernde ihres perſönlichen Auftretens, die herzgewinnende Art und Weiſe, mit der ſie Allen begegnete, die Unbeſchränktheit des Zutrittes zu ihr, der ſichtliche Antheil, mit dem ſie die Bitten und Klagen des Geringſten ihrer Unterthanen hörte und ſich bemühte, Troſt und Hülfe zu gewähren, die lebhaften Ausdrücke wirklichen Bedauerns, mit welchen ſie ſelbſt eine abſchlägige Antwort zu verſüßen wußte, ihre Wohlthätigkeit gegen Arme, ihre Freigebigkeit für Alle, die ihr dienten, ihre raſtloſe Arbeitſamkeit, die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher ſie die Rechtspflege handhabte [1]), all dieß gewann ihr die bewundernde Verehrung eines Jeden, der ſich ihr nahte. Die Kunde der herrlichen Eigenſchaften der jungen Fürſtin verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit in die entfernteſten ihrer Lande; begeiſterte, aufopferungsfähige Anhänger erſtanden ihr überall.

Wie ein gleichzeitiger, der Königin keineswegs günſtiger Berichterſtatter, der preußiſche Miniſter Graf Podewils erzählt, hörte man nichts als die wärmſten Lobſprüche über ſie und Alles erhob ſie bis

in die Wolken. Jeder war bereit, ſich, wie Podewils ſagt, „für die „beſte der Fürſtinnen zu opfern“. Man vergötterte ſie. Alle Welt wollte ihr Bildniß beſitzen. Niemals erſchien ſie öffentlich, ohne daß das Volk ſie mit freudigen Zurufen empfing [2]).

Dieſelben Menſchen, welche in dem Augenblicke des Todes des Kaiſers gegen deſſen Tochter und Erbin Gleichgültigkeit, ja faſt Abneigung an den Tag gelegt hatten, überboten ſich nun in Beweiſen lebhafteſter Anhänglichkeit. So ſtellte, um nur eines Beiſpieles zu erwähnen, der Adel von Böhmen und Mähren dreitauſend Rekruten, errichtete Magazine und verſah die Städte jener Länder mit Lebensmitteln, um ſie in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Ein Graf Dietrichſtein bat um die Erlaubniß, ein Freicorps von achttauſend Jägern zu errichten, in welches auch geeignete Landleute, insbeſondere aber Salinenarbeiter eingereiht werden ſollten [3]). Andere gaben, ſelbſt ohne hiezu aufgefordert worden zu ſein, anſehnliche Geldſummen. Alle aber trugen trotz der Schwere der Laſten, die ohnedieß auf ihnen lagen, freudig die Opfer, welche die Bedrängniß der Königin von ihnen forderte.

Den günſtigſten Anlaß für das Volk, die Liebe zu ſeiner Monarchin mit all der Wärme zu zeigen, von der es durchdrungen war, boten die frohen wie die traurigen Ereigniſſe dar, welche ſich in dem Familienkreiſe derſelben zutrugen. So wie Maria Thereſia ſchon im Jahre 1740 ihre älteſte Tochter, die Erzherzogin Maria Eliſabeth nach einer plötzlichen Erkrankung von nur wenig Stunden verloren hatte, ſo war am 25. Jänner 1741 auch ihre dritte Tochter, die Erzherzogin Maria Caroline durch ſchnellen Tod hinweggerafft worden. Den einzigen, aber auch den beſten Troſt in dieſen ſchweren Heimſuchungen gewährte die Geburt eines Prinzen, des lange und ſehnſüchtig erwarteten Thronerben.

Am 13. März 1741, zwei Stunden nach Mitternacht brachte Maria Thereſia einen wohlgebildeten Knaben zur Welt. So leicht ging die Geburt von Statten, daß erzählt wird, die Königin habe drei Stunden nach derſelben ſcherzend den Wunſch ausgeſprochen, ſchon wieder im ſechſten Monate der Schwangerſchaft zu ſein [4]). Unbeſchreiblich war der Jubel, mit welchem der Hof, mit welchem

ganz Wien die Geburt des Thronerben begrüßten. Kaum hatte ſich die frohe Nachricht verbreitet, als noch in der Nacht das Volk mit Freudengeſchrei durch die Straßen der Hauptſtadt ſtrömte und in gewaltigen Maſſen die Hofburg umwogte. Mit einer Art von Unbändigkeit legte es, wie ein Augenzeuge verſichert, ſeine Begeiſterung an den Tag [5]). Es vergaß aller Bedrängniſſe, die es erlitt, und glaubte in dem zarten Kinde, welches ſo eben geboren worden, ein ſicheres Unterpfand zukünftiger glücklicherer Tage zu beſitzen. Die ganze Woche hindurch dauerten die Freudenbezeigungen, den lebhafteſten Ausdruck aber fanden ſie während der Feierlichkeiten, welche die Taufe des neugebornen Prinzen begleiteten.

Noch bevor die Entbindung der Königin erfolgt war, hatte ſie den Beſchluß gefaßt, für den Fall der Geburt eines Knaben demſelben den Namen ſeines verſtorbenen Großvaters, des Kaiſers Karl VI. beizulegen. Es zweifelte daher Niemand, der junge Erzherzog werde gleichfalls Karl genannt werden [6]). Wenige Augenblicke vor der Taufe berief jedoch Maria Thereſia ihre Mutter, die verwitwete Kaiſerin zu ſich und vertraute ihr, ſie habe ſich während der Zeit ihrer Schwangerſchaft ſo oft im Gebete dem Schutze des heiligen Joſeph empfohlen, daß ſie es für ihre Pflicht anſehe, ihrem Sohne nun auch den Namen dieſes Heiligen zu geben. Der Entſchluß der Königin wurde überall, insbeſondere aber im Volke beifällig aufgenommen, welch' Letzteres, das ſich nun ſchon in freudig erregter Stimmung befand, den Namen Joſeph als ſchöne Erinnerung an die kurze aber ruhmvolle Regierung dieſes Kaiſers mit Jubel begrüßte [7]).

In größter Feierlichkeit wurde die Taufe vollzogen. Sechzehn Biſchöfe aſſiſtirten dem päpſtlichen Nuntius Paolucci, welcher die heilige Handlung vornahm. Der Cardinal Kollonitz und der Prinz von Hildburgshauſen vertraten die Stelle der Pathen, des Papſtes Benedikt XIV. und des Königs Auguſt von Polen. An dieſe Letzteren wurden, und zwar an den Papſt der nachmalige Staatskanzler Graf Kaunitz, an den König von Polen und den ruſſiſchen Hof Graf Wilczek abgeſendet. Kaunitz hatte ſich auch zu König Karl Emanuel von Sardinien und zu der in Florenz reſidirenden verwitweten Kurfürſtin von der Pfalz zu begeben. Graf Rudolph Chotek eilte nach

Lothringen und Frankreich, Graf Nikolaus Eſterhazy nach Brüſſel, dem Haag, London und Liſſabon, andere Sendboten an die Kurfürſten von Baiern, Mainz, Köln und Trier. Ueberallhin, ja ſogar an den Hof von Madrid wurde geſchrieben, obgleich er Maria Thereſia noch nicht als Beherrſcherin der öſterreichiſchen Länder anerkannt hatte. Nur an König Friedrich von Preußen, mit welchem man ſich in offenem Kriege befand, erging keine Mittheilung des frohen Ereigniſſes.

Als ein ſolches wurde dasſelbe denn auch in allen öſterreichiſchen Ländern aufgefaßt und zu Kundgebungen warmer Anhänglichkeit an Maria Thereſia benützt. Sie machten, was die Hauptſtadt betraf, insbeſondere am 23. April 1741 als an dem Tage ſich Luft, an welchem die feierliche Vorſegnung der Königin durch den Nuntius Paolucci vorgenommen wurde. Vielfache Freudenbezeigungen fanden Statt und der Jubel ſtieg auf's höchſte, als Maria Thereſia ſelbſt im offenen Wagen die ihr zu Ehren veranſtaltete Beleuchtung der Plätze und Straßen in Augenſchein nahm. Ihren höchſten Werth aber erhielten dieſe Beweiſe treuer Geſinnung dadurch, daß ſie ſich nicht bloß auf Feſtlichkeiten beſchränkten, ſondern auch die volle Bereitwilligkeit zu Opfern zeigten, auf welche Maria Thereſia damals faſt ausſchließlich angewieſen war.

Es iſt leicht begreiflich, daß ſolche Zeichen wahrer Ergebenheit dann am freudigſten aufgenommen wurden, wenn ſie von einer Seite kamen, von welcher man am wenigſten auf dieſelbe zählen zu dürfen geglaubt hatte.

Schon früher iſt im Vorbeigehen angedeutet worden, daß die Stimmung Ungarns während der Regierungszeit Karl's VI. keineswegs der Art war, um von dort aus beſonders nachhaltige Anſtrengungen zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion erwarten zu laſſen[9]). Zwar war dieſes Grundgeſetz von den ungariſchen Ständen anerkannt und von denſelben noch ein zweiter Beweis ihrer Loyalität dadurch gegeben worden, daß ſie ſich nach Niclas Palffy's Tode ſtatt der Wiederbeſetzung der Stelle des Palatins die Ernennung des Herzogs Franz von Lothringen zum Statthalter Ungarns willig gefallen ließen. Aber darum konnte doch der alte Zwieſpalt, welcher erſt vor wenigen Jahrzehnten im Rakoczyſchen Aufſtande einen ſo furchtbaren

Ausdruck gefunden hatte, noch nicht als völlig beseitigt angesehen werden. Daß es hiezu nicht kam, daran war wohl zunächst die allzu große Verschiedenheit der Anschauungen Schuld, welche auf beiden Seiten herrschte. Auf derjenigen der Regierung ein stetes Mißtrauen, von dem sie sich nicht losmachen konnte, und das durch die niemals unterbrochene Verbindung mit den in der Türkei befindlichen Anhängern Rakoczy's, ja sogar durch theilweise Aufstandsversuche im Lande eher genährt statt beschwichtigt wurde. Auf Seite der Ungarn das unbändige Pochen auf die sogenannten Freiheiten der Nation, welche jedoch nichts bezweckten als immer größere Zügellosigkeit für die bevorzugten, immer tiefere Sklaverei für die unterdrückten Klassen des Volkes, Freiheiten, welche die Hebung der Cultur des Landes, die Ausbreitung der Civilisation ebenso unmöglich machten als sie jede verhältnißmäßige Betheiligung Ungarns an der Bestreitung der allgemeinen Staatslasten hintertrieben.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Feinde des Hauses Oesterreich, als sie zur Demüthigung, wenn nicht zu völligem Sturze desselben ihre Plane entwarfen, mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechneten, es werde in dem umfangreichsten seiner Länder, in Ungarn nur schwache, vielleicht gar keine Unterstützung finden. Diese Voraussetzung wurde jedoch wenigstens nicht in dem Maße erfüllt, in welchem sie gemacht worden sein mochte. Daß es nicht geschah, muß wohl zum größten Theile den zweckentsprechenden Maßregeln zugeschrieben werden, welche Maria Theresia schon im Augenblicke ihrer Thronbesteigung in Bezug auf Ungarn ergriff. Der greise Feldmarschall und Judex Curiae Graf Johann Palffy war der Mann, dessen sie sich hiebei als eines durchaus passenden Werkzeuges bediente.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man Johann Palffy eine der edelsten Gestalten in der neueren Geschichte Ungarns nennt. Ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes, seinem Vaterlande mit unwandelbarer Hingebung und auch dann noch treu, wenn das Festhalten an dieser Gesinnung ihm die empfindlichsten Opfer auferlegte, bewahrte er doch die gleiche Hingebung, die gleiche Treue auch dem rechtmäßigen Herrscherhause. Er that eben durch sein Beispiel die Ueberzeugung dar, welche ihn beseelte, nur in aufrichtiger Unterord-

nung unter das Haus Oesterreich, nur in innigster Gemeinsamkeit mit dessen übrigen Ländern könne Ungarn nach und nach seine erhabene Bestimmung erfüllen, nicht als ein Hemmniß der Civilisation, sondern als die Brücke zu dienen, über welche dieselbe aus Deutschland, dem in mancher Hinsicht cultivirtesten Lande Europa's, sich nach den barbarischen Ländern des Ostens auszubreiten vermöge.

Durch jede Handlung seines Lebens bewies es Palffy, daß er all die Dienste, welche er dem Gesammtstaate Oesterreich leistete, auch als seinem speciellen Vaterlande Ungarn gewidmet ansah. Darum finden wir ihn schon in früher Jugend als Theilnehmer an den glänzenden Schlachten, welche noch unter Leopold's I. Regierung gegen die Türken und die Franzosen geschlagen wurden, in hoher Achtung bei den damaligen ruhmreichen Heerführern des Kaiserhauses, insbesondere dem Prinzen Eugen eng befreundet. So sendete ihn der Prinz im Jahre 1702 aus dem italienischen Feldlager nach Wien, die Noth seines Heeres und die Unmöglichkeit, mit so gänzlich verwahrlosten Truppen einem übermächtigen Gegner noch länger zu widerstehen, dem Kaiser selbst in unumwundenster Weise vorzustellen und darauf zu dringen, daß die Armee wenigstens in nothdürftiger Weise mit Geld versehen werde, an welchem sie wahrhaft unbeschreiblichen Mangel litt.

So wenig es Palffy auch gelang, den Wünschen des Prinzen Befriedigung zu verschaffen, so rechtfertigte er doch mindestens durch die Art und Weise, in der er seiner Mission sich entledigte, Eugen's Vertrauen, und seine freimüthigen Berichte an denselben gewähren noch jetzt ein anschauliches Bild des trostlosen Zustandes, in welchem der Kaiser, der Hof, das ganze Reich zu jener Zeit sich befanden.

Der Rakoczy'sche Aufstand in Ungarn bot dem Grafen Johann Palffy bald nur allzuviele Gelegenheit dar, eine rastlose und erfolgreiche Thätigkeit zum Heile des Kaiserhauses und Oesterreichs, wie zu demjenigen Ungarns zu entwickeln. Damals mit der höchst wichtigen Stelle eines Bans von Croatien bekleidet und seit dem Beginne des Aufruhrs gegen die Insurgenten im Felde, erhielt er im Jahre 1710, nach Heister's Abdankung den Oberbefehl wider dieselben. Das große Vertrauen, das Palffy überall im Lande, selbst bei der Gegenpartei

genoß, erleichterte die Zuſtandebringung eines gütlichen Uebereinkommens mit den Inſurgenten in außerordentlichem Maße. Die Unterwerfung Karolyi's, welcher mit der ungariſchen Reiterei bei Maiteny die Waffen ſtreckte, und der Abſchluß des Szathmarer Friedens waren vornehmlich Palffy zu danken, der gerade in einem Augenblicke im Intereſſe des Kaiſerhauſes Großes bewirkte, in welchem ihm von dorther durch die harte Behandlung, die ſeiner Tochter Marianne, Hofdame der Kaiſerin Amalie, nach dem plötzlichen Tode Joſeph's I. wegen ihrer intimen Beziehungen zu dieſem Fürſten von der Mutter desſelben, der Kaiſerin Eleonore widerfuhr, empfindliche Kränkung bereitet ward.

Bekannt ſind Palffy's tapfere Thaten in den Feldzügen der Jahre 1716 und 1717 gegen die Türken, und der ehrenvolle Antheil, welcher ihm als Befehlshaber der Reiterei an Eugen's herrlichen Siegen bei Peterwardein und Belgrad gebührt. So groß war der Ruhm, den er damals ſich erwarb, daß er im Jahre 1737, als Karl's VI. letzter Krieg gegen die Pforte begann, von zahlreichen Stimmen, insbeſondere ſeiner Landsleute, als der Würdigſte unter den kaiſerlichen Generalen bezeichnet wurde, den Oberbefehl zu erhalten. Daß dieß nicht geſchah, wurde von Palffy ſelbſt und ſeinen Anhängern als eine Zurückſetzung, die von Seite des Kaiſers erfolgte Hinweiſung auf Palffy's hohes Alter und auf die Nothwendigkeit, ſich ſeiner in Ungarn zu bedienen, als ein Vorwand angeſehen, um über den Oberbefehl in anderer Weiſe zu verfügen [10]).

Palffy's Schritte, eine Aenderung dieſer Maßregel herbeizuführen, blieben zwar fruchtlos; dennoch ließ er, wie ſolches ſeine Landsleute und insbeſondere ſeine Standesgenoſſen ſo oft zu thun pflegten, durch perſönliche Empfindlichkeit ſein Verhältniß zum Kaiſer nicht trüben. Nach wie vor ſich unerſchütterlich gleichbleibend in treuer Geſinnung wie in eifrigſter Erfüllung ſeiner dienſtlichen Pflichten, war er auch nach wie vor die eigentliche Vertrauensperſon des Kaiſerhauſes in Ungarn. In welch' hohem Maße dieß der Fall war, zeigte ſich dadurch, daß man gerade ihn nach Wien berief, als Karl VI. auf dem Sterbebette lag, und daß man ihn, nachdem der Kaiſer verſchieden war, mit unbeſchränkter Vollmacht, ja als Stellvertreter der jungen

Königin nach Ungarn entsandte. Er führte ein Schreiben Maria Thereſia's an die Comitate mit ſich, in welchem die Aufrechthaltung der Freiheiten und Privilegien Ungarns zugeſagt und die Einberufung eines Landtages verſprochen wurde.

In jeder Weiſe rechtfertigte Palffy das in ihn geſetzte Vertrauen. Obwohl ſchwer gedrückt durch die Laſt der Jahre, deren er damals ſchon ſieben und ſiebzig zählte, entwickelte er doch eine erſtaunliche Thätigkeit im Intereſſe ſeiner Monarchin. Ihm war es vornehmlich zuzuſchreiben, wenn ſich in Ungarn bald nach dem Einfalle König Friedrich's in Schleſien der ernſte Wille zu regen begann, der Königin gewaffneten Beiſtand zu leihen zur Vertheidigung ihres rechtmäßigen Beſitzes. Insbeſondere wirkte die Bedrohung des Grenzpaſſes Jablunka durch die Preußen beſchleunigend ein auf die Erhebung in Ungarn.

Am 26. Jänner 1741 erließ Palffy einen Aufruf an fünfzehn Comitate, dann an die Jazygier und Cumanier, Reiterſchaaren auszurüſten zur Beſchützung Ungarns gegen einen etwaigen Einfall der Preußen. Seine Aufforderung blieb nicht ohne das gehoffte Ergebniß, ja es übertraf dasſelbe ſogar, und die Ausſicht, welche er ſeinen Landsleuten auf reiche Beute eröffnet hatte, mag hiezu nicht weniger beigetragen haben als das Verſprechen, ſich ſelbſt an ihre Spitze zu ſtellen und ſie gegen den Feind zu führen [11]). Bald konnte Palffy nach Wien berichten, aus dem Peſther Comitate allein hätten ſechzehnhundert Edelleute ſich bereit erklärt, zu Pferde zu ſteigen und in's Feld zu ziehen. Das Beiſpiel des königlichen Perſonals Baron Graſſalkovics, welcher ſich erboten habe ihr Anführer zu ſein, ſei hierauf von entſcheidendem Einfluſſe geweſen. Das Eiſenburger Comitat verſpreche tauſend, das von Komorn drei- bis vierhundert Mann. Die Cumanier wollten vierhundert Mann ſtellen und mit den Bewaffneten des Peſther Comitates zwei Regimenter, jedes zu tauſend Mann bilden [12]). Auch einzelne Perſonen erklärten ſich bereit, eine beträchtliche Anzahl von Reitern zu ſtellen. Andere gaben Pferde, Waffen und Bekleidungsſtücke; der regſte Wetteifer herrſchte, ſich nicht blos in Worten, ſondern auch durch Thaten der Königin dienſtbar zu bezeigen.

Dieſen friſchen, freiwilligen Regungen des männlichen Muthes und der Vaterlandsliebe gegenüber macht die ängſtliche, kleinliche Anſchauungsweiſe, welcher die Mehrzahl der öſterreichiſchen Staatsmänner ſich hingab, einen unerquicklichen Eindruck. Zwar hatten die einſichtsvollſten unter ihnen, insbeſondere der greiſe Gundacker Starhemberg ſchon in der erſten Conferenz, welche über die ungariſchen Angelegenheiten gehalten wurde [13]), die Nothwendigkeit hervorgehoben, den Ungarn gegenüber das früher Geſchehene zu vergeſſen und ihnen aufrichtiges Vertrauen zu zeigen. Nur ſo werde man ſich ihres guten Willens verſichern und ſie zu Opfern vermögen, deren man nun mehr als je bedürftig ſei. Damals hatte Niemand dem widerſprochen; nun aber, wo es darauf ankam auch in ſolchem Sinne zu handeln, regte ſich das alte Mißtrauen wieder, und man nahm Anſtand, einem Volke die Waffen in die Hände zu geben, welches dieſelben ſo oft gegen das eigene Herrſcherhaus gekehrt hatte. Der ungariſche Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany wurde ſchleunigſt nach Ungarn geſendet, um zu verſuchen, ob nicht ein Theil des bewaffneten Aufgebotes ſich in Bezahlung einer entſprechenden Geldſumme verwandeln ließe. Die wirklich ausgerüſteten Reiterſchaaren ſollten gegen Jablunka geführt werden, um einem etwaigen Eindringen der Preußen von dorther zu begegnen [14]).

Zu Gunſten der Anſchauung des Wiener Miniſteriums läßt ſich freilich wieder die traurige Erfahrung, welche man ſo vielfach an den Ungarn gemacht hatte, und der Umſtand anführen, daß gerade zu jener Zeit gewiſſe Kunde eingelangt war von den raſtloſen Bemühungen des Renegaten Bonneval, die Pforte dazu zu bewegen, die Bedrängniß des Hauſes Oeſterreich zu benützen und ſich vorerſt des Temeswarer Banates wieder zu bemächtigen. Von Seite fremder Höfe wurde gleichfalls emſig geſchürt, die Pforte zum Friedensbruche zu vermögen [15]), und es lag allerdings Grund zur Befürchtung vor, in einem ſolchen Falle werde ſich auch in Ungarn nur allzubald der Vorwand zu einem Aufſtande und der Anhang für ihn finden. Selbſt und im vorhinein dem zu beſorgenden Aufſtande die Waffen in die Hände zu liefern, konnte ſomit wohl als unklug dargeſtellt werden. Aber in der Lage, in welcher man ſich eben befand, blieb keine Wahl

und man mußte ſich dazu entſchließen, etwas zu wagen und das geringere Uebel, auch nicht ganz zuverläſſigen Leuten Waffen zu geben, dem größeren vorziehen, wehrlos zu bleiben.

Der glücklichſte Umſtand lag jedoch darin, daß die Pforte, ſich mit den erſt vor Kurzem im Belgrader Frieden gewonnenen Vortheilen begnügend, keine Luſt bezeigte, gegen das Haus Oeſterreich Krieg zu führen. Am 2. März 1741 ſchloß ſie mit Maria Thereſia einen Vertrag ab, durch welchen die Feſtſetzung des neuen Grenzzuges zwiſchen beiden Reichen vollendet wurde. Dieſer Umſtand und das ſtrenge Urtheil der Verdammung, welches der türkiſche Botſchafter in Wien über den Einmarſch König Friedrich's in Schleſien ausſprach, beſtärkten in der Hoffnung, daß die Pforte es verſchmähen werde, ſich eines gleichen Treubruches ſchuldig zu machen [16]).

In dieſer Vorausſicht wurde denn auch fortan von Seite Maria Thereſia's ſowohl als der Ungarn gehandelt. Nachdem Jablunka von den Preußen beſetzt worden, eilte Palffy neuerdings nach Wien, ſich mit der Regierung über die Maßregeln der Vertheidigung Ungarns für den Fall zu einigen, daß die Preußen weiter in das Land einzudringen verſuchen ſollten. Palffy erbot ſich, eine noch größere Anzahl von Bewaffneten aufzubringen, als bisher beſtimmt worden war. Er betonte jedoch auch die Gegenforderung der Ungarn, nur von ihren Landsleuten befehligt zu werden. Die Poſten der Generale und aller Officiere ſollten nur Ungarn zu Theil werden, Palffy ſelbſt das geſammte Aufgebot in's Feld führen [17]).

Es ſcheint, daß Palffy's Anträge in Wien völlige Billigung fanden und man dort auch den letzten Reſt des Mißtrauens fallen ließ, welches man gegen Ungarn noch gehegt hatte. Die Generale Baranyay, Joſeph Feſteties und Johann Ghillanyi wurden beſtimmt, die ungariſchen Truppen zu befehligen; Palffy ſelbſt aber kehrte nach Preßburg zurück, um die Aushebung von achttauſend Huſaren durchzuführen. Nach Preßburg folgte ihm unter dem Vorwande der Jagd der Großherzog Franz, um die von Ungarn aus gegen Schleſien vorzunehmenden militäriſchen Bewegungen einzuleiten [18]), und wohl auch um zu dem Landtage Vorbereitungen zu treffen, welchen man ſobald als möglich nach Preßburg zu berufen ſich entſchloſſen hatte.

Wieder war es der tiefe Kenner ungariſcher Zuſtände, Graf Gundacker Starhemberg, welcher ſchon in der früher erwähnten Conferenz vom 24. October 1740 den Antrag auf baldige Einberufung des Landtages geſtellt hatte. Jedwede Einwendung, welche dagegen etwa gemacht werden konnte, verſchwand vor der Nothwendigkeit, die Königin baldigſt krönen zu laſſen, um vollends feſten Fuß im Lande zu faſſen und die verſammelten Stände zur Anerkennung der Mitregentſchaft des Großherzogs zu vermögen, welche Maria Thereſia ſo ſehr am Herzen lag. Die Einwilligung des Landtages bot aber, wie man in Wien gar wohl erkannte, den einzigen geſetzlichen Weg dar, die Mitregentſchaft auch in Ungarn in's Leben treten zu laſſen [19]). Man entſchloß ſich daher zu demſelben, obwohl man wußte, daß auch auf ihm beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden ſein würden. Mit Rundſchreiben vom 21. Jänner 1741 wurden die Mitglieder beider Tafeln nach Preßburg geladen, wo am 18. Mai 1741 der Landtag eröffnet ward.

Noch hatte die neunte Morgenſtunde kaum geſchlagen, als in dichtgedrängter Zahl die Mitglieder beider Tafeln nach ihren Verſammlungsorten ſtrömten. Alle trugen ſie im Andenken an des Kaiſers Ableben das ſchwarze Trauergewand, und in den Reihen der Zuſchauer wurde es gar wohl bemerkt, daß dasſelbe bei faſt ſämmtlichen Mitgliedern des Landtages nach ungariſchem Gebrauche geformt war [20]), obwohl man bei Vielen die Ungewohntheit des Tragens ſolcher Kleidung auf den erſten Blick herausfand und wußte, daß ſie ſich bisher derſelben niemals bedient hatten.

Was die untere Tafel, diejenige der Stände betraf, ſo wurde ſie in dem ihr angewieſenen Saale von ihrem Vorſitzenden, dem königlichen Perſonal Freiherrn von Graſſalkovics bewillkommt. An einem um eine Stufe höher geſtellten, von dem übrigen Saale durch Schranken getrennten Tiſche befand er ſich, um ihn die Mitglieder der königlichen Tafel. Von Graſſalkovics dazu eingeladen, verfügte ſich eine Deputation der Stände zur oberen Tafel, dieſelbe zu begrüßen und ſich ihr zu gemeinſchaftlichem Wirken zum Heile des Vaterlandes anzubieten.

In dem Verſammlungsorte der oberen Tafel, welchen ein Bildniß des großen Ungarkönigs Stephan ſchmückte, wie er zur heiligen Jungfrau kniebeugend um Beſchützung ſeines Reiches fleht, hatten inzwiſchen an dem inmitten des Saales befindlichen Tiſche die oberſten Würdenträger, und zwar zur Rechten die Erzbiſchöfe und einige Biſchöfe, zur Linken die Reichsbarone in weiten Armſtühlen Platz genommen. Da ſaß der greiſe Primas, der Paulinermönch Graf Emmerich Eſterhazy [21]), derſelbe, der ſich ſtets nur Frater Emericus nannte und unterſchrieb, den Stuhl nach der Mitte des Saales, dem Eingange gegenüber, faſt ganz an den leergebliebenen Sitz des Palatins gerückt, um die Verhandlungen beſſer ſehen und hören zu können, denn ſein hohes Alter hatte ihm Geſicht und Gehör ſchon merkbar geſchwächt. Neben ihm befanden ſich Graf Gabriel Patachich, Erzbiſchof von Kaloeſa, dann der Erlauer Biſchof Graf Gabriel Erdödy und andere Biſchöfe. Zur Linken des Tiſches ſaßen der Judex Curiae Graf Johann Palffy, an Alter und ehrwürdigem Anſehen wetteifernd mit dem Primas des Reiches; der Ban von Croatien Graf Joſeph Eſterhazy und die übrigen Würdenträger.

Mit wenigen Worten in ungariſcher Sprache eröffnete und bewillkommte der Primas die Verſammlung, den Zweck ihres Zuſammentretens mit Hinweiſung auf das königliche Einberufungsſchreiben [22]), in welchem die Vornahme der Krönung, die Wahl eines Palatins und die Berathung über die zum Wohle des Landes unerläßlichen Maßregeln vor Allem als nothwendig aufgezählt worden waren, kurz erörternd. Die Begrüßungsrede des Sprechers der inzwiſchen eingetretenen Deputation der unteren Tafel wurde von dem Judex Curiae Grafen Johann Palffy mit zuvorkommenden Worten und von der ganzen Verſammlung dadurch beantwortet, daß ſie zu gleichem Zwecke einige ihrer Mitglieder an die untere Tafel entſandte. Mit einem gemeinſchaftlich angehörten Gottesdienſte, welchen der Erlauer Biſchof Erdödy celebrirte, ſchloſſen die Feierlichkeiten der Eröffnung des Landtages und die Berathungen ſelbſt begannen.

Dieſelben erſtreckten ſich zunächſt auf die Feſtſetzung des Ceremoniells beim Empfange der Königin, welche ihr baldiges Eintreffen in Preßburg zugeſagt hatte. Schon bei der Erörterung dieſes Ge-

genſtandes, ſo wenig er auch von höherer politiſcher Bedeutung ſchien, zeigte es ſich, daß man nicht etwa von der Bereitwilligkeit einer großen Anzahl der Ungarn, Kriegsdienſte zu leiſten, auf die Willfährigkeit der Vertreter des Landes ſchließen durfte, auch nach anderen Richtungen hin den Wünſchen Maria Thereſia's entgegen zu kommen. Als von den Empfangsfeierlichkeiten die Rede war, kam die zukünftige Stellung des Großherzogs von Toscana zu Ungarn und die Frage der Mitregentſchaft zur Sprache. Bevor über die Letztere nicht entſchieden ſei, — und man könne nicht wiſſen, ob dieß jemals in einem den Wünſchen des Hofes günſtigen Sinne der Fall ſein werde, — dürfe man dem Großherzoge, ſo wurde behauptet, den Ehrenplatz nicht zugeſtehen, welchen die Königin ihrem Gemahl eingeräumt zu ſehen begehre.

Auch in Bezug auf andere Punkte wurden Meinungen laut und fanden Anklang und Zuſtimmung, welche die Beſorgniß erweckten, der Landtag werde ſich die Bedrängniß Maria Thereſia's zu Nutzen machen, um gar mancherlei Zugeſtändniſſe von ihr zu erpreſſen. Insbeſondere trat dieß bei der Beſprechung der Poſtulate, d. i. der Begehren hervor, welche von Seite des Landtages an die Königin gerichtet werden ſollten. Das Verlangen, daß der Adel von jedweder Auflage, welchen Namen ſie auch haben möge, befreit bleibe, ließ befürchten, man werde aus Ungarn keine erwähnenswerthe Geldhülfe zu beziehen im Stande ſein. Das fernere Begehren, Wein und Getreide frei nach dem übrigen Oeſterreich führen zu dürfen, bedrohte den dortigen Landbau, weil er, mit Abgaben ſchwer belaſtet, neben dem wohlfeilen Erzeugniſſe der ſteuerfreien Güter der ungariſchen Edelleute nicht zu beſtehen vermocht hätte. Der katholiſche Clerus wollte die Erhebung eines ſeiner Biſchöfe zur Würde eines Cardinals und die Beſchränkung der Verleihung kirchlicher Pfründen auf Angehörige des Landes. Die Proteſtanten aber verlangten größere Freiheiten bei Ausübung ihrer Religion, und ihre Begehren wurden, obgleich auch ſie erſt in Privatgeſprächen der Landtagsmitglieder und noch nicht während der Verhandlungen ſelbſt hervorgetreten waren, von der katholiſchen Partei, am Wiener Hofe aber von dem päpſtlichen Nuntius Paolucci nachdrücklich bekämpft [23]).

Es fehlte aber auch nicht an Männern, welche dieſe Vorzeichen ſtürmiſcher Landtagsverhandlungen und mannigfachen Zwieſpaltes mit der Regierung möglichſt zu beſchwichtigen trachteten. Insbeſondere an der Magnatentafel waren ſie zahlreich vertreten, und auf ihren Vorſchlag beſchloß der Landtag, eine Deputation nach Wien zu ſenden, aus vier und dreißig ſeiner Mitglieder, zwölf von der oberen und zwei und zwanzig von der unteren Tafel beſtehend, von dem Erlauer Biſchof Erdödy und dem Oberſtſtallmeiſter Grafen Franz Eſterhazy geführt. Außer der Vollziehung des Auftrages, die Königin zur Krönung zu laden, ſollte die Deputation ihr das Beileid des Landes über den Tod ihres kaiſerlichen Vaters und den Glückwunſch ausſprechen zu ihrer eigenen Thronbeſteigung ſo wie zur Geburt des Erzherzogs Joſeph. Endlich wurde ſie angewieſen, Maria Thereſia den Dank Ungarns darzubringen für die gleich nach ihrem Regierungsantritte geſchehene Beſtätigung ſeiner Privilegien und Freiheiten, ſo wie für die Einberufung des Landtages ſelbſt.

Aehnliche Beileidsbezeigungen und Glückwünſche wie an die Königin hatte die Deputation auch an die verwitwete Kaiſerin Eliſabeth und den Großherzog Franz zu richten. Letzterem ſollte ſie noch insbeſondere danken für die rege Sorgfalt, welche er während ſeiner achtjährigen Statthalterſchaft für Ungarns Wohl an den Tag gelegt hatte, und die Hoffnung ausſprechen, ihn als Begleiter ſeiner königlichen Gemahlin in Preßburg ehrfurchtsvoll begrüßen zu können.

Am Nachmittage des 27. Mai 1741 wurde die ungariſche Deputation von Maria Thereſia in der Wiener Hofburg feierlich empfangen. Dreimal beugten die Ungarn das Knie vor ihrer Monarchin; dann ſprach Biſchof Erdödy im Namen der Uebrigen zu ihr in lateiniſcher Rede. In gleicher Sprache entgegnete Maria Thereſia, die Zuſage erneuernd, die Rechte und Freiheiten der ungariſchen Länder aufrecht erhalten und ſich baldigſt in Perſon nach Preßburg verfügen zu wollen.

Nachdem ſie ſich bei der Königin verabſchiedet hatte, erhielt die Deputation Audienz bei der verwitweten Kaiſerin und dem Großherzoge von Toscana. Als die Ungarn die Burg verließen, wurde von einem Fenſter derſelben, von welchem aus man den inneren Burg-

platz überblickte, der damals erst zehn Wochen alte Kronprinz Erzherzog Joseph dem in dichten Schaaren versammelten Volke öffentlich gezeigt.

Es mag hier als eines eigenthümlichen Zusammentreffens Erwähnung geschehen, daß an demselben Tage, an welchem die ungarische Deputation ihrer Königin die Versicherung der Treue und Ergebenheit des Landes darbrachte, Maria Theresia eine Probe dessen erhielt, was Ungarn für sie wirklich zu leisten im Stande war. Um die neunte Vormittagsstunde führte der Oberstwachtmeister Freiherr von Trenck der Königin, die sich zu diesem Ende zu Wagen vor die Favoritenlinie begab, seine Panduren vor, mit welchen er, auf dem Marsche nach Schlesien begriffen, so eben in Wien eingetroffen war. In zwanzig Freicompagnien, jede zu fünfzig Mann getheilt, zählten die Panduren sammt den Officieren etwas über tausend Mann. Auf serbische Art in weite Ueberwürfe mit rothen Kapuzen gekleidet und starrend von Waffen aller Art, begrüßten sie ihre Königin mit den rauschenden Klängen türkischer Musik. Dann vollführten sie mannigfache Proben ihrer wilden Kampfesweise und zogen endlich in guter Ordnung an Maria Theresia's Wagen vorüber.

Mit regstem Interesse verfolgte die Königin das ebenso seltene als anziehende Schauspiel; sie beschenkte die Mannschaft reichlich [24]) und ließ einige derselben ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth vorstellen. Die ganze Schaar aber zog am folgenden Tage, von Tausenden umwogt und angestaunt, am Salesianerkloster vorüber, um auch von der Kaiserin Amalie gesehen zu werden. Durch einige Stunden nächst dem St. Johannisspital in der Vorstadt Landstraße gelagert, traten die Panduren noch denselben Abend den Marsch über die Donau nach Schlesien an.

Erst nach der Rückkunft seiner Abgesandten aus Wien, am 2. Juni hielt der ungarische Landtag wieder eine Sitzung und hörte den Bericht des Bischofs Erdödy über die Verrichtungen der Deputation. Dann trat neuerdings eine Vertagung ein, welche von Seite der Stände auf Vorschlag des Personals Grassalkovics dazu benützt wurde, nach den vier Kreisen Ungarns getheilt, an die Ausarbeitung

der gewöhnlichen Zuſammenſtellung der Beſchwerden des Landes, der ſogenannten „Gravamina“ zu ſchreiten.

Sowohl dieſer Gegenſtand, als auch die Frage der Zulaſſung des Großherzogs zur Mitregentſchaft wurden von den Mitgliedern der zweiten Tafel in ihren Privatberathungen mit einer Leidenſchaftlichkeit und zumeiſt in einem den Wünſchen Maria Thereſia's ſo wenig günſtigen Sinne erörtert, daß die Kunde davon das Gemüth der Königin mit ernſter Beſorgniß erfüllte. Dennoch gab ſie, den magiſchen Einfluß kennend, welchen ihre eigene Perſönlichkeit ausübte, die Hoffnung nicht auf, durch ihre Gegenwart auch ihre jetzigen Widerſacher willfähriger zu ſtimmen [25]).

Für den 19. Juni 1741 war die Abreiſe Maria Thereſia's von Wien, für den darauf folgenden Tag ihr feierlicher Einzug in Preßburg feſtgeſetzt worden. Die Art und Weiſe, in welcher die hiebei ſtattfindenden Feſtlichkeiten angeordnet waren, zeigen wie Maria Thereſia den durch Aeußerlichkeiten ſo leicht erregbaren Sinn des ungariſchen Volksſtammes wohl erkennend, auch durch ſolche auf ihn zu wirken ſich bemühte. Die für Maria Thereſia, ihren Gemahl und ihre Tochter, die Erzherzogin Marianne, ſammt dem königlichen Hofſtaate beſtimmten Schiffe waren über und über mit Fahnen geſchmückt, welche die ungariſchen Farben und das ungariſche Wappen trugen. Die Schiffsmannſchaft war in die gleichen Farben gekleidet, das Roth, Grün und Weiß hatte man überall, wo es nur immer ſich thun ließ, reichlich angebracht.

Nachmittags fünf Uhr ging die Einſchiffung vor ſich; fünf Stunden ſpäter traf der Hof zu Petronell ein, wo in dem Schloſſe des Grafen von Abensperg und Traun das Nachtlager genommen wurde. Am nächſten Tage ſpeiſte die Königin in dem nahe an der ungariſchen Grenze gelegenen Schloſſe Wolfsthal, einem Beſitzthum des Freiherrn von Walterskirchen, zu Mittag. Hier wurde ſie von einer Deputation des ungariſchen Landtages unter Führung des Erzbiſchofes von Kaloeſa feierlich bewillkommt.

Schon am 14. Juni hatte der Landtag ſeine Sitzungen wieder aufgenommen und eine Commiſſion zur Ausarbeitung des ſogenannten Inaugural- oder Sicherſtellungsdiplomes gewählt, durch welches

die Könige noch vor der Krönung die Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Landes anzugeloben pflegen. Außer der Erörterung der einzelnen Punkte desſelben beſchäftigte ſich der Landtag neuerdings angelegentlich mit der Verabredung der Empfangsfeierlichkeiten. Die Frage, mit welchen Worten Maria Thereſia zu begrüßen ſei, wurde durch Annahme der von dem Primas vorgeſchlagenen Formel entſchieden: Vivat Domina, et Rex noster — Es lebe die Herrin, unſer König [26]).

Am 20. Juni um vier Uhr Nachmittags verkündete der Donner der Kanonen vom Schloſſe her den längſt ſchon auf den Straßen und Plätzen, insbeſondere aber am Ufer der Donau ſich drängenden Einwohnern von Preßburg, ſowie den in unüberſehbarer Anzahl herbeigeſtrömten Fremden, daß der Zug ſich in Bewegung ſetze, welcher die Königin an der Landesgrenze zu bewillkommnen hatte. Die Biſchöfe in reich verzierten Wagen, die Magnaten und Abgeordneten zu Pferde, ſo begaben ſie ſich, Alle in glänzende Feſtgewänder gekleidet, nach dem eine halbe Stunde von Preßburg entfernten, am rechten Ufer der Donau gelegenen „kleinen Berge“, wo ſich Oeſterreich von Ungarn ſcheidet, und wo zum Empfange der Königin ein prächtiges Zelt aufgeſchlagen war.

Gegen fünf Uhr Nachmittags traf Maria Thereſia mit ihrem Gemahl und deſſen Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen, in Begleitung eines zahlreichen Hofſtaates an der Landesgrenze ein. Die Begrüßungsrede des Primas beantwortete ſie in lateiniſchen Worten und bewährte auch hier wieder mit gleichem Erfolge jene bemerkenswerthe Gewandtheit der Sprache, mit welcher ſie ſtets die Zuhörer zu bezaubern verſtand [27]). Nachdem auch der Großherzog vom Primas bewillkommt worden, begann der feierliche Einzug in Preßburg. In einem nach ungariſcher Art gemachten Kleide von koſtbarem weißen Stoffe, der mit Gold geſtickt und mit blauen Blumen verziert war, ſaß die Königin, ihren Gemahl zur Seite, in einem offenen Wagen, welcher nach ſeiner Form und Ausſchmückung an diejenigen der Triumphatoren erinnerte [28]). Von tauſendſtimmigem Jubelrufe begrüßt, zog ſie über die Donaubrücke nach der Stadt. In dem dieſelbe beherrſchenden Schloſſe, welches in dem gegenwärtigen Augenblicke,

vor langen Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört, den düsteren Anblick einer Ruine darbietet, nahm Maria Theresia ihren Aufenthalt.

Schon für den folgenden Tag, den 21. Juni, wurden die Mitglieder des Landtages nach dem königlichen Schlosse beschieden, um aus den Händen der Monarchin selbst die Propositionen entgegen zu nehmen. Zuerst sprach der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany in ungarischer Rede zu seinen Landsleuten; dann nahm die Königin das Wort. In lateinischer Sprache drückte sie den Landtagsmitgliedern ihre Befriedigung, daß sie so zahlreich sich versammelt hatten, und die Hoffnung aus, sie würden mit gleichem Eifer den ihnen nun obliegenden wichtigen Pflichten nachzukommen bestrebt sein. Sie empfahl ihnen die eingehende Berathung der Propositionen und schloß mit dem Ausdrucke der Erwartung, man werde sich durch die Erfahrung überzeugen, daß sie Ungarn nicht sowohl eine Herrin als eine Mutter zu sein die Absicht hege.

Nachdem Maria Theresia die Propositionen dem Hofkanzler eingehändigt und dieser sie dem Primas übergeben hatte, verfügten sich die Mitglieder der zweiten Tafel in ihren Berathungssaal, die Bischöfe und Magnaten aber zu Johann Palffy, welcher Krankheits halber seine Wohnung nicht verlassen konnte. Dort wurden die Propositionen vorgelesen und allsogleich in lebhafte Erörterung gezogen.

Die Propositionen bekräftigten vorerst die Bereitwilligkeit der Königin, in Gemäßheit der betreffenden Gesetzes-Artikel von den Jahren 1715 und 1723 vor ihrer Krönung das Inauguraldiplom auszustellen und den Krönungseid in der von ihren Vorfahren beobachteten Form zu leisten. Hierauf handelten sie von der Nothwendigkeit der Wahl eines Palatins und den sonstigen Maßregeln, welche zu treffen seien, um die Wunden zu heilen, die der Krieg und die Seuche während der jüngst vergangenen Jahre Ungarn geschlagen hatten. Auch die schon von dem Landtage des Jahres 1729 anerkannte Unerläßlichkeit der Herstellung einer regulären Armee wurde neuerdings zur Sprache gebracht und hervorgehoben wie nöthig es sei, die zu solchem Ende damals bewilligte Contribution noch forterheben zu lassen [29]).

In dem Entwurfe des Inauguraldiplomes erklärte Maria Theresia die von ihren Vorgängern auf dem Throne Ungarns dem König-

reiche und deſſen Nebenländern ertheilten Freiheiten, Privilegien und Rechte, mit Ausnahme des von König Andreas II. im Jahre 1222 gemachten Zugeſtändniſſes, wodurch das Land in beſtimmten Fällen zu bewaffnetem Widerſtande gegen ſeine Monarchen ermächtigt wurde, aufrecht erhalten zu wollen. Sie verſprach, die Krone in Ungarn zu belaſſen und die von dem Königreiche abgetrennten Landestheile, wenn ſie in deren Beſitz zu gelangen vermöchte, mit Ungarn wieder zu vereinigen. Wenn die in dem zweiten Geſetzes-Artikel des Jahres 1723 erwähnten Linien des Hauſes Oeſterreich, nämlich die Nachkommenſchaft der Kaiſer Karl VI., Joſeph I. und Leopold I. ausſterben ſollten, ſo werde Ungarn hinſichtlich des Rechtes der Königswahl und der Krönung in ſeinen früheren Zuſtand zurückkehren. So wie Maria Thereſia ſelbſt es zu thun bereit ſei, ſo hätten auch alle ihre zukünftigen Nachfolger vor der Krönung ein ſolches Verſicherungsdiplom auszufertigen und dasſelbe eidlich zu bekräftigen [30]).

So lautete das Inauguraldiplom, wie es von Maria Thereſia dem Landtage vorgelegt wurde. Dieſer begnügte ſich jedoch nicht mit demſelben, ſondern er verlangte die Ausfertigung jenes Diplomes, das von ihm ſelbſt noch vor dem Eintreffen der Königin in Preßburg ausgearbeitet worden war.

Nach dem letzteren Entwurfe ſollte die Steuerfreiheit des Adels neuerdings, und zwar in der Art beſtätigt werden, daß dieſelbe auch durch nachfolgende Geſetze niemals beeinträchtigt werden könne. Gleiches ward hinſichtlich der Grundſätze begehrt, daß die Laſt nicht dem Boden anklebe, und daß Ungarn nicht nach der Weiſe der übrigen Erbſtaaten regiert werden dürfe. Siebenbürgen ſolle die Monarchin nur als Königin von Ungarn beſitzen und regieren. Das Amt eines Palatins müſſe künftighin unfehlbar ſchon im erſten Jahre ſeiner Erledigung wieder beſetzt und gleich denjenigen des Primas und des Bans von Croatien in dem althergebrachten Anſehen erhalten werden. Die weltlichen Aemter ſowohl als die kirchlichen Pfründen und die der Krone heimgefallenen Güter ſollten in Zukunft einzig und allein an Angehörige des Landes vergeben werden. Die ungariſchen Angelegenheiten im Inlande wie im Auslande wären nur durch Ungarn zu verwalten und die Beſchwerden des Landes auf den Reichstagen durch

die Monarchen persönlich anzuhören und beizulegen. Diese neuen Bestimmungen des Inauguraldiplomes sollten von der Königin gleich durch den Krönungseid bekräftigt werden [31]).

Maria Theresia war scharfblickend genug, sich trotz der Versicherungen unverbrüchlicher Ergebenheit und Treue, welche auch bei diesem Anlasse wieder in reichlichstem Maße ihr dargebracht wurden, nicht so leicht zur Genehmigung von Vorschlägen verleiten zu lassen, unter denen einige darauf berechnet waren, für Ungarn in noch höherem Grade als es zum empfindlichsten Nachtheile der Macht des regierenden Hauses und der Stärke des ganzen Reiches ohnedieß schon der Fall war, eine von derjenigen der übrigen österreichischen Länder abgesonderte Stellung zu erlangen. Standhaft weigerte sie sich dessen; während jedoch die Verhandlungen hierüber noch fortdauerten, schritt der Landtag am 22. Juni zur Wahl des Palatins, zu welchem Posten die Königin kraft der althergebrachten Gesetze zwei Katholiken, den Judex Curiae Grafen Johann Palffy und den Ban von Croatien Grafen Joseph Esterhazy, sowie zwei Protestanten, die Freiherren Paul Revay und Emmerich Zay in Vorschlag gebracht hatte.

In gemeinschaftlicher Sitzung nahmen die beiden Tafeln die Wahl des Palatins vor. Auch die Mitglieder deutscher, in Ungarn aufgenommener Geschlechter, die Fürsten Lobkowitz, Liechtenstein und Schwarzenberg, die Grafen Sinzendorff und Starhemberg, Seilern, Traun, Attems, Rottal und Andere hatten sich zahlreich eingefunden. Der Judex Curiae Graf Johann Palffy war Krankheits halber abwesend.

Nachdem der Primas das königliche Decret aus den Händen des Obersthofmeisters Grafen Rudolph Sinzendorff empfangen, es erbrochen und die darin enthaltenen Namen verlesen hatte, erhob sich Graf Joseph Esterhazy, in dem Schreiben der Königin an zweiter Stelle genannt. Mit bewegter Stimme sprach er seinen Dank aus, daß er würdig erachtet worden sei, für den höchsten Posten des Reiches, den des Palatins in Vorschlag gebracht zu werden. Er sehe es jedoch als seine Pflicht an, darauf hinzuweisen, wie sehr ihn Graf Johann Palffy an Verdiensten um Ungarns Könige und um das Land überstrahle. Darum müsse er dringend bitten, auf keinen Anderen als auf Palffy die Wahl zu lenken.

In ähnlichem Sinne ſprach Graſſalkovics im Namen der Stände. Nachdem er Eſterhazy's edler Selbſtverläugnung volle Anerkennung gezollt und auch der beiden anderen Candidaten rühmend gedacht, pries er mit ſolcher Beredtſamkeit die Verdienſte Palffy's, daß ihn, als er zuletzt ſich fragend zur Verſammlung wandte, der brauſende Zuruf Aller unterbrach: „Es lebe Palffy, Ungarns Palatin!“

Noch an demſelben Tage ſchwor Graf Palffy, welcher ſeiner körperlichen Gebrechlichkeit wegen in den Thronſaal der Königin getragen werden mußte, in die Hände derſelben den Huldigungseid. Mit einer Stimme, deren Ton von ſeiner inneren Erregung zeugte, dankte er der Monarchin, dankte er den Mitgliedern des Landtages für ſeine Ernennung zum Palatin. Wie er es bisher gethan, ſo wolle er, fügte Palffy hinzu, auch während der wenigen Tage, welche die Vorſehung ihm etwa noch gönnen werde, ſein Leben und ſein Blut der Königin und dem Vaterlande weihen [32]). Mehr zu ſagen, verhindere ihn ſein körperliches Leiden. Und in der That vermochte er ſich kaum auf den Beinen zu erhalten [33]). Als nun Maria Thereſia ihm voll lebhafter Rührung die Hand entgegenſtreckte, da bedeckte der greiſe Palatin ſie mit Küſſen. Tief ergriffen verließen die Zeugen dieſes Auftrittes, die Mitglieder des Reichstages das königliche Schloß. Unmittelbar darauf ernannte Maria Thereſia den Ban von Croatien, Grafen Joſeph Eſterhazy zum Judex Curiae.

Palffy's Wahl zum Palatin, obgleich ſchon ſeit längerer Zeit mit Beſtimmtheit vorhergeſehen [34]), war für Maria Thereſia doch immerhin ein erfreuliches Ereigniß, denn einen ihr ergebeneren Vermittler zwiſchen der Krone und der Nation hätte ſie nimmermehr finden können. Und daß ſie eines ſolchen gar ſehr bedürfen würde, davon überzeugte Jeden, der hieran noch etwa gezweifelt haben mochte, die Verhandlung, welche mit dem Landtage über das Inauguraldiplom noch fortdauerte. Mit deutlichen Zeichen des Mißfallens wurde die Erklärung der Königin aufgenommen, an dem von ihr vorgelegten Entwurfe des Diplomes feſthalten zu wollen. Sie habe das Reich, ſo war in ihrem Namen bemerkt worden, als Fideicommiß inne; wie ſie die königliche Gewalt empfangen, ſo müſſe ſie dieſelbe weiter vererben.

In den Sitzungen, welche die Mitglieder des Landtages und insbesondere diejenigen der zweiten Tafel hierüber hielten, begegneten die Worte und Anschauungen der Königin dem heftigsten Widerspruch. Mit all dem Ungestüm gab er sich kund, welcher den Verhandlungen der ungarischen Stände von jeher eigenthümlich war. „Die Art der „Berathungen", sagt ein persönlich anwesender verläßlicher Berichterstatter, indem er diese Vorgänge schildert[35]), „gleicht derjenigen, welche „von Seite des polnischen Reichstages beobachtet wird, und sie bringt „Tumult und Verwirrung hervor. Die große Anzahl und die Ver„schiedenartigkeit der Deputirten, welche ohne Ordnung und sich gegen„seitig unterbrechend aufstehen um zu reden, hat den Berathungen „immer nur Aufschub und Schwierigkeiten bereitet".

Aehnliches war auch jetzt der Fall. Neun Stunden hindurch währte am 23. Juni der Wortstreit, von beiden Seiten mit Leidenschaftlichkeit geführt, und am folgenden Tage versammelten sich die Mitglieder der Ständetafel schon um sieben Uhr Morgens, denselben neuerdings aufzunehmen. Der Landtag verharrte auf seinem Begehren, und erließ durch den Judex Curiae Grafen Esterhazy, welcher an demselben Vormittage den mit seiner neuen Würde verbundenen Eid in die Hände der Königin ablegte, ihr die Vorstellung überreichen, in welcher er auf die Genehmigung seiner Anträge drang.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Maria Theresia's Widerstreben nicht allein den allgemeinen staatlichen Rücksichten beizumessen ist, welche dort Widerstand zu leisten geboten, wo versucht wurde, Ungarns Sonderstellung noch zu vermehren. Bei den Punkten, die darauf abzielten, sowohl die völlige Steuerfreiheit des Adels als sonstige Einrichtungen, welche von denjenigen der übrigen österreichischen Länder gänzlich verschieden waren, für alle Zukunft zu sichern, so wie dort wo versucht wurde, Siebenbürgen in die Stellung einer ungarischen Provinz zu bringen, war dieß allerdings der Fall. Es traten jedoch auch ziemlich persönliche Beweggründe hinzu, welche bei Maria Theresia gegen die Gewährung der Begehren des Landtages in die Wagschale fielen.

Was vorerst die von ihr einzugehende Verpflichtung betraf, die Wahl des Palatins jedesmal binnen eines Jahres nach der Erledigung

dieſes Poſtens vornehmen zu laſſen, ſo hätte ſie hiedurch für alle Zukunft die Verwirklichung ihres Wunſches unmöglich gemacht, eine Form zu finden, in welcher ihr Gemahl auch dann an der Regierung des Landes Antheil zu nehmen vermöchte, wenn deſſen geſetzliche Vertreter, wie es gar ſehr den Anſchein hatte, nicht zu bewegen ſein würden, ihn als Mitregenten anzuerkennen. Eine ſolche Form hätte aber darin beſtanden, ihm die gleiche Stellung, welche er während der acht letzten Regierungsjahre Karl's VI. ohne den leiſeſten Widerſtand der Ungarn als Statthalter eingenommen hatte, wenn auch etwa unter einem anderen Namen neuerdings einzuräumen. Der Anlaß hiezu war bei Palffy's hohem Alter für eine nicht allzuferne Zukunft mit ziemlicher Beſtimmtheit vorherzuſehen. Der Möglichkeit, ihn in ſolcher Weiſe zu benützen, hätte man ſich jedoch durch das Zugeſtändniß, den Poſten des Palatins nach ſeiner Erledigung unverweilt wieder zu beſetzen, ſelber beraubt [36]).

Gleichen Bedenken begegnete das Verlangen, die kirchlichen Pfründen nur gebornen Ungarn zuzuwenden. Dieſe Pfründen waren jedoch der damit verbundenen überreichen Einkünfte wegen ein Gegenſtand ſo großer Sehnſucht für die Angehörigen deutſcher Geſchlechter, daß ſo Mancher aus der nächſten Umgebung der Königin ihr mit noch viel größerer Beeiferung, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre, das Begehren der Ungarn als ſtaatsgefährlich darſtellte. Durch die Gewährung desſelben beraube ſie ſich, ſo hieß es, des einzigen Mittels, welches ihr noch übrig ſei, wahrhaft ergebenen Männern den Eintritt in die ungariſche Reichsverſammlung offen zu halten [37]).

Dieſe Anſchauung mag nun als berechtigt angeſehen werden oder nicht, gewiß iſt es, daß ſie der Königin als ſolche erſchien und dazu beitrug, ſie zum Beharren auf ihrer früheren Weigerung zu beſtimmen. Obwohl ſonſt gleich ihrem Gemahl auf's eifrigſte bemüht, ſich den Ungarn willfährig zu erweiſen und deren leicht erregbare Gemüther durch huldvolles Entgegenkommen an ſich zu ziehen [38]), glaubte ſie doch in einer ſo wichtigen Sache ſich nicht nachgiebig zeigen zu dürfen. Aber der Zwieſpalt mit dem Landtage ging ihr tief zu Herzen. Sie fühlte die ganze Gefahr ihrer Lage und empfand es ſchmerzlich, daß die Ungarn ungroßmüthig genug waren, die Bedrängniß ihrer Königin

zur Erpreſſung neuer Zugeſtändniſſe ausbeuten zu wollen. Bei ihrem offenen, aufrichtigen Weſen vermochte ſie das Gefühl der Trauer, welches ſie erfüllte, nicht zu verhehlen. Sie gab es vielmehr, wie der Judex Curiae Graf Eſterhazy in voller Sitzung den Mitgliedern beider Tafeln berichtete, in Wort und Miene kund, als Eſterhazy ſelbſt und Graf Karl Batthyany ſie um die Genehmigung der Anträge des Landtages neuerdings angingen. Das Mißtrauen, welches man gegen ſie an den Tag lege, ſei es, wodurch ſich die Königin am tiefſten verletzt fühle; ſo glaubten wenigſtens Eſterhazy und Batthyany nach dem Empfange verſichern zu können, welchen ſie bei ihr gefunden hatten. Obgleich wie immer voll Huld und Gnade, habe ſie doch ihre Betrübniß nicht zu verbergen vermocht[39]).

Auch die Vermittlung des Großherzogs von Toscana, obgleich die Ungarn zu jener Zeit eine Haltung gegen ihn beobachteten, welche die Zeichen abſichtlicher Geringſchätzung ziemlich deutlich an ſich trug, wurde von ihnen in Anſpruch genommen, um die Königin zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nach langen Verhandlungen ließ ſich Maria Thereſia endlich herbei, einige, wenn gleich nur höchſt geringfügige Aenderungen in dem von der Regierung vorgelegten Diplomsentwurfe vornehmen zu laſſen. Die eigentlichen Begehren des Landtages fanden darin keinen Platz, und ſo entging die Königin wenigſtens der Verpflichtung, ſie im Krönungseide beſchwören zu müſſen. Wohl aber konnte ſie ſich nicht entziehen, zwei abgeſonderte Schreiben, das eine am 23., das andere am 24. Juni an den Landtag zu richten, in welchen ſie die ferneren Berathungen über deſſen Forderungen den Verhandlungen vorbehielt, die auch nach der Krönung noch zu pflegen ſein würden. Sie mußte ſich in einem Sinne ausſprechen, der eine Annahme dieſer Forderungen außer Zweifel ſtellte[40]).

Hiemit gaben ſich denn auch die Mitglieder der zweiten Tafel, welche während der ganzen Verhandlung die größte Hartnäckigkeit gezeigt hatten, einſtweilen zufrieden. Nachdem die Königin endlich, freilich erſt um neun Uhr Abends die Unterzeichnung des Diploms vollzogen, nachdem der Protonotar des Palatins, Sigismund Peeſy, dasſelbe im Landtage verleſen hatte, ſtand kein Hinderniß mehr im Wege,

am folgenden Tage, dem 25. Juni 1741, die Krönung Maria Thereſia's als Königin von Ungarn ſtattfinden zu laſſen.

Es war am früheſten Morgen des fünften Sonntages nach Pfingſten, daß die außergewöhnliche Bewegung, welche die Straßen Preßburgs belebte, daß die Anſammlung unabſehbarer Menſchenmaſſen auf günſtig gelegenen Plätzen das feierliche Ereigniß andeutete, dem man entgegenging. Alles hatte ein feſtliches Anſehen, die Trauerkleider waren abgelegt, und jeder Ungar, der auch nur im entfernteſten berechtigt oder verpflichtet war, ſich an der glänzenden Ceremonie zu betheiligen, welche binnen wenig Stunden vor ſich gehen ſollte, prangte im reichen Staate ſeines nationalen Gewandes. Die kirchlichen Würdenträger des Landes und mit ihnen der Palatin, welcher ſeines hohen Alters und ſeiner körperlichen Leiden wegen nicht, wie es ſonſt hätte der Fall ſein ſollen, zu Pferde am Krönungszuge Theil zu nehmen vermochte, dann der Erzbiſchof von Wien, Cardinal Kollonitz, der päpſtliche Nuntius Paolucci und der venetianiſche Botſchafter Pietro Andrea Capello verſammelten ſich in der Martinskirche, in welcher die Krönung vor ſich gehen ſollte. Die übrigen Mitglieder des Landtages aber und der ſonſtige Adel des Reiches fanden ſich im königlichen Schloſſe ein, um von dort aus ihre Monarchin in feierlichem Zuge nach der Kirche zu geleiten.

Unglaublich war die Pracht, die ſie hiebei entwickelten, und in welcher ſie mit dem deutſchen Adel, der gleichfalls in großer Anzahl erſchienen war, insbeſondere aber mit den Rittern des goldenen Vließes wetteiferten. Auf reich geſchirrten Roſſen zogen ſie Alle einher; ihnen folgte allein in einem prunkvollen Wagen die Königin, in ungariſcher Tracht, mit Edelſteinen über und über geſchmückt. Aber ſie ſelbſt war blaß und bewegt; eine Wolke der Traurigkeit, welche man bei ihrem vor wenig Tagen erfolgten Einzuge noch nicht an ihr bemerkt hatte, lag einem Schatten gleich auf ihren lieblichen Geſichtszügen. Der freudige Empfang jedoch, welchen ſie fand, der vieltauſendſtimmige Zuruf, mit dem ſie überall begrüßt ward, das Frohlocken der Volksmenge erwärmte wieder ihr Herz; ihre Wangen färbten ſich und ihre Augen erglänzten von jenem milden Feuer, welches ihren Blick ſo unwiderſtehlich machte.

So gelangte Maria Thereſia zur Kirche, in der nun die Ceremonien vor ſich gingen, wie ſie nach Jahrhunderte alter Gewohnheit bei den Krönungen der ungariſchen Könige ſtattfanden. Der Primas des Reiches, obgleich ſo tief gebeugt unter der Laſt der Jahre und körperlicher Gebrechen, daß er kaum mehr des Gebrauches ſeiner Glieder mächtig war, erfüllte dennoch, wenn gleich nur mit größter Anſtrengung und von zwei Prieſtern unterſtützt, die Pflichten ſeines Amtes. Nachdem er an die Königin die übliche Ermahnung gerichtet, das Land gut zu regieren, reichte er ihr das Kreuz zum Kuſſe, worauf Maria Thereſia, auf die Kniee geſunken und die Hand auf das Evangelium gelegt, den Eid ſchwor, die Geſetze des Landes aufrecht erhalten und Gerechtigkeit in Ungarn walten laſſen zu wollen. Von dem Primas geſalbt, mit dem Mantel des heiligen Stephan bekleidet und mit dem Schwerte dieſes Königs umgürtet, zog ſie dasſelbe aus der Scheide und ſegnete unter jubelndem Zurufe das Volk mit dem dreifachen Zeichen des heiligen Kreuzes. Nun ward ihr die Krone auf das von Schönheit ſtrahlende Haupt geſetzt, das Scepter und der Reichsapfel gereicht. Auf dem Throne ſitzend, empfing ſie vom Primas und den übrigen Würdenträgern den Huldigungseid. Die uralte Formel der Anrede, „geheiligte Apoſtoliſche Majeſtät“ wurde jetzt zum erſten Male an ſie gerichtet; das Volk aber ließ auf ein Zeichen des Palatins aus viel tauſend Kehlen den von dem Landtage feſtgeſetzten Zuruf ertönen: „Es lebe die Herrin, unſer König“!

Nach Beendigung dieſer Feier begab ſich Maria Thereſia, die Krone auf dem Haupte, von Allen geleitet nach der Franziskanerkirche, um dort einer Anzahl von Edelleuten mit dem Schwerte des heiligen Stephan den Ritterſchlag zu ertheilen. Von hier aus bewegte ſich der Zug nach der Kirche der barmherzigen Brüder, vor welcher ein mit rothem, grünem und weißem Tuche bedecktes Gerüſt errichtet war. Hier legte die Königin unter freiem Himmel, die Rechte hoch erhoben, vor dem verſammelten Volke den Eid ab, den der Primas ihr vorſprach, das Land in ſeinen Rechten, Freiheiten und Privilegien zu ſchützen. Und nun ſtrömte Alles dem Königshügel zu, an deſſen Fuße Maria Thereſia den Wagen verließ, um ein auf ungariſche Art reich geſchirrtes ſchwarzes Roß zu beſteigen, welches der Oberſtſtallmeiſter

Graf Franz Eſterhazy bereit hielt. Sie ſetzte das Pferd in Galopp und ſprengte den Hügel hinan, auf deſſen Höhe ſie das Schwert zog und es nach allen vier Weltgegenden ſchwenkte, zum ſichtbaren Zeichen, daß ſie nicht allein das Reich gegen jedweden Feind, woher er auch kommen möge, zu vertheidigen, ſondern daß ſie deſſen Grenzen auch nach allen Richtungen hin auszudehnen bereit ſei.

Zu Wagen kehrte Maria Thereſia nach dem Schloſſe zurück, umringt von den Schaaren des jauchzenden Volkes, welches, hingeriſſen von der Schönheit der Königin und der würdevollen Majeſtät, mit der ſie alle Functionen der anſtrengenden Feier vollzogen hatte, in ſeinen Freudenbezeigungen keine Grenzen mehr kannte. Nur Thränen erſtickten die Jubelrufe, und Maria Thereſia ſelbſt war tief gerührt. Aber ein Gefühl des Schmerzes verbitterte ihr die Freude; ein Gefühl des Schmerzes über die kränkende Zurückſetzung, welche ſogar an dem Tage, an dem ſie Ungarns Thron beſtieg, der geliebte Gatte erfahren mußte. Nicht an dem Platze, welchen ſie für ihn ſo ſehr gewünſcht hatte, nicht an ihrer Seite, nicht als ihr Gemahl — nur als einfacher Privatmann durfte er der Feierlichkeit beiwohnen. Durch Nebengäßchen, von Niemand beachtet, mußte er ſich dorthin verfügen, von wo er wenigſtens ein Augenzeuge der Krönung und der ihr folgenden Ceremonien zu ſein vermochte [41]). In ſo hohem Maße war er darüber verſtimmt, daß er ſich an dieſem Tage von Preßburg entfernt haben würde, wenn er nicht einerſeits den üblen Eindruck eines ſolchen Schrittes hätte vermeiden wollen, und wenn er nicht andererſeits doch wenigſtens zu dem feſtlichen Mahle gezogen worden wäre, welches nach alter Sitte die Krönungsfeierlichkeiten ſchloß.

Eilftes Capitel.

Wer aus dem Glanze und der Pracht, welche bei den Krönungsfeierlichkeiten in ganz außerordentlichem Maße entwickelt worden waren, aus dem Jubel, der dabei geherrscht hatte, aus den begeisterten Zurufen und den überströmenden Versicherungen der Ergebenheit und Treue, welche Maria Theresia allüberall entgegenschallten, darauf hätte schließen wollen, daß sich die Ungarn nun auch ihren Wünschen willfährig bezeigen würden, wäre gar arg getäuscht worden. So wie die Mitglieder des Landtages in den Fragen, welche die Person des Großherzogs angingen, sich zu keinerlei Zugeständnissen hatten bereit finden lassen, so legten sie auch bei den Verhandlungen, welche nun begannen, eine keineswegs entgegenkommende Stimmung an den Tag.

Gleich zu Anfang offenbarte sich dieselbe, als Grassalkovics — der Präsident der zweiten Tafel — darauf antrug, der Königin das übliche Krönungsgeschenk darzubringen. Als solches schlug er die sogar für die damalige Zeit und unter den damaligen Verhältnissen für ein Land wie Ungarn geringfügige Summe von hunderttausend Gulden vor. Aber selbst dieser Betrag schien Vielen noch zu hoch. Georg Fekete aus Sümegh erhob zuerst seine Stimme dagegen. Unter Hinweisung auf die Unglücksfälle, von denen Ungarn betroffen worden, auf Krieg, Pest, Feuersbrunst, Ueberschwemmung und Mißwachs, durch welche das Land verarmt sei, verlangte er die Herabsetzung des Krönungsgeschenkes auf zwölftausend Dukaten. Ihm stimmten die meisten Abgeordneten der dießseits und jenseits der Theiß

gelegenen Comitate bei. Ihr vorzüglichſter Redner, Johann Okolitſanyi aus Zemplin, war auch in dieſer Sache ihr Wortführer.

Andere jedoch, zumeiſt aus den Kreiſen an den beiden Ufern der Donau ſprachen dagegen. Sie legten darauf den Nachdruck, daß die Königin durch das Diplom und die dasſelbe begleitenden Schreiben ſchon ſo viel für das Land gethan, daß man weit mehr noch von ihrer Regierung ſich verſprechen dürfe. Kein Fürſt aus dem Hauſe Oeſterreich habe ſich bisher, ſo ſagten ſie, zu ſo weit gehenden Zugeſtändniſſen herbeigelaſſen. Die Bedrängniß der Königin fordere es gebieteriſch, daß auch das Land ſich größere Opfer auferlege. Und das eigene Intereſſe der zweiten Tafel laſſe es wünſchenswerth erſcheinen, ſich in dieſer Sache nicht allzuſehr von derjenigen der Magnaten überflügeln zu laſſen, welche gewiß keinen geringeren Betrag als den von hunderttauſend Gulden votiren würden.

Dieſe Betrachtung drang endlich durch; ein ihr entſprechender Beſchluß wurde mit Stimmenmehrheit gefaßt und der oberen Tafel angekündigt, welche ſich denn auch damit einverſtanden erklärte, obgleich ſie früher auf Antrag des Kronhüters Grafen Georg Erdödy übereingekommen war, der Königin kein geringeres Krönungsgeſchenk als hundertfünfzigtauſend Gulden anzubieten.

Wie man hierüber auch denken mochte, der Umſtand welcher nun eintrat, ſchien denjenigen Recht zu geben, die für den allergeringſten Betrag geſtimmt hatten. Denn weder hundertfünfzigtauſend, noch ſelbſt hunderttauſend Gulden waren vorräthig in den Kaſſen des Landes, und die Nothwendigkeit der Herbeiſchaffung des letzteren Betrages verurſachte nicht geringe Verlegenheit. Sie konnte nur dadurch behoben werden, daß die Witwe Gräfin Bartolloty, geborne Freiin von Mesko, durch Entſendung einer eigenen Deputation darum angegangen, ſich herbeiließ, dem Landtage das Krönungsgeſchenk einſtweilen leihweiſe vorzuſtrecken [1]).

Weit ſchärfer geriethen die Parteien an einander und weit ſchroffer trat die der Regierung abgeneigte Stimmung, insbeſondere bei vielen Mitgliedern der zweiten Tafel hervor, als am 4. Juli 1741 der Landtag begann, die unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs von Kalocſa zu Stande gebrachte Zuſammenſtellung der auf die zukünftige Einrich-

tung der Verwaltung des Landes bezüglichen Begehren der Erörterung zu unterziehen.

Das größte Gewicht wurde auf den schon früher erwähnten und auch jetzt von den Ständen zuerst zur Sprache gebrachten Punkt gelegt, in ungarischen Angelegenheiten hätte sich die Königin sowohl innerhalb als außerhalb des Landes nur geborner Ungarn zu bedienen. Zu solchem Ende wurde vorgeschlagen, zur Besorgung der rein ungarischen Regierungsgeschäfte bei der Person der Monarchin einen geheimen ungarischen Rath zu errichten. Er hätte aus dem Primas, dem Palatin, dem ungarischen Hofkanzler, aus einem der Prätaten und aus zwei Magnaten zu bestehen.

Schon dieser Vorschlag gab Anlaß zu heftiger Einsprache. Gegen die Errichtung einer solchen Behörde erhob sich zwar keine Stimme; die croatischen Abgeordneten aber verlangten die Aufnahme ihres Bans in den neu zu bildenden geheimen Rath, und viele Mitglieder der zweiten Tafel protestirten wider die Ausschließung des niederen Adels aus demselben. Wieder war es Georg Fekete, welcher stürmischer noch als seine übrigen Meinungsgenossen hiegegen ankämpfte. Ihn unterstützte Paul Jeszenak mit eindringlichen Worten. Es habe Palatine gegeben, rief er aus, welche dem niederen Adel entstammten und dennoch der höchsten Würde des Reiches keine Schande gemacht hätten. Er kenne kein Gesetz, durch welches den Magnaten allein der Eintritt in irgend ein Amt, also auch nicht in den geheimen Rath der Königin vorbehalten sei [2]).

Gegen diese Anträge der Stände entstand jedoch bei der oberen Tafel lebhafter Widerspruch. Die Zulassung des Bans von Croatien in den geheimen Rath könne, so behauptete der Kronhüter Graf Georg Erdödy, nur in jenen Fällen stattfinden, in welchen die zwischen Ungarn und Croatien gemeinschaftlichen Angelegenheiten zur Berathung kämen. Der Erlauer Bischof Erdödy, der Bruder des Kronhüters stimmte ihm bei; der Judex Curiae Graf Esterhazy, welcher nebst seiner neuen Würde auch noch diejenige eines Bans von Croatien bekleidete, vertheidigte die entgegengesetzte Ansicht. Zuletzt vereinigte man sich auf Vorschlag des Primas dahin, daß in den Geschäften, welche beide Länder, Ungarn und Croatien im Allgemeinen

angingen, auch der Ban mitzusprechen habe. Wo es sich nur um Ungarn allein handle, sei er jedoch von der Berathung auszuschließen, so wie ihm hingegen die Besorgung der speciell croatischen Angelegenheiten allein obliegen solle.

Auch gegen das Begehren der Stände, dem niederen Adel den Eintritt in den geheimen Rath zu gewähren, erhoben bei der oberen Tafel wieder dieselben Wortführer ihre Stimmen. Die Königin wäre außer Stande, meinte der Bischof Erdödy, eine solche Maßregel durchzuführen, indem die Fürsten, Grafen und Freiherren einen einfachen Adeligen niemals als ihres Gleichen anerkennen würden. Eine derartige Beschränkung sei bisher immer, auch in Bezug auf die deutschen Staatsdiener beobachtet worden, welchen man vorkommenden Falles, wenn nicht schon ihre Geburt sie zur Erlangung der Würde eines geheimen Rathes befähigte, zur Erreichung derselben zuvor einen entsprechenden Adelstitel verlieh. In gleichem Sinne sprach auch der Kronhüter Erdödy; doch vermochten sie es nicht zu verhindern, daß zuletzt auch die obere Tafel dem Begehren der Stände so weit nachgab, daß die Beschränkung, den Eintritt in den geheimen Rath nur Magnaten zu gestatten, weggelassen, und die Aufnahme zweier Räthe „weltlichen Standes" in denselben beantragt wurde.

Nachdem noch die Einrichtung der ungarischen Statthalterei zur Sprache gebracht und um Mittheilung der für sie erlassenen königlichen Instruktion so wie der Eidesformel für die daselbst dienenden Räthe gebeten worden war, wandte sich die Schrift, welche der Königin überreicht werden sollte, zu dem zweiten Hauptpunkte, dem kaiserlichen Kriegscommissariate, und es wurde verlangt, die Contributionskasse des Landes künftighin durch ungarische Beamte verwalten zu lassen, welche dem Palatin und der königlichen Statthalterei unterzuordnen wären.

Gegen Graffalkovics, der bei der zweiten Tafel die Unausführbarkeit oder wenigstens die schädlichen Wirkungen einer solchen Einrichtung nachzuweisen suchte, sprachen Paul und Johann von Jeszenak. Wohl gaben sie zu, daß die Verwaltung der Kriegskassen von derjenigen der militärischen Angelegenheiten überhaupt niemals ganz unabhängig sein könne. Gerade darum seien aber, so verlangten sie,

in die oberſte Behörde, welcher die Leitung der letzteren obliege, in den Hofkriegsrath auch Ungarn aufzunehmen. Oder wenn dieß nicht geſchehe, ſo müſſe doch wenigſtens der Einfluß des ungariſchen geheimen Rathes auch auf die Militärſachen ausgedehnt werden. Denn man wiſſe wohl daß der Hofkriegsrath, obgleich er in derlei Dingen, inſofern ſie auf Ungarn Bezug hätten, nur im Einvernehmen mit der ungariſchen Hofkanzlei vorgehen ſollte, ſich um dieſelbe nicht im geringſten kümmere.

Zuletzt einigte man ſich zu dem Begehren, daß die Geſchäfte des Generalkriegscommiſſariates in Ungarn ein Landescommiſſariat beſorgen und dieſes dem Palatin ſo wie der Statthalterei untergeordnet werden ſollte. Auch die vom Hofkriegsrathe abhängigen Diſtriktscommiſſäre wären wenigſtens in Allem, was die Erhebung der Militärcontribution anginge, durch geborne Ungarn zu erſetzen, welche nur unter ihrem einheimiſchen Generalcommiſſär zu ſtehen hätten. Noch andere Beſtimmungen wurden vorgeſchlagen, durch welche der bisherigen Wirkſamkeit der Militärbehörden in Ungarn eine engere Grenze gezogen, und den Willkürlichkeiten, welche ſie ſich in Bezug auf Einquartierung und derlei Gegenſtände in nicht geringem Maße hatten zu Schulden kommen laſſen, ein Ende gemacht werden ſollte.

Der dritte Hauptpunkt handelte von der königlich ungariſchen Kammer. Es wurde deren völlige Unabhängigkeit von der Hofkammer zu Wien, ſo wie die ungeſchmälerte Wiedereinſetzung in ihren vorigen Wirkungskreis verlangt. In denſelben wären die Dreißigſtämter, die Salz- und übrigen Bergwerke rückhaltslos einzubeziehen. Auch hinſichtlich dieſer Stellen wurde wider die überhandnehmende Verwendung Fremder und die angebliche Zurückſetzung der Ungarn Klage geführt.

Die Nothwendigkeit der Errichtung einer eigenen Landeskaſſe bildete den vierten Hauptpunkt der Vorſtellung des Landtages. Die Einkünfte dieſer Kaſſe ſollte in fünfzehn Kreuzern von jedem Centner verkauften Salzes, deſſen Preis jedoch demungeachtet auf das im Jahre 1723 angenommene Ausmaß herabzuſetzen wäre, dann in dem Erträgniſſe einer Abgabe beſtehen, welche man auf das außer Landes

verkaufte Vieh zu legen gedachte. Für jedes Paar Ochsen oder Pferde wäre ein Gulden, für ein Schaf aber ein Kreuzer Ausfuhrzoll zu bezahlen. Von jedem Centner Tabak sollten sechs Kreuzer entrichtet werden. Alle diese Beträge, dann die Indigenatstaxen hätten in die neu zu errichtende Kasse zu fließen. Die letzteren Taxen wären auch von Denjenigen nachträglich zu bezahlen, welche, ohne sich im Besitze des Indigenates zu befinden, ungarische Kirchenpfründen inne hätten. Im Falle ihrer Weigerung wären sie derselben verlustig zu erklären. Künftighin solle das Indigenat nur an solche Personen verliehen werden, welche sich um König und Vaterland verdient gemacht hätten. Das betreffende Diplom wäre ihnen erst nach Ablegung des Eides und nach Bezahlung der Taxe auszufertigen, welche für die Zukunft dreitausend Ducaten betragen solle. Diejenigen Indigenen, welche im Lande keinen Besitz hätten, wären nicht mehr zum Landtage einzuberufen. Die Kasse selbst hätte nur unter dem Palatin und der Statthalterei zu stehen; über die Verwendung der Gelder aber wäre jedesmal dem Landtage Rechnung abzulegen, und er allein hätte die Ausgaben zu bestimmen, welche aus ihr bestritten werden dürften.

Dieß war der wesentliche Inhalt der über Ungarns zukünftige Verwaltung vom Landtage an die Königin zu richtenden Vorstellung, wie sie nach langdauernder Discussion endlich angenommen, in gemeinschaftlicher Sitzung beider Tafeln — am 8. Juli 1741 — von dem Protonotar Sigismund Pecsy vorgelesen und Tags darauf von dem Primas und dem Palatin, welche sie allein unterzeichneten, der Königin überreicht wurde.

Obgleich durch den Inhalt der Vorstellung, in dem sie eine Beleidigung des von ihr heilig gehaltenen Andenkens ihres Vaters erblickte, welcher darin einer Verletzung der von ihm beschworenen Gesetze nicht undeutlich angeklagt war, schwer gekränkt [3]), zögerte Maria Theresia doch nicht, dieselbe einer reiflichen Prüfung zu unterziehen. Wohlbekannt mit dem wider die Herrscher aus dem Hause Oesterreich so oft erhobenen Vorwurfe, sie hätten bei der Entscheidung über ungarische Angelegenheiten sich nur der Rathschläge ihrer deutschen Minister bedient, bemühte sie sich mit Sorgfalt, die gleiche Anklage nicht wider sich laut werden zu lassen. So berief sie den Primas auf das

königliche Schloß, um in langem Gespräche mit ihm seine Ansichten über die Art und Weise zu vernehmen, in welcher die Begehren des Landtages zu beantworten wären.

Ganz besondere Auszeichnung erwies Maria Theresia dem Judex Curiae Grafen Joseph Esterhazy [4]). In der ihr eigenen herzgewinnenden Weise versicherte sie ihn des unbeschränkten Zutrauens, welches sie gleichmäßig zu seiner staatsmännischen Befähigung wie zu seiner treuen Gesinnung hege. Seine Ansichten würden ihr, so sagte sie ihm, bei der Beantwortung der Vorstellung des Landtages maßgebend sein. Sie könne ihm nicht verhehlen, daß sie durch das darin überall sichtbar werdende Mißtrauen der Ungarn sich tief verletzt fühle. Dasselbe mache sich auch jetzt noch geltend, nachdem es doch durch ihren Eidschwur, den sie sich stets vor Augen halten werde, gänzlich beseitigt sein sollte. Was könne es denn noch Verläßliches auf Erden geben, wenn selbst auf die von königlicher Hand ausgefertigten Urkunden, wenn selbst auf die Eidschwüre der Monarchen nicht mehr zu bauen wäre. Wohl erkenne sie, daß ihre deutschen Minister den Ungarn nicht allzu freundlich gesinnt wären; die Letzteren sollten sich deßhalb nur immer geradezu an sie wenden, und sie würden durch die Erfahrung inne werden, in welch' hohem Maße sie der ungarischen Nation günstig gesinnt sei. Jetzt wäre es an der Zeit, daß Esterhazy ihr beistehe, um sowohl das für sie so kränkende Mißtrauen seiner Landsleute zu verscheuchen, als ihr bei der Beantwortung der an sie gerichteten Vorstellung des Landtages mit seinem erfahrenen Rathe hülfreich zu sein.

Hingerissen von der tiefen Bewegung, welche sie erfüllte, brach Maria Theresia in einen Strom von Thränen aus. Es bedurfte all der tröstenden Worte, welche Esterhazy zu ihr sprach, daß sie nicht ein Zeichen des Mißtrauens, sondern vielmehr einen Beweis der festen Zuversicht, sie werde die von ihren Vorfahren so oft gegebenen, aber niemals gehaltenen Versprechungen endlich erfüllen, in der Vorstellung des Landtages erblicken solle, um sie wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Hierauf ging sie mit Esterhazy alle einzelnen Punkte durch, welche sie, um sich deren Verständniß zu erleichtern, in's Deutsche hatte übertragen lassen [5]). Auch an den folgenden Tagen berieth sie

ſich mit ihm und holte ſein ſchriftliches und mündliches Gutachten über die verſchiedenen Punkte der Begehren des Landtages ein.

Während dieſe Berathungen noch dauerten, fanden von Seite der dem Hofe am meiſten ergebenen Perſonen erneuerte Schritte ſtatt, um die Mitglieder des Landtages hinſichtlich der von Maria Thereſia ſo ſehr gewünſchten Anerkennung der Mitregentſchaft ihres Gemahls, des Großherzogs Franz, zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Die bisherigen Verſuche waren größtentheils auf entſchiedenen Widerſpruch geſtoßen. Freilich hatte ſich derſelbe nicht ſelten nur in Gemeinplätzen bewegt, wie der: das Volk ertrage oft nur mit Ungeduld die Herrſchaft eines einzigen Gebieters, und werde zweier Regenten bald überdrüßig ſein. Oder es wurde geſagt, daß mit der Anzahl der Herrſcher des Landes auch die ſeiner Bedränger ſich vermehren würde. Die Anerkennung der Mitregentſchaft des Großherzogs könnte nicht nur den bereits feindlich geſinnten Kurfürſten von Baiern, ſondern auch den König von Polen dem Hauſe Oeſterreich entfremden, und vielleicht würden Beide, hierin eine Verletzung der Rechte ihrer Gemahlinnen erblickend, ſich ſolchem Vorgange mit den Waffen in der Hand widerſetzen. Denn ganz ungegründet wäre ihre Beſorgniß nicht, daß wenn Maria Thereſia und ihre Kinder ſtürben, die Länder des Hauſes Oeſterreich, ſtatt an die Töchter des Kaiſers Joſeph I. zu fallen, in den Händen des Mitregenten verbleiben könnten.

Unter Denjenigen, welche ſich vorzugsweiſe bemühten, dieſe Bedenken zu widerlegen und den Wünſchen der Königin bei den widerſtrebenden Gemüthern der Ungarn Eingang zu verſchaffen, muß der Palatin Graf Johann Palffy in erſter Linie genannt werden. Zwar gab auch er nicht undeutlich zu verſtehen, er habe, auf die ſo eben angeführten Gründe geſtützt, der Königin dringend gerathen, den Gedanken der Mitregentſchaft fallen zu laſſen, um das Land nicht in die Schreckniſſe eines Krieges zu ſtürzen, vor welchem daſſelbe in höchſter Beſorgniß ſchwebe. Als ihm jedoch Maria Thereſia entgegnete, auch ſie beſitze einen ſtarken Willen, und ſie werde als Ungarns erbliche Königin dasjenige, was ſie bei ſich beſchloſſen, ſelbſt gegen den Willen des Landtages durchzuſetzen wiſſen, da habe er ihr ſeine Beihülfe zugeſagt, obgleich er gar ſehr befürchte, daß ſie erfolglos bleiben werde.

Palffy's Bemühungen waren Anfangs von so günstiger Wirkung, daß man fast versucht worden wäre, seine Besorgnisse als übertrieben anzusehen. Denn der Widerspruch, welchen verschiedene Mitglieder der oberen Tafel gegen seine Vorschläge laut werden ließen, war so leicht zu beschwichtigen, daß Palffy schon am 11. Juli den hervorragendsten Mitgliedern der Ständetafel, welche er zu einer Besprechung in sein Haus geladen hatte, die einstimmige Bereitwilligkeit der Bischöfe und Magnaten zu verkündigen im Stande war, die von der Königin aus eigener Machtvollkommenheit anzuordnende Mitregentschaft ihres Gemahls anzuerkennen.

Von Seite der Parteiführer an der unteren Tafel vermochte Palffy jedoch keine anderen als ausweichende Antworten zu erhalten[6]). Umsonst war insbesondere der Personal Grassalkovics' unermüdliches durchzusetzen, daß der Landtag selbst mit einem hierauf gerichteten Antrage den Wünschen der Königin entgegen komme. Umsonst traten Andere auf, welche hervorhoben, das Land sei dem Großherzoge eine solche Handlung der Dankbarkeit schuldig, indem es durch die heldenmüthigen Kriegesthaten seines Großvaters, des Herzogs Karl von Lothringen, vom Türkenjoche befreit worden sei. Außerdem gebe es auch keinen Rechtstitel, unter welchem das Land die Anerkennung des Großherzogs als Mitregent zu weigern vermöge. Denn durch die Gesetze, durch die es die pragmatische Sanktion angenommen, habe Ungarn die Ermächtigung zu einer solchen Maßregel längst schon der Königin eingeräumt.

Diese Anschauungen fanden jedoch nur geringen Anklang bei den übrigen Mitgliedern der zweiten Tafel, und so groß war deren Abneigung, auf die ihnen gemachten Vorschläge einzugehen, daß sie durch ihren Widerspruch den Palatin wieder wankend zu machen schienen.

Standhafter als Palffy benahm sich Grassalkovics. Er stellte jeden Zweifel an der endlichen Verwirklichung des Begehrens der Königin entschieden in Abrede, und legte durch seine Zuversicht den Gegnern wenigstens einigen Rückhalt auf. Unablässig bemühte er sich, seine Landsleute für das Begehren Maria Theresia's günstiger zu stimmen, aber er war nicht im Stande, viel zu erreichen. Die Ungarn verharrten in ihrem früheren Widerstreben, und es wird sogar, freilich

von ihrer Seite behauptet, ſelbſt die Deutſchen in Ungarn hätten jene Abneigung getheilt. Denn in Allen, welche Aemter bekleideten, ſei die Beſorgniß erwacht, aus denſelben noch weit eher als durch die Ungarn, zu deren Gunſten der Landtag ſich ſo angelegentlich bei der Königin verwendet hatte, durch die Lothringer verdrängt zu werden, welche ihrem Herzoge in großer Anzahl nach Oeſterreich gefolgt waren und die er nun in öffentlichen Anſtellungen unterzubringen ſuchte. Als Mitregent werde er, ſo fürchteten ſie, durch nichts gehindert werden können, dieſe Abſicht zu gemeinſchaftlichem Nachtheil der Ungarn und der Deutſchen zu verwirklichen.

Die an und für ſich wenig befriedigende Stimmung, welche unter den Mitgliedern des Landtages herrſchte, wurde durch das lange Ausbleiben der königlichen Antwort nur noch mehr geſteigert. Nach dreizehn Tagen endlich, am 22. Juli erfolgte ihre Ausfertigung; doch vergingen wieder ſechs Tage, bis man an die Veröffentlichung derſelben ſchritt. Man hatte eben nichts zu verkünden, wovon man einen günſtigen Eindruck erwarten durfte.

In der Botſchaft der Königin wurde die Aufrechthaltung der ungariſchen Statthalterei in der den Landesgeſetzen entſprechenden Weiſe, ſo wie die Mittheilung der Inſtruktion für dieſelbe und der Eidesformel unter der Bedingung zugeſagt, daß hieran vom Landtage nichts geändert werde, indem deren Abfaſſung einzig und allein zu den Attributen der königlichen Machtvollkommenheit gehöre. An Stelle der verlangten Errichtung eines ungariſchen geheimen Rathes verſprach Maria Thereſia die Berufung des Primas, des Palatins und anderer Magnaten an den Hof, wenn es ſich um die Berathung ungariſcher Angelegenheiten handeln würde.

Hinſichtlich der Beſchwerden gegen das Generalkriegscommiſſariat wurde, ohne auf das vorgeſchlagene neue Syſtem einzugehen, doch auf genaue Unterſuchung und auf Beſeitigung der etwa eingeriſſenen Uebelſtände beſtimmte Ausſicht eröffnet. Aehnliches geſchah auch in Bezug auf die ungariſche Kammer, deren Unabhängigkeit von der Wiener Hofkammer zwar zugegeben und ihr darum das Recht, mit der Monarchin in unmittelbaren Geſchäftsverkehr zu treten, eingeräumt, jedoch auch die Nothwendigkeit ſteter Verbindung mit der Hofkammer

hervorgehoben wurde. Die Verwendung geborner Ungarn bei den Cameralämtern, wenn sie nur auch die hiezu erforderliche Tauglichkeit besäßen, wurde versprochen, ohne jedoch Andere hievon gänzlich auszuschließen. Die Gründung der beantragten ungarischen Landeskasse und die Einhebung der zu ihrer Dotirung in Vorschlag gebrachten Abgabe von fünfzehn Kreuzern auf den Centner Salz, dessen Preis jedoch unverändert blieb, wurde unter der Bedingung genehmigt, daß hievon künftighin die Kosten der Statthalterei, der Septemviral- und der königlichen Tafel so wie der Distriktualtafeln bestritten werden sollten. Der Ausfuhrzoll auf Vieh wurde abgelehnt, weil durch eine solche Maßregel der Preis des Fleisches gesteigert und der Handel, statt Aufschwung zu erhalten, in empfindlicher Weise benachtheiligt werden würde.

Hinsichtlich des Indigenates enthielt die Botschaft die verlangte Zusage, dasselbe künftighin nur Personen zu Theil werden zu lassen, welche sich um Ungarn verdient gemacht hätten. Dem ferneren Begehren jedoch, das Indigenatsdiplom erst nach Bezahlung der Taxe so wie nach Ablegung des Eides ausfertigen zu lassen, wurde ebensowenig willfahrt als dem Antrage, die Indigenen aus dem Magnatenstande, welche in Ungarn keine liegenden Güter besaßen, nicht zum Landtage einzuberufen. Denn es würde hiedurch den althergebrachten Gewohnheiten des Landes geradezu entgegengehandelt werden[7]).

Mit der Aufforderung an den Landtag, ihr bald seine übrigen Begehren kundzugeben, um über dieselben gleichfalls Beschluß fassen und so auch ihrerseits den Gang der Verhandlungen beschleunigen zu können, endete Maria Theresia's Botschaft. Da sie den Anträgen des Landtages nur in höchst unvollständiger Weise Folge gab, fand sie, wie leicht vorherzusehen war, die ungünstigste Aufnahme bei demselben.

Als Gabriel Peesy, welcher nun statt seines Bruders Sigismund die Stelle eines Protonotars des Palatins bekleidete, am 28. Juli 1741 in vereinigter Sitzung des gesammten Landtages die Botschaft der Königin mit lauter Stimme verlas, da wurde höhnisches Lachen und das wilde Gelärm halbunterdrückter Zornesrufe laut. Und kaum hatte Peesy geendigt, so schrieen wohl hundert Stimmen tobend durch

einander, es ſei völlig vergebens, mit ſo vieler Mühe und ſo vielen Koſten Berathungen zu halten, wenn die gerechteſten Begehren nur Zurückweiſung fänden. Beſſer wäre es, nach der Heimath zurückzukehren als den Beſchlüſſen der Königin die Zuſtimmung zu ertheilen. Wozu habe es ſo weitläufiger Begründung der ablehnenden Antwort bedurft, wo die wenigen Worte: sic volo, sic jubeo — ſo will ich, ſo befehle ich — genau denſelben Dienſt geleiſtet hätten. Tumultuariſch drängten ſich die Mitglieder der zweiten Tafel um den Perſonal und verlangten nach Hauſe entlaſſen zu werden. Sie erklärten, die Bewilligung hiezu von der Königin begehren zu wollen. Ja ſie machten Miene, ſelbſt ohne eine ſolche Erlaubniß Preßburg zu verlaſſen [8]).

Auch am nächſten Tage noch dauerte die Aufregung fort, und ſie machte ſich, als die Mitglieder der zweiten Tafel ſich in ihrem Sitzungslokale zuſammenfanden, in wilden Ausrufungen und Schmähreden Luft. Dennoch gelang es dem Vicepalatin Gabriel Kapy, welcher ſtatt des wirklich oder nur angeblich erkrankten Perſonals Graſſalkovics den Vorſitz führte, den Tumult ſo weit zu beſchwichtigen, daß die Stände ſich, wenn auch nur nach langem Widerſtreben, endlich doch zur Fortſetzung ihrer Arbeit, der Berathung über die Beſchwerden und Begehren des Landtages herbeiließen. In welchem Geiſte ſie dieſe Verhandlungen pflogen, läßt ſich bei der Erbitterung, von der die Mehrzahl der Anweſenden erfüllt war, leicht ermeſſen.

Ueberhaupt geſchah faſt wie abſichtlich Alles, um auch Maria Thereſia's Mißſtimmung noch mehr zu ſteigern und den drohenden Zwieſpalt zwiſchen ihr und den Vertretern der ungariſchen Nation zur vollendeten Thatſache zu geſtalten. Waren ſchon früher Pamphlete erſchienen, in welchen die Austreibung der Deutſchen aus Ungarn gefordert wurde, waren Schmähſchriften gegen Maria Thereſia's treueſte Anhänger unter den Magnaten, und zwar ſo verwerflichen Inhalts verbreitet worden, daß ſie auf Befehl des Palatins von der Hand des Henkers am Fuße des Galgens verbrannt wurden, ſo richteten ſich jetzt die vergifteten Pfeile gegen die Königin ſelbſt. Ein ſatyriſches Blatt wurde ihr in die Hand geſpielt, welches in den beleidigendſten Worten den Vorwurf enthielt, ſie habe ſich, gleichſam in einen Fuchs-

pelz gehüllt, das Wohlwollen der Ungarn zu erschleichen gewußt. Jetzt zeige sie denselben ihre wahre Gestalt, die von derjenigen einer Mutter, als welche sie den Ungarn sich angekündigt habe, gar weit verschieden sei [9]).

Trotz sorgfältiger Nachforschung gelang es nie, die Urheber und Verbreiter dieser und ähnlicher Schmähschriften, welche von nun an ziemlich rasch auf einander folgten und in Versen wie in Prosa Beschimpfungen der Königin und ihrer vornehmsten Rathgeber enthielten, zu entdecken.

Es lag klar am Tage, daß dort wo die Krone und die Vertreter der Nation sich so schroff gegenüber standen, an die Erreichung eines gedeihlichen Resultates nicht zu denken war. So lang man diesen Zwiespalt nicht auszugleichen vermochte, führten all die weitschweifigen Reden, all die endlosen Berathungen zu nichts. „Obwohl ununter„brochen Sitzungen gehalten werden", schrieb noch am 11. August der venetianische Botschafter Capello an die Signorie, „obwohl Anträge in „Menge gestellt werden, um die Vorrechte des Königreiches zu befestigen „und sie noch weiter auszudehnen, so ist man doch noch nicht über den „ersten Artikel übereingekommen. Die Begehren um Wiederbelebung „der uralten Gesetze passen weder zu dem gegenwärtigen Zustande „Ungarns, noch sind sie den Grundsätzen, dem Regierungssysteme und „der Politik des Wiener Hofes entsprechend. Die Ungarn beklagen sich dar„über, daß sie trotz der großen Güte der Königin nicht den leichten Ein„gang bei ihr finden, den sie erwartet hatten. Ungescheut schmähen „sie die Minister als die Urheber der Hindernisse, auf welche sie stoßen".

So lauten die Worte eines unparteiischen Berichterstatters über die damaligen Verhältnisse. Die Lage, in welcher man sich während Maria Theresia's Aufenthalt in Preßburg befand, konnte in der That nicht leicht eine trostlosere sein als sie wirklich war. Wer dieselbe jedoch mit vorurtheilsfreiem Blicke überschaut, wird nicht lange daran zweifeln, daß es ungerecht wäre, den Ungarn allein ein Verschulden zur Last zu legen. Allerdings war es nichts weniger als großherzig von ihnen, daß sie Maria Theresia's Bedrängniß schlau benützten, um weiter gehende Zugeständnisse von ihr zu erlangen, als zu welchen die Vorfahren der Königin sich herbeigelassen hatten. Das

galt insbeſondere hinſichtlich der Begehren, welche darauf abzielten, Ungarns Sonderſtellung noch zu vermehren und in noch höherem Grade als es ohnedieß ſchon der Fall war, einen privilegirten Staat im Staate zu ſchaffen, welchem bei der größten Fülle von Vorrechten das geringſte Maß der Pflichten zufallen ſollte.

Daß Maria Thereſia ſolchen Forderungen nicht nachgab, kann nur gebilligt, daß ſie es trotz der von allen Seiten auf ſie hereinſtürmenden Drangſale nicht that, nur bewundert werden. Aber neben jenen Begehren wurden andere geſtellt, die durchaus nicht unbegründet oder zu weit gehend erſchienen. Hiezu gehörten insbeſondere die Wünſche, welche darauf abzielten, der drückenden Willkür der Militärbehörden ein Ende zu machen, und die Aemter im Lande, hauptſächlich aber die kirchlichen Pfründen nicht Fremden zu Theil werden zu laſſen. Hiezu gehörte das Begehren um Erhöhung der Indigenatstaxe, ſo wie das fernere Verlangen, daß diejenigen, welche kein liegendes Gut in Ungarn beſaßen und dem Lande nur als Indigenen angehörten, nicht Sitz und Stimme an der oberen Tafel genießen ſollten.

Die Ablehnung dieſer Begehren mußte allerdings den Verdacht erwecken, Maria Thereſia gönne ihren deutſchen Rathgebern allzu großen Einfluß auf ihre Entſchlüſſe. In dem Widerſtreben der Miniſter aber glaubte man nur die Frucht ihres Eigennutzes zu erkennen, welcher ſie abhalte, die Genehmigung von Forderungen zuzulaſſen, durch deren Erfüllung ihnen die Möglichkeit, ſich ſelbſt, ihren Angehörigen und Günſtlingen reiche Einkünfte aus Ungarn zuzuwenden, arg geſchmälert würde. Nichts aber erbittert mehr als die Vermuthung oder Gewißheit egoiſtiſcher Motive bei politiſchen Gegnern. Darum wurden die Miniſter der Königin von den Ungarn auf's heftigſte angefeindet und dadurch ſelbſt in's Schwanken und in Uneinigkeit gebracht. Die älteren aus ihnen machten den jüngeren deren unbedachte Rathſchläge, dieſe wieder den älteren ihre Unentſchloſſenheit zum Vorwurfe. Jeder fühlte ſich perſönlich gekränkt und beängſtigt; wer ſie früher gekannt hatte und jetzt nach Preßburg kam, erſtaunte, wenn er den Verfall ihrer Geſichtszüge, ihrer ganzen Erſcheinung bemerkte [10]).

Ein Umſtand, welcher von den Ungarn gegen die Miniſter weidlich ausgebeutet wurde und ihnen als unumſtößlicher Beweis galt,

nur Maria Thereſia's Rathgebern und nicht ihr ſelbſt ſei die Ablehnung der Begehren des Landtages zuzuſchreiben, beſtand darin, daß die Botſchaft der Königin nicht nur in demſelben Sinne, ſondern nahezu in den gleichen Worten abgefaßt war, mit welchen Kaiſer Karl VI. ähnliche Forderungen beantwortet hatte. Hieraus gehe unwiderleglich hervor, ſo wurde behauptet, daß ſo wie jetzt noch die damaligen Männer am Ruder, ſo auch noch die damaligen Anſichten maßgebend ſeien.

Und doch, wie durchaus verſchieden war nun die Lage Maria Thereſia's von derjenigen, in welcher ſich ihr Vater befand, als ihm die Krone Ungarns auf's Haupt geſetzt wurde. Was die Verhältniſſe gegen Außen betraf, ſo ſtand er am Ende eines größtentheils ſiegreichen Krieges; die Feinde Oeſterreichs waren weit abgedrängt von deſſen Grenzen und nichts konnte die Beſorgniß erwecken vor baldiger Erneuerung kriegeriſcher Verwicklungen. In Ungarn ſelbſt aber war der lang dauernde, blutige Aufſtand ſo eben erſt niedergeworfen, das Land noch kaum beruhigt, und die jüngſt erlebten Ereigniſſe vermochten wohl im Auge eines Jeden einen hohen Grad ängſtlicher Vorſicht zu rechtfertigen.

Wie ganz anders war dagegen Alles im jetzigen Augenblicke. Seit nahezu dreißig Jahren habe Ungarn, ſo wurde von den Vertretern des Landes nicht mit Unrecht behauptet, ſich wenigſtens im Ganzen und Großen ruhig verhalten und durch Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion ſo wie der Statthalterſchaft des Herzogs von Lothringen untrügliche Beweiſe ſeiner Loyalität gegeben. Ein ausreichender Grund, an dem alten Mißtrauen auch jetzt noch feſtzuhalhalten, liege nicht mehr vor, während die täglich wachſende Bedrängniß der Königin durch ihre auswärtigen Feinde ſie gebieteriſch darauf hinweiſe, ſich mit Ungarn zu verſtändigen. Denn nur in dieſem Lande vermöge ſie in einem Augenblicke, in welchem ſie mit dem Verluſte ihrer übrigen Staaten bedroht, ja an demſelben kaum mehr zu zweifeln ſei, Zuflucht und Hülfe zu finden.

Dieſe Anſchauung erhielt durch die Nachrichten von Außen her eine gar ausgiebige Unterſtützung. Die Ablehnung der dem Könige von Preußen gemachten Friedensvorſchläge, die immer feindſeliger ſich

gestaltende Haltung Sachsens, vor Allem aber das Vordringen der Franzosen und Baiern in Oberösterreich, die Besorgniß vor einer Belagerung und Einnahme Wiens, die geringe Widerstandsfähigkeit der Stadt, die Bestürzung, welche daselbst herrschte, Alles dieß drängte unabweislich dahin, den Zwiespalt mit Ungarn so bald als möglich zu beendigen.

Andererseits kann auch nicht gesagt werden, daß die Ungarn, nachdem die erste Aufregung nach und nach sich gelegt hatte, es an jedem Entgegenkommen hätten fehlen lassen. Ohne gerade von ihren Forderungen abzuweichen, gingen sie doch auf Aenderungen ein, welche darauf zielten, sie mehr und mehr den Wünschen und Anschauungen Maria Theresia's anzupassen. Insbesondere trat dieses Bestreben bei den Mitgliedern der oberen Tafel deutlich an den Tag, und sie gerieth dadurch nicht selten in Zwiespalt mit der ungleich starrsinnigeren Ständetafel, gegen deren herrisches Auftreten wenigstens einige der Bischöfe und Magnaten den Muth hatten, sich unverholen aufzulehnen. Von dem Freiherrn Stephan Vay ist der Ausruf verzeichnet: das größte Uebel, welches man zu besorgen habe, bestehe darin, daß die erste Tafel der zweiten gleichsam unterthan werden und nur nach dem Gutdünken der Letzteren zu handeln gezwungen sein könne. Und der Erzbischof von Kalocsa erklärte, er wolle noch eher von der Willkür der Königin, als von derjenigen der Ständetafel abhängen [1]). Andere, unter denen sich der Judex Curiae Graf Esterhazy und die Brüder Erdödy durch mannhafte Vertheidigung der Rechte der Krone hervorthaten, stimmten solchen Ansichten bei, und so bildete die obere Tafel zwischen der Königin und den Ständen ein Mittelglied, das es ihr sehr erleichterte, in dem Augenblicke, in welchem die andringende Gefahr von Außen her sie zur Nachgiebigkeit gegen die Ungarn zwang, dieß in einer Weise zu thun, welche ihrer Würde und ihrem Ansehen nichts weniger als Nachtheil brachte.

Am 30. August 1741 war die umgearbeitete Vorstellung des Landtages in Bezug auf die künftige Einrichtung der Verwaltung und des Contributionswesens des Königreiches vollendet und in gemeinschaftlicher Sitzung angenommen worden. Verschiedene Punkte, deren Genehmigung nicht zu erwarten gewesen wäre, wie derjenige wegen

Errichtung eines abgeſonderten geheimen Rathes für Ungarn waren fallen gelaſſen, andere nicht unweſentlich geändert. Auch die übrigen Begehren — Poſtulate — des Landes waren endlich, jedoch nicht ohne daß noch weitläufige ermüdende Berathungen darüber gepflogen wurden, der Vollendung zugeführt worden. Für Ungarn im Allgemeinen beſtanden ſie aus zweiundvierzig, für die freien königlichen und die Bergſtädte aus vierzehn, für Croatien und Slavonien aber aus vierundzwanzig Punkten.

Die Mehrzahl derſelben war auf's ausführlichſte begründet, und eine auch nur annäherungsweiſe Andeutung ihres Inhaltes würde hier zu weit führen. Nur das darf verſichert werden, daß ſo manche Punkte Anlaß zu reiflicher Erwägung gaben und gewichtige Bedenken gegen deren Annahme in die Wagſchale fielen. Es fehlte daher nicht an Leuten, welche es als ihre Pflicht anſahen, die Genehmigung der vom Landtage vorgebrachten Begehren nachdrücklichſt zu widerrathen. Auch kann nicht geläugnet werden, daß ſie für dieſe Anſchauung Gründe anzuführen wußten, welche in anderen Zeiten und unter anderen Verhältniſſen höchſt wahrſcheinlich und mit vollem Rechte den Ausſchlag gegeben hätten. Jetzt aber mußten dieſe Bedenklichkeiten in den Hintergrund treten vor der von allen Seiten hereinbrechenden Gefahr. Ihr zu begegnen, darin beſtand die erſte, die drängendſte Aufgabe. Daß Maria Thereſia dieß erkannte, daß ſie kühnen Muthes darnach handelte, wird ihr zu immerwährendem Ruhme gereichen.

„Ich bin eine arme Königin", hat Maria Thereſia einſt geſagt, „aber ich habe das Herz eines Königs". Ihre Handlungsweiſe bewies die Wahrheit dieſer Worte. Darum warf ſie jede Aengſtlichkeit entſchloſſen über Bord und verfolgte raſch und unerſchrocken den Weg, auf welchem ihr allein noch Rettung winkte. Truppenmaſſen, höchſt anſehnliche Truppenmaſſen mußten unverzüglich aufgeſtellt und dem Feinde entgegengeworfen werden, um deſſen ferneres Vordringen zu hindern und wo möglich Wien zu retten. Dieſe Truppen aber konnten unter den damaligen Verhältniſſen zum größten Theile nur mehr aus Ungarn und deſſen Nebenländern genommen werden.

Lange Zeit hindurch beſtand einer der Hauptgrundſätze der inneren Politik des Hauſes Oeſterreich darin, den Ungarn nicht ſelber Waffen

in die Hände zu geben, welche sie, wie es bei dem zum Aufruhr so sehr geneigten Sinne dieses Volkes zu besorgen war, früher oder später gar leicht gegen die Krone zu kehren sich verleiten lassen konnten. Die vielen Aufstände, welche Jahrhunderte hindurch im Lande stattgefunden hatten, konnten als warnendes Beispiel dienen, und die wilden ungezügelten Reden, die man noch vor wenigen Wochen in Preßburg zu hören bekam, bewiesen klar, daß der alte störrische Geist noch ungebändigt fortlebte in der Nation, und bei geringem Anlasse ausbrechen konnte in revolutionärer Bewegung. Gar viele schracken daher vor dem Wagniß zurück, die Ungarn in Masse zu den Waffen zu rufen [12]); nur Eine nicht, und diese Eine war die Königin selbst.

Am Morgen des 7. September 1741 berief Maria Theresia die vornehmsten Ungarn zur Berathung auf das königliche Schloß. Persönlich setzte sie ihnen die gefahrvolle Lage auseinander, das Mißgeschick ihrer Unterthanen, nicht ihr eigenes beklagend. Von den Ungarn allein hänge nun, so sagte sie ihnen, die Vertheidigung der Krone, des Reiches, vielleicht aller Länder des Hauses Oesterreich ab. Mit einer Beredsamkeit ohne Gleichen forderte sie sie auf, die Waffen zu ergreifen. Hingerissen von dem überströmenden Gefühl der Königin erklärten Alle einstimmig, sich selbst, ihre Söhne, ihre Einkünfte dem Dienste Maria Theresia's zu weihen. Die Aufstellung eines Heeres von vierzigtausend Ungarn wurde beschlossen und noch an demselben Tage ergingen die erforderlichen Befehle an die Comitate. Die Königin aber baten sie, sich nach Raab zu begeben und sich selbst und ihren Sohn der Obhut der Ungarn rückhaltslos anzuvertrauen [13]).

Ohne dieß Anerbieten von sich zu weisen, versparte doch Maria Theresia dessen Annahme auf den Zeitpunkt, in welchem sie durch die äußerste Noth hiezu gezwungen sein würde. Denn sie begriff wohl, wie unerläßlich es sei, der Gefahr die Stirne zu bieten und an dem eigenen Muthe denjenigen der Anderen zu kräftigen. Auch handelte es sich darum, der Bewegung, zu welcher die Führer der Nation sich so freudig bereit erklärt hatten, den Aufschwung und die Ausdehnung zu geben, durch welche allein ein entscheidendes Resultat sich erreichen ließ. Ganz Ungarn sollte aufgerufen werden zu der allgemeinen Insurrection, wie die Gesetze des Landes für den äußersten Nothfall sie

anordnen. Freilich wurden auch jetzt noch von den deutschen Rathgebern der Königin tausend Bedenken dagegen erhoben [14]); Maria Theresia aber setzte sich kühn darüber hinweg; sie fühlte den Geist in sich, dessen es bedurfte, ein ganzes Volk zu elektrisiren und mit sich fortzureißen.

Am 10. September gab der Palatin allen Mitgliedern des Landtages ein glänzendes Festmahl. Freilich waren sie weit davon entfernt, vollzählig zu sein, denn mehr als die Hälfte aus ihnen hatte während der überlangen Dauer der Berathungen Preßburg verlassen und sich nach der Heimath begeben. Diejenigen, welche in Preßburg zurückblieben, waren jedoch eben die eifrigsten und einflußreichsten Vertreter der Nation; sie zu gewinnen mußte gerade am meisten gewünscht werden. Schon während des Mahles verlautete viel von der Absicht der Königin, die ungarische Nation zu den Waffen zu rufen, so wie von dem fruchtlosen Widerstreben ihrer deutschen Räthe. In welchem Sinne der Letzteren Erwähnung geschah, läßt sich leicht ermessen; die Königin werde jedoch, so ward mit freudiger Zustimmung oft wiederholt, nur ihren eigenen Eingebungen folgen, und dadurch ungleich weiser handeln, als wenn sie den Rathschlägen ihrer Minister nachkommen würde.

Maria Theresia folgte in der That nur ihrem eigenen richtigen Gefühle, als sie am 11. September die Mitglieder beider Tafeln zu sich berief. Erwartungsvoll strömten dieselben um die eilfte Vormittagsstunde nach dem königlichen Schlosse. Als sie im Audienzsaale versammelt waren, trat Maria Theresia unter sie, in Trauergewänder gehüllt, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ernst und Schwermuth lagen auf ihren Zügen, als sie langsam und majestätisch die Reihen der Ungarn durchschritt, die Stufen zum Throne hinanstieg und auf demselben Platz nahm. Wie es bei der Vorlage königlicher Propositionen gesetzlich immer der Fall ist, sprach der ungarische Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany zuerst zu den Mitgliedern des Landtages. Er schilderte die widerrechtlichen Angriffe fremder Fürsten, ihren Einbruch in die Erblande der Königin, die Gefahr der Hauptstadt, ja die Bedrohung Ungarns selbst. Er erklärte die Absicht Maria Theresia's, ihre Person, ihr Haus, ihre Krone der Obhut der Ungarn

anzuvertrauen. Er ſprach die zuverſichtliche Hoffnung der Königin aus, die Mitglieder des Landtages würden alle ihre Beſtrebungen darauf richten, dem ungerechten Beginnen neidvoller Feinde unverzüglich einen ſtarken Damm entgegenzuſtellen, auf daß durch eine ſolche That der uralte Ruhm der ungariſchen Nation vor den Augen der Welt neuerdings auflebe.

Nach dem Hofkanzler nahm Maria Thereſia vom Throne herab ſelbſt das Wort. „Die Betrübniß Unſerer Lage vermochte uns“, ſo ſprach ſie mit bewegter Stimme, „den treuen Ständen Unſeres ge„liebten Königreiches Ungarn über den feindlichen Einfall in Unſer „Erbland Oeſterreich und über die Ungarn ſelbſt noch bedrohende Ge„fahr, ſo wie über die Mittel dagegen ſchriftliche Vorlage zukommen „zu laſſen. Es handelt ſich um das Königreich Ungarn, um Unſere „Perſon, um Unſere Kinder, um die Krone. Von Allen verlaſſen „flüchten wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer „altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände, in dieſer äußerſten „Gefahr für Unſere Perſon, Unſere Kinder, die Krone und das Reich „ohne die geringſte Verſäumniß werkthätige Sorge zu tragen. Was „an uns liegt, ſoll geſchehen, um den früheren glücklichen Zuſtand „Ungarns und ſeines Volkes, den Glanz ſeines Namens wieder her„zuſtellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen „Unſerer gnädigen Geſinnung erfahren“ [15]).

Gegen Ende der Rede, insbeſondere als ſie ihrer Kinder erwähnte, brach Maria Thereſia, von tiefer Rührung ergriffen, in Thränen aus. Weinend hielt ſie ihr Tuch vor die Augen; bald aber ſammelte ſie ſich wieder, und mit jenem Ausdruck der Geſichtszüge, wie er nach der bezeichnenden Schilderung, die wir einem ungariſchen Berichterſtatter verdanken [16]), der gekränkten Unſchuld eigen iſt, lauſchte ſie den Worten, welche im Namen der Verſammlung der Primas zu ihr ſprach [17]). Des freudigen Beiſtandes der ganzen Nation und ihres feſten Vorſatzes verſicherte er die Königin, Gut und Blut für ſie zum Opfer zu bringen. Eine unbeſchreibliche Bewegung ergriff die Ungarn, deren Stolz ſich dadurch nicht wenig gehoben fühlte, daß gerade bei ihnen Maria Thereſia ihre Zuflucht ſuchte. Das Mitleid mit dem Schmerze der Königin, ihr zauberiſcher Anblick erfüllte die

Anweſenden mit Begeiſterung, und von viel hundert Stimmen donnerte der einmüthige Zuruf durch den Saal: „Vitam nostram et „sanguinem consecramus“ — „wir weihen unſer Leben und unſer „Blut“ [18]).

Bei dem ganzen Vorfalle zeigte ſich in auffallendſter Weiſe die ungemein leichte Erregbarkeit der Ungarn zur Liebe wie zum Haſſe. Denn während die Einen mit von Thränen erſtickter Stimme ſich in Ausrufungen hingebender Huldigung für Maria Thereſia erſchöpften, brachen Andere in laute Verwünſchungen wider ihre deutſchen Miniſter aus. Sie hatten zu bemerken geglaubt, daß in den Zügen Eines derſelben, welcher jedoch nicht näher bezeichnet wird, während der Anſprache der Königin ein Ausdruck unverkennbarer Mißbilligung ſichtbar geworden ſei. Da man dieſen Mann ſchon von früher her als einen hartnäckigen Widerſacher der Ungarn zu kennen glaubte, ſo genügte jener Umſtand, um ſie zu Kundgebungen wüthenden Ingrimmes gegen Maria Thereſia's Rathgeber zu verleiten [19]). Die Anweſenheit der Königin vermochte nicht, die in drohende Worte und Geberden ausbrechenden Ungarn in ihre Schranken zurückzuweiſen. Ja es ſchien einen Augenblick für die Betreffenden perſönliche Gefahr vorhanden, und nur die ſchnelle Dazwiſchenkunft der beſonneneren Ungarn verhinderte einen noch heftigeren Auftritt.

Um ſo ungezügelter machte ſich der Ausdruck des Haſſes vernehmbar, als die Stände, den Saal verlaſſend, die Treppen des königlichen Schloſſes hernieder ſtiegen, um ſich nach ihrem Verſammlungsorte zu begeben. Man behauptete von einem der Deutſchen die Worte gehört zu haben: „die Königin thäte beſſer, ſich und die Ih„rigen dem Teufel, als den Ungarn anzuvertrauen“. Dieſe wirkliche oder vermeintliche Beleidigung brachte die Ungarn außer ſich. Laut wünſchten ſie die deutſchen Miniſter an den Galgen, denn dieſelben hätten, ſo ſchrieen ſie tumultuariſch durch einander, kein beſſeres Schickſal verdient, indem ſie durch ihre böſen Rathſchläge die beſte Königin bisher verhinderten, den Ungarn die Waffen in die Hand zu geben. Wäre dieß ſchon in dem Augenblick geſchehen, in welchem man von der erſten kriegeriſchen Unternehmung des Kurfürſten von Baiern die

Kunde erhielt, ſo würde man ſich jetzt mit weit größerer Ausſicht auf Erfolg demſelben entgegen zu werfen im Stande ſein [20]).

In gemeinſchaftlicher Sitzung hörten die Mitglieder des Landtages die königlichen Propoſitionen, in denen zuerſt die Gefahr geſchildert wurde, mit welcher die Wegnahme Schleſiens durch den König von Preußen und das Vordringen eines franzöſiſch-baieriſchen Heeres gegen Wien die Königin, ja Ungarn ſelbſt bedrohten. Da die öſterreichiſchen Truppen zum größten Theile in Schleſien wider König Friedrich im Felde ſtänden, mangle es an ausreichender Streitmacht, um ſie den Franzoſen und Baiern entgegenzuſtellen. Darum wende ſich Maria Thereſia an den ſeit Jahrhunderten bewährten Geiſt der Tapferkeit der ungariſchen Nation. Dieſelbe werde, ſo ſei Maria Thereſia als rechtmäßig gekrönte Königin überzeugt, die auch auf Ungarn erhobenen Anſprüche des Kurfürſten von Baiern und deſſen drohenden Einbruch in das Königreich mit gewaffneter Hand zurückweiſen. Darum rufe ſie auf Grund der betreffenden Geſetzesartikel das Land auf, zu ſeiner eigenen Vertheidigung ſich gewaffnet zu erheben in allgemeiner Inſurrection. Eingedenk des alten Ruhmes der Nation möge der Landtag ohne alle Zeitverſäumniß die Anzahl der aufzuſtellenden Truppen beſtimmen und die ſonſt unumgänglich nöthigen Maßregeln treffen, um jeden Einbruch der Feinde in Ungarn hintanzuhalten. Bis dieß geſchehen, werde die Königin in Ungarn verweilen, um auch ihrerſeits zur Erreichung des erſehnten Erfolges nach Möglichkeit beizutragen [21]).

Nachdem der Protonotar Pecſy die Vorleſung der Propoſitionen geendigt, nahmen zuerſt der Primas und nach ihm der Palatin das Wort. Sie zeigten die Schreiben vor, welche der Kurfürſt von Baiern an ſie gerichtet hatte und in denen er Anſprüche auf die Krone Ungarns erhob. Auch der Judex Curiae, der Perſonal Graſſalkovics und die beiden Erdödy ſprachen zu ihren Landsleuten; ſie Alle unterſtützten mit lebhaften Worten das Begehren der Königin. Keine Gegenrede wurde laut, und einmüthig beſchloß man die Einſetzung einer Deputation, welche ungeſäumt die Maßregeln vorſchlagen ſollte, die zu ergreifen wären, um die Königin und das Land zu retten.

Am Nachmittage des 11. September wurde wieder Sitzung gehalten und die inzwiſchen aufgeſetzte Antwort des Landtages auf die königlichen Propoſitionen, welche die unbedingte Zuſtimmung zu denſelben und gleichzeitig eine ſcharfe Zurückweiſung etwaiger Anſprüche des Kurfürſten von Baiern auf Ungarn enthielt, einmüthig angenommen[22]). Das Gleiche geſchah hinſichtlich der Vorſchläge, welche am Morgen des 13. September die Deputation durch den Mund ihres Vorſitzenden, des Palatins, vor den Landtag brachte. Die Aufbringung von dreißigtauſend Mann Fußvolk, welche in dreizehn Regimenter zu theilen wären, wurde beſchloſſen. Jedes Mitglied des inſurrectionspflichtigen Adels ſollte entweder in Perſon zu Pferde ſteigen oder einen Stellvertreter ſenden. Man rechnete, daß auf dieſe Art von Ungarn allein fünfzehntauſend Reiter, von Croatien mit Slavonien vierzehntauſend, von Siebenbürgen ſechstauſend Mann in's Feld geſtellt werden würden. Mit den Truppen, welche man aus dem Temeswarer Banate, aus den Diſtricten der Jazygier, Cumanier und Haiducken erwartete, zählte man auf hunderttauſend Mann.

Die Unterhandlungen zwiſchen der Krone und dem Landtage über die Aufſtellung, die Bewaffnung und Bekleidung, über die Bezahlung der Truppen füllten die nächſten Tage. Durch ſie erhielt die Oppoſitionspartei, welche während der herrſchenden Aufregung völlig verſtummt war, den erſten Anlaß ſich neuerdings bemerkbar zu machen. Die gänzliche Ausſchließung der deutſchen Miniſter aus jenen Verhandlungen wurde verlangt, und ſchon am 15. September brachte Thomas Szirmay aus Zemplin die Begehren und Beſchwerden des Landtages wieder zur Sprache. Das ohnedieß ſo überbürdete Volk, welchem die letzten Beſchlüſſe des Landtages noch größere Laſten auferlegten, würde in ſeinem Unmuthe, ſo behauptete Szirmay, die perſönliche Sicherheit der Abgeordneten gefährden, wenn ſie nicht eine gewährende Antwort der Königin mit ſich brächten.

Dieſe erneuerten Regungen der Gegner beſchleunigten und verdoppelten die Anſtrengungen der eifrigſten Anhänger Maria Thereſia's, um von der günſtigen Stimmung des Landtages ſo ſchnell und ſo viel als möglich Nutzen zu ziehen. Ein glücklicherer Augen-

blick konnte nicht mehr gefunden werden, um den Lieblingswunsch Maria Thereſia's, die Anerkennung ihres Gemahls als Mitregent, der Verwirklichung zuzuführen.

In der Sitzung, welche am 19. September gehalten wurde, theilte der Primas den Biſchöfen und Magnaten zum erſten Male in offizieller Weiſe mit, wie ſehr der Königin daran liege, daß in der gefahrvollen Zeit, in welcher man ſich befinde und in der die Regierungsgeſchäfte hauptſächlich in der Beſorgung von Kriegsangelegenheiten beſtänden, ihr Gemahl als Mitregent anerkannt werde. Darum überſende ſie die Formel des von dem Großherzoge abzulegenden Eides und die ſonſt von ihm zu beobachtenden Bedingungen, auf daß der Landtag erſehe, daß aus der Erfüllung dieſes Wunſches dem Königreiche Ungarn auch nicht der geringſte Nachtheil erwachſen könne.

Nach dem Primas ſprach Johann Palffy ſich dahin aus, dem Begehren der Königin ſollte um ſo mehr Folge geleiſtet werden, als man ohnehin wiſſe, daß alle Geſchäfte durch den Großherzog gingen, und man unmöglich verlangen könne, der Gemahl der Königin, der Vater des Thronerben habe denſelben fremd zu bleiben. Der Judex Curiae hob die Verdienſte hervor, welche der Großherzog ſelbſt und ſeine Ahnen, insbeſondere aber Herzog Karl von Lothringen ſich um Ungarn erwarben. Auch der Kronhüter Erdödy redete im gleichen Sinne, und es wurde endlich, obwohl nicht ohne allen Widerſpruch, der Beſchluß gefaßt, von der Abſicht der Biſchöfe und Magnaten, den Großherzog als Mitregenten anzuerkennen, der unteren Tafel Kenntniß zu geben.

Hier beſorgte der Perſonal Graſſalkovics, der hauptſächlichſte und unermüdlichſte Förderer des ganzen Projectes, zu deſſen Verwirklichung er ſelbſt während der Zeit der größten Verſtimmung gegen die Regierung unausgeſetzt thätig war, entſchiedeneren Widerſpruch. Um den von ihm einzubringenden Vorſchlägen bei den widerſtrebenden Gemüthern der Mitglieder der zweiten Tafel leichter Eingang zu verſchaffen, waren ihnen ſchon mehrere Tage zuvor die Aeußerungen Maria Thereſia's bekannt gemacht worden, durch welche eine möglichſt gewährende Erledigung der Beſchwerden und Begehren des Landtages in ſichere Ausſicht geſtellt wurde. Nach ſolcher Vorbereitung brachte

endlich Graſſalkovics die Sache in der Sitzung vom 20. September vor die zweite Tafel.

In langer und wohlgeſetzter Rede ſuchte er darzuthun, wie unſchädlich einerſeits die Gewährung des Wunſches der Königin für Ungarn, und wie hochwillkommen derſelben andererſeits eine ſolche Willfährigkeit der Stände ſein würde. Nachgiebigkeit erſcheine um ſo räthlicher, als im Falle des Gegentheiles die Königin aus eigener Machtvollkommenheit ihren Willen auch ohne Zuſtimmung der Stände in's Werk ſetzen werde. Es handle ſich nur darum, einer ohnehin ſchon beſtehenden Sache auch den ihr zukommenden Namen zu geben. Denn man wiſſe ja allgemein, in welch' hohem Maße der Großherzog bei der Leitung der Staatsgeſchäfte betheiligt ſei, und daß ſeine Fernhaltung von denſelben ebenſowenig wünſchenswerth als überhaupt ausführbar erſcheine.

Man hatte ſich getäuſcht, wenn man auch jetzt noch nachhaltigen Widerſpruch gegen die Vorſchläge des Perſonals erwartete. Selbſt ſtets bereite Wortführer der Oppoſition, wie Georg Fekete, Paul Jeſzenak, Kaſpar Chizy aus Veszprim, verlangten nicht viel anderes als den Zuſatz, daß dem Königreiche hieraus kein Nachtheil entſtehen dürfe. Freilich fand auch der Zuruf, welchen einige der eifrigſten Anhänger der Regierung ertönen ließen, um die Verſammlung zu einmüthiger Zuſtimmung mit fortzureißen, nur leiſen Wiederhall. Die meiſten Deputirten, insbeſondere diejenigen aus den beiden Kreiſen dießſeits und jenſeits der Theiß ſaßen ſtumm, mit niedergeſchlagenen Augen auf ihren Plätzen. Aber ſie erhoben auch keine Einwendung gegen den Beſchluß, der oberen Tafel durch eine Deputation ihre Bereitwilligkeit mitzutheilen, die Mitregentſchaft des Großherzogs anzuerkennen. Doch wären den auszuſtellenden Urkunden, ſo wurde verlangt, noch kräftigere Verwahrungen beizufügen, auf daß den Rechten Ungarns und ſeiner Sicherheit nicht im mindeſten Eintrag geſchehe. Außerdem ſollte dem Großherzoge die Erwartung ausgeſprochen werden, daß durch ihn die Aemter des Landes gebornen Ungarn, und nicht etwa Fremden zu Theil würden [23]).

Die Beſchränkungen, unter welchen man dem Großherzoge die Mitregentſchaft zu übertragen ſich herbeiließ, waren in der That ſo

beengender Art, daß ihm hiedurch eigentlich nicht viel mehr als ein Titel, keineswegs aber irgend eine erwähnenswerthe Machtvollkommenheit verliehen wurde[24]). Darum faßten nun auch die Mitglieder beider Tafeln in gemeinschaftlicher Sitzung und mit lebhafterer Betheiligung derjenigen, welche sich bisher zurückhaltend bezeigt hatten, einstimmig den Anerkennungsbeschluß. Unverzüglich überbrachte ihn eine eigene Abordnung, an deren Spitze auch jetzt wieder der Primas und der Palatin sich befanden, der Königin und ihrem Gemahle.

Die Freude, welche Maria Theresia hierüber empfand und mit gewohnter Lebhaftigkeit kundgab, wurde noch durch die an demselben Tage erfolgende glückliche Ankunft ihres Sohnes vergrößert. Nur selten war es der Königin möglich gewesen, sich auf einige Stunden nach Wien zu begeben, um den Kronprinzen zu sehen. Jetzt wurde er, vor dem andringenden Feinde aus der Hauptstadt flüchtend, zu Schiff nach Preßburg gebracht. „Einem Eichhörnchen gleich", so lautet der bezeichnende Ausdruck unseres ungarischen Berichterstatters, „blickte „der sechsmonatliche Prinz von dem Arme seiner Wärterin auf das „in gewaltiger Menge herzudrängende Volk, als er von dem Landungs„platze nach dem königlichen Schlosse fuhr" [25]).

Am 21. September legte der Großherzog vor seiner Gemahlin und den Mitgliedern beider Tafeln, welche sich zu diesem Ende nach dem Schlosse begaben, den Eid als Mitregent ab. Es kann nicht gesagt werden, daß diese feierliche Handlung und die Rede, in welcher der Großherzog für die Königin und für Ungarn erforderlichen Falles selbst sein Leben opfern zu wollen erklärte, mit sonderlichem Antheil aufgenommen worden wären. Lebhafter wurden die Zurufe, als Maria Theresia ihren Sohn herbeibringen ließ und derselbe den versammelten Ungarn gezeigt wurde. Doch brachte der Anblick des Kindes keineswegs jenen mächtigen Eindruck hervor, wie es später vielfach behauptet und von der Sage gar wunderlich ausgeschmückt worden ist[26]).

Die sichtliche Theilnahmslosigkeit einer großen Zahl der Ungarn schreckte Maria Theresia nicht zurück, ihren eigentlichen Anhängern gegenüber die Freude, welche sie über die Erfüllung ihres Wunsches empfand, durch zahlreiche Gunstbezeigungen an den Tag zu legen. Der Palatin Johann Palffy, welcher sich an demselben Tage, obgleich

er das achtundſiebzigſte Lebensjahr bereits überſchritten hatte, mit der Witwe des am 14. Juni 1741 verſtorbenen Grafen Karl Zichy[27]) vermählte, erhielt das Bildniß der Königin, reich in Edelſteine gefaßt. Das gleiche Geſchenk empfing der Judex Curiae Graf Joſeph Eſterhazy, welcher noch außerdem mit Alexander Karolyi und Georg Eſaky zum Feldmarſchall ernannt wurde. Johann Baranyay, Andreas Kohary, Joſeph Feſtetics, Johann Ghillanyi wurden zu Feldmarſchall-Lieutenants, andere Ungarn zu Generalen befördert. Der Primas, der Erzbiſchof von Kalocſa, die Biſchöfe Erdödy und Barkoczy erhielten koſtbare Prälatenkreuze, viele Mitglieder der oberen Tafel wurden zu geheimen Räthen und Kämmerern ernannt[28]). Dem Perſonal Graſſalkovics ſtellte Maria Thereſia bis nach Beendigung des Landtages die Erhebung in den Grafenſtand und eine hohe Würde in der Verwaltung in Ausſicht.

Wenn man die Wirkungen, welche die beiden letzten Beſchlüſſe des Landtages, die Ausſchreibung der Inſurrection und die Anerkennung der Mitregentſchaft des Großherzogs hervorbrachten, mit vorurtheilsfreiem Blicke in's Auge faßt, ſo muß man geſtehen, daß der moraliſche Eindruck dieſer Ereigniſſe ein außerordentlicher war. Ueberall, bei Freund und Feind wurden ſie als glanzvolle Siege betrachtet, durch Maria Thereſia's perſönliche Eigenſchaften über Männer errungen, von denen man ſich ganz anderer Dinge verſehen hatte. Die nichtungariſchen Länder des Hauſes Habsburg, welche Jahrhunderte hindurch allein die Staatslaſten getragen und denen es längſt ſchon zu alter, aber bitterer Gewohnheit geworden war, durch die Vereinigung Ungarns mit Oeſterreich dieſe Laſten weit eher vermehrt als vermindert zu ſehen, gewahrten mit freudigem Erſtaunen, daß ihnen jetzt von dorther Erleichterung und Beiſtand zugeſagt wurde, von wo ſie bis nun faſt ausſchließlich nur Anfeindung, ja nicht ſelten offene Bekämpfung in ihrer gräulichſten Geſtalt, in derjenigen verheerender Einfälle erfahren hatten. Mit jener Lebhaftigkeit der Bewunderung, mit welcher ſich der Deutſche bekanntlich ſo leicht für den Fremden durchdringt, wurden nun die Beſchlüſſe des ungariſchen Landtages in den deutſchen Ländern des Hauſes Oeſterreich aufgenommen. Sie gingen von Mund zu Mund, und mögen wohl, daran iſt kaum zu zweifeln,

nicht wenig dazu beigetragen haben, dieſe Länder zur Ausdauer in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß zu ermuthigen und die ſchon faſt erlöſchende Hoffnung auf künftige beſſere Tage in ihnen neuerdings wachzurufen.

Nicht geringeren Eindruck übten die Vorgänge zu Preßburg auf die fremden Fürſten, welche in offenem oder noch verſtecktem Kampfe wider Maria Thereſia ſtanden. Sie begriffen daß es zu Ende ſei mit der althergebrachten Politik, von welcher insbeſondere Frankreich ſo vielfachen Nutzen gezogen, mit der Politik, während eines Krieges mit dem Hauſe Habsburg denſelben in Ungarn Aufſtände zu erregen und in ſolcher Weiſe die volle Entwicklung der öſterreichiſchen Streitkräfte nach Außen hin zu vereiteln. Mit Erſtaunen und Beſtürzung vernahmen ſie, daß von dorther ihrer Gegnerin ausgiebige Unterſtützung zu Theil werden ſollte, wo deren Vorfahren faſt immer nur Verlegenheiten dringendſter Art bereitet worden waren. Ja es iſt wohl möglich, daß dieſe Betrachtungen auf die nächſten Entſchlüſſe des Königs von Preußen und des Kurfürſten von Baiern nicht ohne alle Einwirkung geblieben ſind.

Ganz anders jedoch als der nicht hoch genug anzuſchlagende moraliſche Eindruck der Preßburger Ereigniſſe ſtellt ſich die Sache, wenn deren wirkliches, ihr materielles Ergebniß in Betracht gezogen wird. Was vorerſt die Mitregentſchaft des Großherzogs anbelangt, ſo iſt ſelten mit größerer Heftigkeit für und wider eine Sache geſtritten worden, welche nach ihrer Verwirklichung ein kaum der Erwähnung werthes Reſultat mit ſich führte. Daß dieß der Fall war, daran iſt nicht allein der Landtag, welcher die Befugniſſe des Großherzogs thunlichſt beſchränkte, ſondern in kaum geringerem Maße auch die Königin Schuld. Ja es iſt eigenthümlich zu ſehen, wie die nämliche Fürſtin, welche während der erſten Zeit ihrer Regierung durch das raſtloſe Beſtreben, ihrem Gatten einen möglichſt großen Antheil an den Regierungsgeſchäften zuzuwenden, erbitterte, für ſie und ihr Haus durchaus nicht gefahrloſe Streitigkeiten erweckte, ihn nach und nach ſelbſt wiederum völlig aus den Geſchäften verdrängte.

Auch in Bezug auf den Landtagsbeſchluß vom 11. September wurden die außerordentlichen Erwartungen, welche man von deſſen

Erfolgen gehegt hatte, nur ſehr unvollkommen erfüllt. Bald erhoben ſich von den verſchiedenſten Seiten Einreden, welche die Anfangs ausgeſprochene Truppenzahl als eine zu hohe darſtellten. Von dreißigtauſend ging man auf einundzwanzigtauſend ſechshundert Mann Fußvolk, von dreizehn auf ſechs Infanterie-Regimenter herab. Mit dem Landtage nicht allein, ſondern auch mit den einzelnen Comitaten entſpannen ſich langwierige, oft reſultatlos bleibende Verhandlungen über die Stellung der Truppen. So weit ging dieß, daß bis zum Ablauf des Jahres 1741, alſo nach mehr als drei Monaten kaum einige hundert Mann von den durch den Beſchluß des Landtages zugeſagten Soldaten aus Ungarn zu den öſterreichiſchen Streitkräften, welche gegen den Feind kämpften, geſchickt worden waren [29]). Und diejenigen, die endlich wirklich aufgebracht wurden, ließen eben ſo wie die ſchon vor dem Landtagsbeſchluſſe in's Feld gerückten ungariſchen Truppen, die Huſaren natürlich ausgenommen, an Kriegstüchtigkeit gar viel zu wünſchen übrig [30]). Insbeſondere waren es die zumeiſt den ſüdſlaviſchen Ländern entſtammenden Schaaren der Freiwilligen, welche gleichmäßig den Gegenden in die ſie kamen, zum Schrecken, wie ihren eigenen Vorgeſetzten zur Qual dienten. Gegen die Bewohner der erſteren ausartend in die wildeſten Exceſſe, kannten ſie gegen die letzteren weder Disciplin noch Subordination. Grauſam gegen den wehrloſen Landmann, ſelbſt in Maria Thereſia's eigenen Staaten [31]), waren ſie im offenen Kampfe nur von geringer Verwendbarkeit [32]), und die Berichte der öſterreichiſchen Generale ſind erfüllt von Klagen über dieſe Art der Verſtärkung, mit welcher man ihre Streitmacht ergänzte [33]). Erſt nach und nach gelang es beſonders begabten Führern, wie Trenck und Menzel, von welchen freilich der Erſtere einmal auf Neipperg's Befehl wegen Inſubordination ſelbſt in Haft geſetzt und dem Urtheilsſpruche eines Kriegsgerichtes unterzogen wurde [34]), etwas mehr Ordnung in dieſe zuchtloſen Schaaren zu bringen und ſie dadurch auch kriegstüchtiger zu machen.

Wird noch hinzugerechnet, daß die Aufbringung auch nur geringer Summen zur Ausrüſtung der Streitkräfte noch weit größeren Schwierigkeiten begegnete als diejenige der Truppen ſelbſt, ſo wird Niemand beſtreiten können, daß das materielle Ergebniß der anſcheinend ſo günſtigen Landtagsbeſchlüſſe doch nur ein verhältnißmäßig geringfügiges

genannt werden muß. Die einsichtsvolleren österreichischen Staatsmänner verkannten dieß auch keineswegs, und es läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie von nun an mit viel sorgenfreierem Blicke der Zukunft entgegen gesehen hätten. Auch Maria Theresia konnte sich der gleichen Erkenntniß nicht lange verschließen, und die ferneren Verhandlungen des Landtages waren ganz dazu angethan, auch ihr die kommenden Tage im trübsten Lichte erscheinen zu lassen.

Am 24. September hörten die Mitglieder beider Tafeln in gemeinschaftlicher Sitzung die Beschlüsse Maria Theresia's über die Vorlagen des Landtages. Auf die Ausschreibung der Insurrection und auf die zukünftige Verwaltung Ungarns, dann auf die Begehren und Beschwerden des Landes erstreckte sich die Botschaft der Königin.

Was zunächst die Insurrection betraf, so wurden die gemachten Vorschläge ihrer Wesenheit nach genehmigt und nur zu unverweilter Durchführung dringend empfohlen. Auch hinsichtlich der Verwaltung Ungarns so wie seiner sonstigen Begehren und Beschwerden näherten sich die Beschlüsse Maria Theresia's so ziemlich den Vorschlägen des Landtages. Die Botschaft der Königin wurde daher auch Anfangs keineswegs mit Zeichen der Unzufriedenheit aufgenommen. Bald aber begannen einige Mitglieder der Oppositionspartei ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß man nicht noch weit mehr von der Königin verlangt habe [35]), denn in ihrer Bedrängniß hätte sie ja jede Forderung unweigerlich gewähren müssen. Sie wünschten, daß dieß noch nachträglich geschehe, denn jedenfalls seien die gemachten Zugeständnisse allzu gering, und es wäre nicht mehr als billig, daß die Königin zur Vergeltung der großen Opfer, zu denen das Land sich bereit erklärt habe, auch ihrerseits in gleichem Maße zur Erweiterung der Rechte und Freiheiten der Ungarn sich herbeilasse. Bis dieß nicht erfolgt sei, solle auch in Bezug auf die Insurrection nichts weiter geschehen und jede Thätigkeit zur Aufbringung von Truppen wider die Feinde der Königin eingestellt werden.

Es war der Vicegespan des Zempliner Comitates, Johann Okolitsanyi, wohl der eigentliche Führer und der gewandteste Redner der Oppositionspartei, welcher in der Sitzung vom 29. September zuerst diesen Vorschlag bei der Ständetafel einbrachte. Durch denselben

ſetzten, unparteiiſchem Zeugniſſe zufolge, er und ſeine Anhänger nicht nur den ruhigen Fortbeſtand des Landtages, ſondern Alles was bisher erreicht worden, insbeſondere die Bewaffnung Ungarns gegen Maria Thereſia's Feinde wieder völlig in Frage [36]). Darum erhob ſich auch der ſtets gerüſtete Vertheidiger der Sache der Königin, der Perſonal Graſſalkovics mit eindringlicher Vorſtellung dagegen. Aber obgleich ihm derſelbe Okolitſanyi vor wenig Tagen erſt vorgeworfen hatte, Graſſalkovics wiſſe durch ſeine Beredſamkeit und ſeine ſüßen Worte die Stände zu Allem zu bringen, obgleich er ihnen jetzt das Unheilvolle ihres Beginnens klar vor Augen ſtellte, obgleich er ſeinen Widerſachern zurief, in einem Augenblicke, in welchem die Flammen ſchon Ungarn zu erfaſſen drohten, hätten ſie vor Allem zu den Löſchwerkzeugen zu greifen, ſo wurde Graſſalkovics doch überſtimmt. Er konnte es nicht hindern, daß eine dem Vorſchlage Okolitſanyi's entſprechende Botſchaft an die obere Tafel erging, ſie zu gleichem Vorgange einzuladen.

Hier ſtieß der Antrag der Stände auf entſchiedene Weigerung. Die Bemühungen des Palatins, welcher eine Anzahl hervorragender Mitglieder der zweiten Tafel zu ſich berief, um ſie zu einem Abgehen von ihrem Beſchluſſe zu vermögen, blieben jedoch eben ſo fruchtlos, als die beredten Worte, in denen bei Beginn der folgenden Sitzung der Perſonal zu den Ständen ſprach. Umſonſt ſchilderte er ihnen die Betrübniß der Königin über den letzten Beſchluß. Umſonſt wies er ihnen nach, wie hiedurch nur den gemeinſamen Feinden Maria Thereſia's und Ungarns gewaltiger Vorſchub geleiſtet werde. Die Stände kannten das ganze Gewicht des Zwangsmittels, welches ſie in Händen hielten, und machten von demſelben einen von ihrem Standpunkte vielleicht nicht unklugen, aber auch keineswegs großmüthigen Gebrauch. Sie fuhren fort in der von ihnen begonnenen Berathung, und ſchon am 1. Oktober kündigten ſie der oberen Tafel ihren Beſchluß an, vor Allem auf volle Gewährung ihrer früheren Begehren bei der Königin zu dringen.

Lebhaft waren die Vorſtellungen, welche hiegegen von Seite der Magnaten erhoben wurden. Der Palatin und der Obergeſpan des Zempliner Comitates, Graf Thomas Berenyi, ſprachen zuerſt.

Die Stände glichen, so sagte der Letztere, einem kranken Manne, der sich nicht damit beschäftigt, vorerst seine Krankheit los zu werden, sondern welcher an die Kleider denkt, mit denen er sich nach Wiedererlangung seiner Gesundheit herauszuputzen beabsichtigt. In ähnlichem Sinne lauteten auch die Erklärungen des Kronhüters Erdödy, dessen Bruder, der Erlauer Bischof, an die Spitze der Deputation gestellt wurde, welche sich zur unteren Tafel zu begeben hatte, um es zu versuchen, dieselbe von ihrem Beschlusse abzubringen.

So eindringlich auch der Bischof Erdödy zu den Ständen sprach, so gelang es ihm doch nicht, die gewünschte Wirkung zu erzielen und die Opposition, für welche dießmal Johann Balogh aus Preßburg, Okolitsanyi und Chuzy das Wort führten, zum Schweigen zu bringen. Doch wurden die Verhandlungen wenigstens nicht abgebrochen. Aber sie schienen in der That ohne allen Erfolg bleiben zu sollen, und Worte, wie sie Thomas Berenyi einer Abordnung der unteren Tafel zurief, brachten nicht den geringsten Eindruck auf dieselbe hervor.

Es sei eine eigenthümliche Sache, so sagte er, um die von den Ständen vorgeschützte Furcht vor dem Wagnisse, ohne die Genehmigung der an die Königin gerichteten Begehren und Beschwerden nach Hause zurückkehren zu müssen. Ob sie denn nicht die gleiche Furcht empfänden, fragte er sie, vor dem drohenden Falle Wiens und der dann über Ungarn unausweichlich hereinbrechenden Feindesgefahr? Welcher vernünftige Mann werde wohl, wenn des Nachbars Haus brenne, nicht zuerst Hand anlegen zur Rettung des eigenen Hauses, sondern nur dafür besorgt sein, dessen innere Einrichtung in Sicherheit zu bringen? Die Kunde der großherzigen Beschlüsse, welche der Landtag gefaßt habe, sei schon durch den größten Theil Europa's gedrungen; überall spreche man mit Bewunderung von der Treue und dem Edelmuthe der Ungarn. Was würde man von ihnen sagen, wenn sie nach wenigen Wochen schon im entgegengesetzten Sinne zu handeln sich verleiten ließen?

Nicht weniger eindringliche Worte wurden von anderen Stimmen gesprochen; ja es erhob sich sogar der empfindliche Vorwurf gegen die Oppositionspartei, daß sie, größtentheils aus den Abgeordneten der an den beiden Ufern der Theiß liegenden Comitate gebildet, sich nur

darum ſo ſtarrſinnig zeige, weil ſie für ihre ſo weit entlegene Heimath nicht leicht eine Gefahr zu beſorgen habe.

Die gegen die Oppoſitionspartei vorgebrachten Beſchuldigungen riefen natürlicher Weiſe ähnliche Anklagen von Seite derſelben wider die Anhänger der Regierung hervor. Sie ſeien fern davon, ſo erklärten die Führer der Oppoſition, die Bewaffnung Ungarns wider Maria Thereſia's Feinde hintertreiben zu wollen. Sie verlangten nichts weiter als die Erfüllung der Zuſagen, durch welche man ſie zu jenen Beſchlüſſen vermocht habe. Die Urſache all der Aufregung und Verwirrung liege nur in dem Widerſpruche, in welchem die mündlichen Verheißungen der Königin zu ihren ſchriftlichen Entſchließungen ſtänden. Trotz ihrer perſönlichen Geneigtheit, das Verlangte zu gewähren, werde ſie durch ihre Rathgeber immer wieder davon abgebracht. Insbeſondere ſei es der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany, wider welchen in dieſer Beziehung der ſchärfſte Tadel ausgeſprochen werden müſſe.

Drei Tage dauerte zwiſchen beiden Tafeln der Streit, welcher eine ſo drohende Geſtalt annahm, daß man die ernſteſten Beſorgniſſe hegte, der Landtag könne ſich auflöſen und Ungarn dadurch in tauſend innere Zerwürfniſſe der gefährlichſten Art geſtürzt werden[37]). So weit kam es, daß am Abende des 3. Oktober die Stände ſich in Maſſe in das königliche Schloß begeben wollten, von Maria Thereſia die Erfüllung ihrer Forderungen zu verlangen. Sie ſeien hiezu gezwungen, behaupteten ſie, weil der Palatin im Einvernehmen mit den Magnaten ſich weigere, ihre Begehren der Königin vorzutragen. Doch kamen ſie wieder zurück von dem Gedanken eines ſo unüberlegten Schrittes. Statt deſſen zogen ſie in tumultuariſcher Aufregung zu Graſſalkovics und zwangen ihn zu der Zuſage, dasjenige zu thun, was ſie fruchtlos von Palffy verlangt hatten.

Da auch kleine Züge oft von weſentlicher Bedeutung ſind zur Kennzeichnung der Lage, in welcher die Dinge ſich befanden, ſo mag hier der Umſtand erwähnt werden, daß kaum zehn Mitglieder der unteren Tafel es wagten, gleich den Biſchöfen und Magnaten am 4. Oktober zur Feier des Namensfeſtes des Großherzogs von Toscana die Trauerkleider abzulegen, welche man noch immer für den verſtor-

benen Kaiſer trug. Die Mitglieder der erſten Tafel aber erſchienen im reichſten Schmucke in ihrem Sitzungsſaale. Insbeſondere zogen die Brüder Erdödy die Blicke Aller auf ſich, denn Beide trugen das Bild der Königin, mit koſtbaren Steinen umkränzt.

Derſelbe Tag brachte denn endlich auch die Einigung beider Tafeln. Daß dieſelbe überhaupt noch herbeigeführt wurde, ſchreibt Capello der bewunderungswürdigen Klugheit zu, mit welcher Maria Thereſia ſelbſt in der ganzen Angelegenheit ſich benahm[38]). Ihrem beſchwichtigenden Einfluſſe und der Gewandtheit einiger ihrer treueſten Anhänger an der oberen Tafel gelang es, die Eintracht im Schoße des Landtages wieder herzuſtellen. Die Stände gaben darin nach, daß diejenigen Punkte der früheren Eingaben des Landtages, welche die königliche Genehmigung erhalten hatten, nach dem Wunſche der Magnaten als abgethan angeſehen und daher nicht mehr zur Sprache gebracht werden ſollten. Nur auf die bisher abgelehnten Artikel habe ſich die neue Vorſtellung des Landtages an die Königin zu erſtrecken. Die anfängliche Bedingung, vor Gewährung der Begehren des Landtages nichts mehr für die Aufſtellung der Truppen zu thun, war ſchon früher ſtillſchweigend fallen gelaſſen worden, und ſo ſchloſſen ſich nun die Magnaten der Bitte an, welche die Stände wiederholt an die Königin richteten.

In der gemeinſchaftlichen Sitzung vom 7. Oktober hörte der Landtag die Beſchlüſſe der Königin auf ſeine neuerlichen Eingaben. Obgleich ſie auch jetzt noch nicht alle Begehren genehmigte, ſo gab Maria Thereſia doch ſo weit nach, daß die Einſichtsvolleren offen erklärten, man habe ſich einſtweilen mit dem Erlangten zu begnügen und ſolle die Erreichung noch befriedigenderer Ergebniſſe von künftigen beſſeren Zeiten erwarten. Die gleichzeitig erfolgende Ernennung von vier Ungarn zu commandirenden Generalen, der Brüder Joſeph und Franz Eſterhazy in den Kreiſen dießſeits und jenſeits der Donau, Georg Cſaky's und Alexander Karolyi's in den Kreiſen dießſeits und jenſeits der Theiß mag ebenfalls günſtig gewirkt haben. Keine Einſprache erhob ſich mehr gegen die Beſchlüſſe der Königin, und es wurde ſogar der Antrag, für dieſelben durch eine eigene Deputation den Dank des Landtages darzubringen, von der unteren Tafel zuerſt

geſtellt, von den Biſchöfen und Magnaten aber freudig angenommen. Eine zweite Deputation wurde gewählt, um unverweilt an die Ausarbeitung der Landtagsartikel zu ſchreiten.

Die Erörterung derſelben und die ferneren Verhandlungen über die Stellung der Truppen und die Aufbringung der zur Beſtreitung des Aufwandes erforderlichen Contribution gab freilich der Oppoſition und insbeſondere ihrem Führer Okolitſanyi noch manche Gelegenheit zu ſcharfen, nicht ſelten verletzenden Bemerkungen. Aber im Ganzen wurde nicht viel Anderes dadurch erreicht, als daß die Berathungen nicht ſo raſch von Statten gingen, als es bei der in immer drohenderer Geſtalt hereinbrechenden Gefahr wünſchenswerth geweſen wäre.

Auch der Streit, welcher ſich im Schoße des Landtages ſelbſt und zwar an der oberen Tafel zwiſchen deren geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern über die Beiziehung des Clerus zu den Laſten der Inſurrection und der Contribution entſpann, trug weſentlich bei zur Verzögerung der Beſchlüſſe. Die Magnaten verlangten, der Clerus ſoll ſich an den gemeinſchaftlich zu bringenden Opfern in gleichem Maße betheiligen, wie es während der Kriege gegen die Pforte der Fall war. Die Prälaten behaupteten dagegen, nur bei dem Kampfe gegen die Ungläubigen dürften ſie ohne ausdrückliche Genehmigung des Papſtes einen Theil der Einkünfte, welchen ſie als geiſtlichen Zehnten genöſſen, zur Beſtreitung von Kriegskoſten verwenden.

Die zweite Tafel pflichtete der Anſchauungsweiſe der Magnaten bei, und wollte in Gemeinſchaft mit denſelben die königliche Gewalt in Anſpruch nehmen, um durch ſie die Prälaten zu zwingen, ſich der Anſicht der weltlichen Stände zu fügen. Maria Thereſia aber begriff wohl, daß in ſo gefahrvoller Lage nichts ſorgfältiger als innere Spaltung zu vermeiden ſei. Kraft eines eigenen Decretes behielt ſie die rechtsgültige Entſcheidung der Frage dem künftigen Landtage vor. Die Prälaten aber ließen ſich herbei, einſtweilen durch freiwillige Gaben dasjenige zu erlegen, was ſie als eine ihnen pflichtmäßig zukommende Laſt nicht auf ſich nehmen zu können glaubten [39]).

Maria Thereſia's Geduld wurde durch dieſe Streitigkeiten und durch die Verzögerungen, welche dieſelben verurſachten, auf eine gar harte Probe geſtellt. Nicht ohne Bitterkeit ſagte ſie von den Ungarn,

dieſelben redeten wohl unendlich viel, aber nirgends werde eine eigentliche Wirkung davon ſichtbar [40]). Auch durch eine in eindringlichen Worten abgefaßte Botſchaft [41]) ermahnte ſie den Landtag, ſeine Berathungen endlich zum Abſchluſſe zu bringen. Jedoch nicht früher als am 27. Oktober geſchah dieß, nachdem der Landtag durch mehr als fünf Monate getagt und neun und achtzig Sitzungen gehalten hatte. Unverzüglich erhielten die vereinbarten Geſetzesartikel die königliche Sanktion, nicht ohne daß noch im letzten Augenblicke von ungariſcher Seite Schritte geſchahen, um von Maria Thereſia die Gewährung einer gar wichtigen Forderung zu erpreſſen.

„Mit einer allzuweit gehenden Hartnäckigkeit", ſagt der Botſchafter Capello, „und gleichſam mißbrauchend die vielen Zugeſtänd„niſſe der Königin, verlangte man von ihr, Siebenbürgen mit Ungarn „vereint und in demſelben inbegriffen zu erklären. Kurz, ſchlagfertig „und wirkſam war die Antwort Ihrer Majeſtät. Sie könne dieſe For„derung nicht gewähren, denn ſie wiſſe, daß die Union Siebenbürgens „mit Ungarn eine Ungerechtigkeit in ſich ſchließen würde. Sie habe „den Ungarn genug bewilligt und werde fernere Begehren nicht mehr „mit anhören" [42]).

Es ſcheint faſt als ob die Ungarn ſelbſt eingeſehen hätten, ſie wären in ihren Forderungen zu weit gegangen; wenigſtens fügten ſie ſich ruhig dem Beſcheide der Königin, und ſtrömten Alle herbei, als am 29. Oktober 1741 die Mitglieder beider Tafeln nach dem Schloſſe berufen wurden, wo Maria Thereſia vom Throne herab den Landtag feierlich verabſchiedete. Sie ſprach die zuverſichtliche Erwartung aus, die Ungarn würden eifrig bemüht ſein, die vereinbarten Landtagsartikel, vor Allem aber diejenigen, welche ſich auf die Inſurrection bezogen, unverweilt in Kraft treten zu laſſen, um hiedurch ihre Königin, deren Kinder und Länder zu beſchützen und durch Vertreibung ihrer Feinde dem ungariſchen Volke ewigen Ruhm zu erwerben.

Nachdem ſtatt des erkrankten Primas der Biſchof Erdödy der Königin den Dank des Landes für ihre gnädigen Geſinnungen im Allgemeinen und für die Genehmigung der Geſetzesartikel insbeſondere dargebracht hatte, hörte der Landtag in ſeiner neunzigſten und letzten Sitzung die Verleſung mehrerer königlichen Dekrete, von welchen das Eine, das

ſich auf deſſen Auflöſung bezog, den Ungarn die Inſurrection noch einmal in dringenden Worten empfahl. Unter Beobachtung der althergebrachten Förmlichkeiten verabſchiedeten ſich nun die beiden Tafeln von einander, und die einzelnen Mitglieder derſelben kehrten nach ihrer Heimath zurück.

So endete der berühmte Landtag des Jahres 1741. Die auf demſelben zu Stande gekommenen ſiebzig Geſetzesartikel enthielten außer den bereits erwähnten Beſchlüſſen über die Mitregentſchaft des Großherzogs und über die Inſurrection die Zuſage der Königin, länger und öfter in Ungarn zu verweilen, wenn ihr die Pflicht der Verwaltung ihrer übrigen Erbländer ſolches geſtatten würde. Die immerwährende Steuerfreiheit des Adels wurde gleich dem Grundſatze, daß die öffentliche Laſt nicht dem Boden anklebe, neu beſtätigt. Das Amt des Palatins ſollte künftighin nicht länger als ein Jahr erledigt und in vollem Genuſſe der von Alters her mit demſelben verbundenen Befugniſſe erhalten werden. Das Letztere wurde auch hinſichtlich der Würde des Primas feſtgeſetzt. Die Königin werde Ungarn immer der gleichen Rückſicht werth halten wie ihre übrigen Länder, ſich zur Verhandlung ungariſcher Geſchäfte ſowohl innerhalb als außerhalb des Königreiches geborner Ungarn bedienen und ſolche auch zu Anſtellungen im Staatsminiſterium zulaſſen. Den im Wege der ungariſchen Hofkanzlei nach Ungarn gelangenden Befehlen der Königin ſolle nicht von anderen Aemtern widerſprochen oder gar entgegen gehandelt werden, die Hofkanzlei ſelbſt aber mit den übrigen, unmittelbar unter der Monarchin ſtehenden oberſten Behörden gleichen Rang und gleiches Anſehen genießen. Die königlich ungariſche Kammer dürfe zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit von der Wiener Hofkammer an die Königin direkt Bericht erſtatten und werde auch in derſelben Weiſe die Befehle Maria Thereſia's empfangen. Die Aemter und Würden, ſowohl geiſtliche als weltliche, ſollten in Zukunft verdienten Ungarn verliehen werden, die Biſchöfe und Prälaten in ihren Sprengeln ſich aufhalten, die im Beſitze kirchlicher Pfründen befindlichen Fremden aber, wenn es nicht bereits geſchehen, nachträglich die betreffenden Taxen bezahlen. Siebenbürgen werde die Königin als zu Ungarns Krone gehörig beſitzen und regieren. Die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok, Zarand

und der Kövarer Distrikt sollten, jedoch erst nachdem man die Vertreter Siebenbürgens darüber gehört haben würde, mit Ungarn vereinigt werden. Hinsichtlich der sogenannten Militärdistricte in einer Anzahl südlich und südöstlich gelegener Comitate wurde der Grundsatz ihrer Vereinigung mit Ungarn schon jetzt ausgesprochen; die Durchführung desselben sollte jedoch erst nach Wiederherstellung des Friedens geschehen, und die Grenzmiliz jedenfalls in ihren abgesonderten Wohnsitzen verbleiben.

Dem königlichen Fiskus wurden für die Zukunft nur dieselben Rechte wie anderen Klägern und Geklagten eingeräumt, der Septemviraltafel aber zur Beschleunigung der Geschäfte vier neue Beisitzer zugestanden. In Hochverrathsprocessen sei der Name des Angebers, wenn ein solcher vorhanden, dem Gerichte mitzutheilen. Die Ausfuhr ungarischer Produkte nach den übrigen Ländern des Hauses Oesterreich solle im Einvernehmen mit den dortigen Ständen erleichtert, der Verkauf von Schlachtvieh nach Venedig sogleich, nach dem deutschen Reiche aber nach Abschluß des Friedens freigegeben werden. Die Festungscommandanten und ihre Untergebenen hätten sich jeder Einwirkung auf nicht unter militärischer Jurisdiktion stehende Personen und Dinge auf's strengste zu enthalten.

Die Mauthfreiheit der Bürger, die Beschränkung des Weinhandels, die Herabsetzung des Salzpreises um fünfzehn Kreuzer für den Centner, die Festsetzung der Indigenatstaxe auf zweitausend Dukaten, das Versprechen der Ernennung geborner Ungarn zu Kriegscommissären, und noch viele andere Punkte von geringerer Wichtigkeit bildeten den Gegenstand der übrigen Landtagsartikel, an deren Schlusse den Herzogen Karl von Lothringen und Franz von Modena, dann den Grafen Franz Dietrichstein, Philipp Kinsky, Franz Erwin Schönborn und Anton Mercy das ungarische Indigenat ertheilt wurde.

Zwölftes Capitel.

Während Maria Thereſia zu Preßburg kummervolle Tage verlebte, reich an Eindrücken der niederſchlagendſten Art, während es oft ſo weit kam, daß auch dem Muthigſten die Hoffnung auf Rettung entſank und das völlige Verderben der Königin und ihres Hauſes, die gänzliche Zertrümmerung ihres Reiches ganz unabwendbar erſchien, hielt Kurfürſt Karl Albrecht fröhlichen Hof zu Linz, mit eitlem Gepränge ſich umgebend, des unfehlbaren Gelingens ſeiner ehrgeizigen Plane ſchon im Voraus gewiß. Bei der Ausführung derſelben war er in der That bis jetzt noch auf kein irgend erwähnenswerthes Hinderniß geſtoßen. Bewaffnetem Widerſtande gegen ſeinen Einbruch in Oberöſterreich war er nirgends begegnet, und ebenſowenig ſchien es Jemand wagen zu wollen, der Ausbreitung ſeiner Herrſchaft in anderer Weiſe zu widerſtreben. Sein Wille fand vielmehr überall, wenn auch nicht eben freudige, ſo doch wenigſtens gehorſame Vollſtrecker.

Joſeph Clemens Freiherr von Weichs, insbeſondere aber drei Grafen Seeau, Ferdinand, Salzamtmann zu Gmunden, deſſen Bruder Joſeph Friedrich, und vor Allen ihr Vetter Joſeph Anton müſſen als diejenigen bezeichnet werden, welche dem baieriſchen Intereſſe dienſtbar waren. Weichs, auch in Baiern begütert und mit dem Kurfürſten längſt in vielfacher Verbindung, wirkte vornehmlich bei den Ständen und beſeitigte ihre Bedenken, bei der für den 2. Oktober 1741 ausgeſchriebenen Huldigung zu erſcheinen. Graf Ferdinand Seeau übergab auf Anrathen ſeines Bruders die Stadt Gmunden ohne Schwertſtreich, obgleich er der Vertheidigungsmittel

nicht entbehrte; Graf Joseph Anton von Secau aber wirkte nicht nur gleichfalls zur Uebergabe Gmundens, sondern auch zur Einräumung des übrigen Salzkammergutes thätig mit. Außer ihnen fanden sich noch Mitglieder der Familien Kuefstein, Thürheim, Hohenfeld, Salburg, Sprinzenstein, Clam, Füger, Hoheneck[1]), Eiselsberg, Risenfels, Hayden, Wiellinger, Stiebar, ja sogar ein Starhemberg, Graf Wilhelm, für sich und seinen Vater Gundomar, dann sämmtliche Prälaten mit Ausnahme des zu Schlägl, der sich mit Krankheit entschuldigte, unter denjenigen, welche der Aufforderung nachkamen, sich zur Leistung der Huldigung einzustellen[2]).

Im Gegensatze zu ihnen waren der bisherige Landeshauptmann Graf Ferdinand Weissenwolff, dann Graf Friedrich Engl nicht erschienen; auch von den Familien Harrach, Lamberg, Polheim, Sinzendorff, Traun kam Niemand. Freilich befanden sich die Meisten von ihnen außer Landes und Viele sogar in hohen Staatsämtern am Wiener Hofe. Dafür wurden sie denn auch bei der neuen Vertheilung der Erbämter des Landes, welche sich bisher großentheils in ihren Händen befunden hatten, völlig übergangen, und dieselben den Anhängern des Kurfürsten oder doch Solchen verliehen, die sich zur Huldigung bereit finden ließen.

So kam es, daß als dieselbe wirklich an dem bestimmten Tage vor sich ging, Graf Karl Otto von Hohenfeld als Oberststallmeister dem Kurfürsten den Bügel hielt, als derselbe sein Pferd bestieg, um sich nach der Pfarrkirche zu begeben. Graf Wilhelm Starhemberg ritt als Oberstlandmarschall mit dem entblößten Schwerte vor ihm her; Graf Wilhelm Thürheim berief als Oberstkämmerer die Stände zur Leistung des Huldigungseides, und im Namen derselben sprach der neue Obersterblandhofmeister Freiherr von Weichs zu dem Kurfürsten. Ihm dienten Graf Lobgott Kuefstein als Silberkämmerer, Graf Gottlieb Thürheim als Truchseß, Graf Philibert Füger als Vorschneider und Freiherr Joseph Clam als Mundschenk bei der Tafel.

Noch war das Bankett nicht beendigt, welches den Huldigungsfeierlichkeiten folgte, und eben hatte der Vorsitzende an der reichgeschmückten Tafel, Freiherr von Weichs, die Gesundheit des „gnädigsten

„Landesfürſten“ ausgebracht, da traf von der rechtmäßigen Herrſcherin Maria Thereſia ein Sendſchreiben an die Stände ein, durch welches ſie ihnen das Erſcheinen bei der Huldigung neuerdings unterſagte, für den Fall aber, daß ſie doch hiezu genöthigt werden ſollten, die Huldigung ſelbſt für null und nichtig erklärte. Dieſer ernſten Mahnung gegenüber wußten die Stände, welche ſchon allzuweit gegangen waren und nun, ſelbſt wenn ſie es gewollt hätten, das Geſchehene nicht mehr abzuändern vermochten, nichts anderes zu thun, als in einem Schreiben, welches Graf Wilhelm Thürheim an den Hofkanzler Grafen Sinzendorff richtete, demſelben den Vollzug der Huldigung mitzutheilen. Er möge in dieſem Briefe, ſo wurde dem Grafen Thürheim aufgegeben, wenigſtens andeutungsweiſe den Wunſch des Landes durchblicken laſſen, bald wieder unter des Hauſes Oeſterreich „mildeſte Regierung“ zu gelangen [3]). Um jedoch bei dem Kurfürſten nicht Anſtoß zu erregen, wurde das Schreiben durch einen vertrauten Diener Thürheim's nach Stockerau und von dort mit der Poſt nach Preßburg geſendet.

Die Ueberreichung eines Huldigungsgeſchenkes von ſechstauſend Dukaten bildete den Schluß der Feierlichkeiten, nach deren Beendigung der Kurfürſt nicht länger mehr zögerte, an die Fortſetzung ſeiner Eroberungen zu ſchreiten. Die Richtung, in der er dieſelben auszudehnen gedachte, entſprach den Rathſchlägen, welche ihm König Friedrich von Preußen durch den Unterhändler, den er ihm zuſandte, den Feldmarſchall Freiherrn von Schmettau ertheilen ließ.

Samuel von Schmettau, ein geborner Schleſier, hatte ſich ſeit früher Jugend den Kriegswiſſenſchaften, insbeſondere dem Studium des Befeſtigungsweſens gewidmet. Er war verhältnißmäßig noch jung als er ſchon für eine der erſten Autoritäten in ſeinem Fache galt. Darum wurde er von dem Prinzen Eugen, deſſen Hauptaugenmerk ſtets darauf gerichtet war, kenntnißreiche Officiere um ſich zu verſammeln, aus dem polniſch-ſächſiſchen Militärdienſte in denjenigen des Kaiſers gezogen. Hier ſtieg er ſo raſch empor, daß er ſchon im Jahre 1719, damals erſt fünfunddreißig Jahre zählend, während des Feldzuges in Sicilien die Stelle eines Generalquartiermeiſters bekleidete. Insbeſondere that er ſich bei der Belagerung der

Citadelle von Meſſina hervor. Seine geſchickten Anordnungen wie ſein perſönlicher Muth fanden ebenſo an dem Heerführer Grafen Merey einen warmen Lobredner [4]), wie ſeine Verwundung in den Laufgräben von Eugen lebhaft bedauert wurde [5]).

Es iſt eine beklagenswerthe Erſcheinung, daß hervorragende geiſtige Eigenſchaften nicht ſelten mit einem durchaus verwerflichen Charakter gepaart ſind. Dieß war auch bei Schmettau der Fall. Als Kriegsmann ausgezeichnet, war er doch ein Mann von verderbten Grundſätzen, und insbeſondere trat ſeine Habgier bald in wahrhaft widerlicher Weiſe an den Tag. Anklagen aller Art häuften ſich wider ihn, und es kam ſo weit, daß er im Jahre 1735, während er als Feldzeugmeiſter bei dem kaiſerlichen Heere, welches unter Eugen wider die Franzoſen kämpfte, die Dienſte eines Generalquartiermeiſters verſah, gleichzeitig wegen großartiger Unterſchleife und Erpreſſungen in kriegsrechtlicher Unterſuchung ſtand.

Es ſcheint faſt als ob ſchon durch dieſes Verfahren, zu welchem Eugen, obgleich er eigentlich Schmettau wohlwollend geſinnt war, doch durch ſeine eigene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, derlei Dinge nicht ungeſtraft hingehen zu laſſen [6]), ſo wie durch die Klagen des Kurfürſten von der Pfalz und des Markgrafen von Baden-Durlach bewogen worden war, deren Unterthanen gegen Schmettau's Bedrückungen die lauteſte Beſchwerde erhoben, deſſen Treue gegen den Kaiſer wankend geworden wäre. Wenigſtens beobachtete Schmettau von nun an ein zweideutiges Benehmen, und es blieb nicht unbemerkt, daß er im Jahre 1737 während eines Aufenthaltes in ſeinem Geburtslande Schleſien genaue Aufnahmen der ganzen Gegend ausarbeiten ließ, ſo wie er ſpäter hinſichtlich eines Theiles des nördlichen Böhmens das Gleiche veranlaßte. Die Karten wurden ſogar dem betreffenden Ingenieur abgenommen, auf des Kaiſers ausdrücklichen Befehl aber dem Freiherrn von Schmettau wieder zurückgegeben, weil er verſicherte, er habe ſie aus bloßer Neugierde und aus alter Gewohnheit, um die Genauigkeit der ſchon vorhandenen Karten zu prüfen, anfertigen laſſen.

Trotz alledem wurde Schmettau in dem Kriege gegen die Pforte wieder verwendet, denn man glaubte einen ſo erfahrenen und kennt-

nißvollen General nicht entbehren zu können. Doch wurde dem Großherzoge von Toscana aufgegeben, sich die Aufrechthaltung eines guten Einvernehmens zwischen Schmettau und den übrigen Generalen ganz besonders angelegen sein zu lassen. Denn außer der Habgier Schmettau's hatte auch seine Unverträglichkeit während der letzten Feldzüge zu mannigfachen Verlegenheiten Anlaß gegeben [7]).

Schmettau's hervorragende Dienste in dem Kriege gegen die Pforte rechtfertigten des Kaisers Entschluß, ihn nicht unverwendet zu lassen; doch wurde auch er in die Untersuchung verwickelt, welche wegen des voreiligen Abschlusses des Belgrader Friedens wider Neipperg gepflogen ward. Dann aber zum kaiserlichen Generalcommissär bei der Festsetzung des Grenzzuges gegen die Türken und nach Abschluß des Friedens im Frühlinge 1741, im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters von Maria Theresia zum Feldmarschall ernannt, konnte es wahrhaftig nicht allzu karge Belohnung seiner Verdienste sein, woher Schmettau den Vorwand nahm, gerade im Augenblicke seiner letzten Beförderung sich von Karlsbad aus heimlich aus Oesterreich zu entfernen, der Königin aus Torgau die Verzichtleistung auf seine Charge zu übersenden und sich sogleich zum Könige von Preußen zu begeben, wohin ihm sein Bruder, welcher als Oberstlieutenant in österreichischen Diensten stand, bereits vorangegangen war. Er behauptete hiezu durch die Verfolgungen, die er erlitten, so wie durch die Vorenthaltung der ihm gebührenden Bezüge und durch den Umstand vermocht worden zu sein, daß Maria Theresia und ihr Gemahl sein Verlangen, in den Dienst Venedigs zu treten, bei der Republik nicht lebhaft genug unterstützten. Sein eigentlicher Beweggrund bestand jedoch darin, daß er sich einer neuen Untersuchung zu entziehen trachtete, welche ihm wegen weitreichender Unterschleife bei seinem Regimente bevorstand und von der er einen üblen Ausgang besorgen zu müssen glaubte.

Der plötzliche Uebergang eines so hoch gestellten Generals zum Feinde erregte überall das größte Aufsehen und wurde auf österreichischer Seite um so peinlicher empfunden als man von Schmettau, welcher die genauesten Kenntnisse des österreichischen Kriegswesens überhaupt, seiner Licht- und Schattenseiten, insbesondere aber der festen

Plätze und der Terrainverhältniſſe in Schleſien, Mähren und Böhmen beſaß [8]), mit ziemlicher Beſtimmtheit vorherſah, er werde dem Feinde von größtem Nutzen, denjenigen aber, an welchen er ſo empörenden Verrath geübt, zu empfindlichem Schaden ſein.

Geringe Genugthuung gewährte es, daß einzelne ſcharfblickende Perſonen wie der Feldmarſchall Graf Neipperg ſich nichts Beſſeren von Schmettau verſehen und im Voraus vor ihm gewarnt hatten [9]). Eben ſo wenig Nutzen brachte die nachträgliche Vorladung Schmettau's und ſeines Bruders, in welcher ihnen erklärt wurde, daß die Königin zwar Niemand wider ſeinen Willen in ihrem Dienſte zurückzuhalten beabſichtige, daß aber eine einſeitige Verzichtleiſtung erſt dann in Kraft treten könne, wenn ſie von dem bisherigen Kriegsherrn auch angenommen worden ſei. In noch höherem Grade müſſe dieß bei einem General gelten, der ein Regiment beſitze, welchem er mehr als achtzigtauſend Gulden an abgängigen Geldern zurückzuerſtatten habe. Auch der Staatskaſſe ſchulde er bekanntlich ſechsundzwanzigtauſend Gulden. Gern wolle man die Rechtsbeſtändigkeit dieſer Forderungen an ihn ſo wie die Grundhältigkeit ſeiner Beſchwerden unparteiiſch unterſuchen; er habe ſich jedoch zu dieſem Ende vor der Commiſſion einzufinden, welche unter dem Vorſitze des Generalfeldwachtmeiſters Grafen Sinzendorff niedergeſetzt worden ſei [10]).

Es erwartete wohl Niemand, daß die Brüder Schmettau dieſer Vorladung Folge leiſten würden und es wurde auch nichts damit bezweckt, als in rechtlicher Form wider ſie vorzugehen. Freilich wurde dieſes Verfahren ſpäter auf Verwendung des Königs von Preußen eingeſtellt [11]), dann aber doch Schmettau's Name aus den Armeeliſten entfernt [12]) und ſein Regiment, das ſich ohnedieß in erbärmlichem Zuſtande befand, völlig aufgelöſt.

Je größer die Erbitterung des Wiener Hofes über Schmettau's Fahnenflucht, deſto lebhafter war die Zuvorkommenheit, mit welcher derſelbe im preußiſchen Heerlager aufgenommen wurde. Ein Commando erhielt er jedoch dort nicht, und es wird geſagt, daß er ſelbſt gebeten habe, nicht gegen die öſterreichiſchen Fahnen, unter welchen er ſo lange gefochten, dienen zu dürfen. Wohl iſt es möglich, daß ihn ein Reſt von Schamgefühl zu dieſer Bitte vermocht habe; da er

jedoch nach wenig Wochen ſchon, ohne fernere Bedenken zu empfinden, im entgegengeſetzten Sinne handelte, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß König Friedrich ſelbſt, obwohl er ihn zum preußiſchen Feldmarſchall ernannte, ihm doch kein Commando anzuvertrauen geſonnen war. Denn gleich nach Schmettau's Uebertritt hatte man von Seite der Gegner des Königs geſagt, dieſes Ereigniß ſei ein wahrer Glücksfall für die Preußen. Jetzt hätten ſie doch einen Feldherrn gewonnen, deſſen Kenntniſſe und reiche Kriegserfahrung den Mangel dieſer Eigenſchaften bei dem Könige ſelbſt und ſeinen Generalen wieder auszugleichen vermöchten [13]).

Friedrich's Scharfblick entging es nicht, daß jeder künftige Erfolg der preußiſchen Waffen nicht ihm, ſondern der Anweſenheit Schmettau's und deſſen Rathſchlägen zugeſchrieben werden würde. Er entfernte ihn daher ſobald als möglich aus ſeinem Lager, und ſandte ihn dorthin, wo er ebenſoſehr eines gewandten Unterhändlers bedurfte als er die Nothwendigkeit eines geſchickten militäriſchen Rathgebers vorherſah. Im Auftrage des Königs begab ſich daher Schmettau nach München, wo er zunächſt die enge Verbindung Baierns mit Preußen zu Stande brachte. Dann begleitete er den Kurfürſten auf ſeinem Zuge nach Oeſterreich, und drang nun vornehmlich darauf, daß nach der Einnahme von Linz Karl Albrecht alsbald gegen Wien vorrücke und ſich dieſer Stadt, deren verwahrloſter Zuſtand Schmettau gar wohl bekannt war, ohne Zeitverluſt bemächtige.

In eindringlichſter Weiſe ſtellte Schmettau dem Kurfürſten vor, daß man durch Befolgung dieſes Planes einerſeits Wien gewinnen und andererſeits dann ohne alle Schwierigkeit ſich Böhmens bemächtigen könne. Wien werde nur geringen Widerſtand zu leiſten vermögen. Wenn ſeine Befeſtigungen von der letzten Belagerung her eines gewiſſen Rufes genöſſen, ſo ſei dieß nicht ihrer Stärke, ſondern nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie damals ſchlecht angegriffen worden ſeien. Er mache ſich anheiſchig, Wien binnen vierzehn Tagen zu erobern, denn der Leopoldſtadt und der übrigen Inſeln könne man ſich, die Donau hinabſchiffend, mit geringer Mühe bemeiſtern. Und die Wiener ſelbſt, welche ohnedieß gut baieriſch geſinnt und dem Großherzoge von Toscana abgeneigt ſeien, würden ſich der Gefahr

nicht ausſetzen, ihre Beſitzthümer in den Vorſtädten verwüſtet zu ſehen.

Es kann nicht geſagt werden, daß Schmettau's Vorſtellungen völlig aus der Luft gegriffen geweſen wären, daß ſie jedes thatſächlichen Grundes entbehrt hätten. Die Wirklichkeit entſprach größtentheils ſeinen Behauptungen und dennoch kam es ganz anders als er berechnete. Der Kurfürſt befolgte zwar ſeine Rathſchläge, jedoch that er dieß mit allzugroßer Langſamkeit, indem er in Oberöſterreich die koſtbarſte Zeit verlor, erſt am 5. Oktober von Linz aufbrach und ſechs Tage ſpäter noch nicht weiter als bis Ybbs gekommen war, wo er für einige Zeit ſein Hauptquartier aufſchlug.

Die erſte Nachricht von dem Einbruche des Kurfürſten von Baiern hatte in Wien unſägliche Beſtürzung hervorgerufen. Man wußte, daß er auf ſeinem Zuge gegen die Hauptſtadt keiner Streitmacht begegnen werde, welche ſtark genug wäre, ſeinem Vordringen Einhalt zu thun. Man wußte, daß Schmettau ſich bei ihm befand, daß er dem Kurfürſten anlag, ſich Wiens unverweilt zu bemächtigen, und man erzählte ſich, Schmettau führe die bis in die geringſten Einzelnheiten ausgearbeiteten Plane der Befeſtigungswerke und genaue Verzeichniſſe der Stärke der Beſatzung ſo wie der waffenfähigen Bürger mit ſich. Man behauptete es ſei Schmettau's Abſicht, Wien mit einem Hagel ſchwerer Geſchoſſe zu überſchütten und dadurch zu bewirken, daß das hart bedrängte Volk die Beſatzung zur Uebergabe zwinge. Man ſprach endlich viel von geheimen Einverſtändniſſen der Baiern mit einem Theile der Bevölkerung Wiens und von der Möglichkeit, daß den Erſteren durch Verrath die Thore geöffnet werden könnten.

Ohne im entfernteſten beſtreiten zu wollen, daß ſich in einer ſo volkreichen Stadt nicht unzuverläſſige, ja ſelbſt dem Feinde geneigte Elemente befunden haben mögen, ſo ſteht doch auch wieder feſt, daß zwar Kundgebungen vorkamen, welche auf ein gewiſſes Mißtrauen gegen die Regierung, aber keine, die auf Sympathien für den Feind oder gar auf Verbindungen mit demſelben hätten ſchließen laſſen. Die Bevölkerung Wiens ſchien ſich vielmehr, wie dieß in ſolcher Lage faſt überall der Fall iſt, ſo ziemlich in zwei Kategorien zu theilen,

in die Furchtſamen und in die Muthigen. Schaarenweiſe ergriffen die Erſteren die Flucht, ſich zumeiſt nach Ungarn und nach Steiermark begebend, die Letzteren aber begehrten und erhielten Waffen, um die Gefahren der Vertheidigung zugleich mit der Beſatzung zu beſtehen [14]).

An die Spitze der bewaffneten Macht hatte die Königin einen Mann geſtellt, welcher ſich der ihm zugewieſenen ſchwierigen Aufgabe völlig gewachſen zeigte. Es war dieß der Vicepräſident des Hofkriegsrathes, Feldmarſchall Graf Ludwig Andreas Khevenhüller.

Seine erſte Aufgabe beſtand darin, der Anfangs eingeriſſenen grenzenloſen Verwirrung wieder in etwas zu ſteuern. Denn zahlreiche Schaaren der Landbewohner flüchteten mit ihren Habſeligkeiten nach der Stadt, um dort vor den andringenden Feinden Schutz zu finden. Sie ſelbſt, ihre hochbeladenen Karren kreuzten ſich in den engen Straßen mit den Wagen derer, welche in nicht geringerer Anzahl Wien zu verlaſſen ſich beeilten. Dort führte man Steine, Erde und ſonſtiges Baumaterial zur Ausbeſſerung der Feſtungswerke herbei; hier ſchleppte man ſich mit Vorräthen von Lebensmitteln für die Zeit der Belagerung. Endloſes Gedränge entſtand und hinderte die Vertheidigungsanſtalten.

In dieſes Chaos mußte vor Allem Ordnung gebracht werden; hiezu bedurfte es aber einer eiſernen Hand und ſtrenger Anordnungen, welche freilich oft Niedergeſchlagenheit und bittere Klagen hervorriefen. Auch die Vorkehrungen zur Vertheidigung konnten nicht getroffen werden, ohne der Bevölkerung empfindliche Leiſtungen aufzuerlegen. Außer der bewaffneten Mannſchaft, welche die Einwohner ſtellten, hatte jedes Haus noch einen Mann zu den Befeſtigungsarbeiten zu entſenden. Alle vorhandenen Pferde wurden gleichfalls dazu verwendet; Holz und andere brennbare Gegenſtände aus den Wohnungen entfernt, Ciſternen angelegt und mit Waſſer gefüllt, um bei Feuersbrünſten verwendet zu werden. Es wurde Vorkehrung getroffen, alle mit Holz gedeckten Dächer im Falle der Noth abreißen zu können, um dem Umſichgreifen eines Brandes zu wehren. Alle dieſe Anordnungen wurden mittelſt ſogenannter „offener Rufe in der Stadt“ verlautbart, deren vom 10. September bis 20. Oktober eilf ergingen und welche immer mit den Worten ſchloſſen: „Sage es Einer dem Andern [15]).

Die wichtigſte Aufgabe bildete die Wiederherſtellung der arg verfallenen, durch Häuſer, Ställe, Keller, Gärten und Hecken um alle Verbindung gebrachten Befeſtigungswerke, ſo wie die Vervollſtändigung der Beſatzung, welche die Stadt zu vertheidigen hatte. Dreitauſend Menſchen arbeiteten Tag und Nacht unausgeſetzt an den Fortificationen. Alle verfügbaren Truppen wurden nach Wien geworfen und ſogar ein Theil der Regimenter, welche ſich auf dem Marſche nach Pilſen befanden, nach der Hauptſtadt zurückgerufen. Bald war man mit Aufbietung aller Kräfte ſo weit gekommen, daß man mit Recht hoffen durfte, Wien wenigſtens durch ſechs Wochen zu halten. Dann aber werde der Kurfürſt ſchon durch den einbrechenden Winter ſich genöthigt ſehen, die Belagerung aufzugeben.

Es iſt von höchſtem Intereſſe, die Energie zu beobachten, mit welcher Maria Thereſia die verſchiedenartigſten Mittel aufbot, ſich ihrer Feinde zu erwehren. In Wien wurde mit einer Thätigkeit ſonder Gleichen an den Vertheidigungsanſtalten gearbeitet; in allen öſterreichiſchen Ländern, welche von den Gegnern noch nicht beſetzt waren, wurden Soldaten angeworben und die zu ihrer Ausrüſtung nöthigen Gegenſtände herbeigeſchafft. In Ungarn ließ ſich die Königin, um den gewaffneten Beiſtand dieſer Nation zu erlangen, zur Gewährung von Forderungen herbei, deren Genehmigung ihr ſonſt wohl niemals abgerungen worden wäre. Und ſo vergeblich auch bisher alle Verhandlungen geweſen waren, welche ſie eingeleitet hatte, um den einen oder den anderen ihrer Gegner von dem wider ſie gerichteten Bunde loszulöſen, ſo betrat ſie doch neuerdings dieſen Weg, um auf demſelben wenn gleich nicht einen Freund und Kampfesgenoſſen zu gewinnen, ſo doch wenigſtens die übergroße Zahl der ſie bekriegenden Feinde zu verringern. Mit Preußen, mit Baiern hatte Maria Thereſia fruchtlos verhandelt; jetzt wandte ſie ſich an die Macht, welche dem wider ſie gerichteten Bunde eigentlich ſeine Hauptſtärke verlieh.

Die franzöſiſche Regierung hatte gleich nach dem Tode Karl's VI. ſo wie noch längere Zeit nachher die Verſicherung oftmals wiederholt, die gegen den Kaiſer eingegangenen Verbindlichkeiten ſeiner Tochter

gegenüber treulich erfüllen zu wollen. Freilich hatte Frankreich niemals Ernſt damit gemacht, ſondern nach und nach eine immer kälter werdende Haltung gegen Maria Thereſia beobachtet, und es war endlich ſo weit gegangen, als Bundesgenoſſe Baierns an dem Kriege wider die Königin von Ungarn werkthätigen Antheil zu nehmen. Ueber den eigentlichen Zweck dieſes Entſchluſſes war man jedoch noch nicht im Klaren und es konnte leicht ſein, daß er hauptſächlich darin beſtand, bei dem faſt einmüthigen Beſtreben ſo vieler Mächte Europa's, ſich möglichſt große Theile des öſterreichiſchen Ländergebietes anzueignen, gleichfalls nicht leer auszugehen. Es fehlte daher nicht an Stimmen, welche behaupteten, wenn man Frankreich gleich Anfangs eine ihm wünſchenswerthe Erwerbung angeboten hätte, ſo würde man ſich dadurch des Beiſtandes dieſer Macht oder im ſchlimmſten Falle wenigſtens ſeiner Neutralität verſichert haben.

Die Furcht, durch einen ſolchen Schritt bei England anzuſtoßen und darüber die in ſichere Ausſicht geſtellte Bundesgenoſſenſchaft dieſer Regierung zu verlieren, ſo wie die Scheu, durch eine freiwillige Abtretung ſelbſt zuerſt einen Riß in die pragmatiſche Sanktion und in die durch ſie verbürgte Untheilbarkeit der öſterreichiſchen Länder zu machen, hatte Maria Thereſia bisher davon abgehalten, Frankreich irgend einen Gebietstheil zu eigenem Beſitze anzutragen. Als jedoch der glückliche Erfolg des Einfalles der Preußen in Schleſien, als die Unternehmung des Kurfürſten von Baiern gegen das Erzherzogthum Oeſterreich beträchtliche Opfer unabweislich erſcheinen ließen, da machte man ſich in Wien mit dem Gedanken vertraut, auch Frankreich eine Vergrößerung zu Theil werden zu laſſen. Wasner erhielt den Auftrag, für den Fall als es gelänge, Frankreichs Mitwirkung zu dem Ende zu erhalten, daß der Kurfürſt von Baiern durch die Abtretung ſämmtlicher öſterreichiſcher Beſitzungen in Italien oder den Niederlanden beſchwichtigt werde, Maria Thereſia's Bereitwilligkeit zu erklären, Luxemburg an Frankreich abzutreten [16]). Später wurde ihm der Inhalt der am 26. Auguſt ſtattgefundenen Unterredung Maria Thereſia's mit der Kaiſerin Amalie und der Entſchluß mitgetheilt, im äußerſten Falle auch noch auf die öſterreichiſchen Vorlande zu Gunſten Baierns zu verzichten [17]).

Noch bevor das Wiener Cabinet auf dieſe Anträge Antwort aus Frankreich erhalten konnte, ging ihm ein Schreiben eines Mannes zu, durch deſſen Vermittlung die franzöſiſche Regierung ſchon vor ſechs Jahren die erſten Schritte zur Anknüpfung einer Verhandlung gethan hatte, welche die Beendigung der Feindſeligkeiten und den Abſchluß des Friedens herbeiführte. Der Graf von Wied wendete ſich an den Hofkanzler Sinzendorff [18]) und verſicherte ihn ſeiner feſten Ueberzeugung, daß der Königin von Ungarn, um ſich zu retten, kein Mittel mehr übrig ſei als ſich Frankreich in die Arme zu werfen. Ohne alle Zeitverſäumniß möge ſie eine Perſon ihres Vertrauens nach Frankfurt abſchicken und dem Marſchall Belleisle, der Seele und dem eigentlichen Leiter der gegenwärtigen franzöſiſchen Politik, Friedensvorſchläge machen. Er ſelbſt, mit Belleisle in langjährigen Freundſchaftsbeziehungen, werde bei ihm dem Bevollmächtigten der Königin die Pfade ebnen, und er hoffe zuverſichtlich auf ein glückliches Reſultat. Schnelligkeit und Verſchwiegenheit wurden als die Hauptbedingungen des Gelingens bezeichnet.

Der Empfänger dieſes Schreibens und die übrigen Rathgeber der Königin zweifelten nicht, daß wie ſchon einmal, ſo auch jetzt die Dazwiſchenkunft des Grafen Wied durch Frankreich ſelbſt hervorgerufen worden ſei. Man zögerte keinen Augenblick, dem erhaltenen Winke nachzukommen, und der Hofkriegsrath Ignaz von Koch, früher Eugen's und jetzt Maria Thereſia's vertrauter Secretär, ſeit langen Jahren in alle Geheimniſſe der Politik eingeweiht und der franzöſiſchen Sprache in ſeltenem Grade mächtig, wurde beauftragt, ſich unverweilt und unter fremdem Namen zu Belleisle nach Frankfurt zu verfügen. Gegen das Anerbieten, die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien theilweiſe an Spanien, die Niederlande und die Vorlande an Baiern allein, Luxemburg aber an Frankreich abzutreten, ſolle er die Erhaltung Schleſiens für Oeſterreich, die deutſche Kaiſerkrone aber und den Fortbeſitz Toscana's für den Großherzog Franz erwirken [19]).

Der Unſtern, welcher damals über jedem Schritte des Wiener Hofes zu walten ſchien, machte ſich auch bei der Sendung des Hofkriegsrathes von Koch bemerkbar. Obwohl ihm in einem Nachtrage zu ſeiner Inſtruction die höchſte Eile anbefohlen und ausdrücklich be-

merkt wurde, binnen acht Tagen müſſe man Antwort haben [20]), ſo war er doch, von allerlei widrigen Zufällen abgehalten, binnen jener Zeit noch nicht einmal in Frankfurt eingetroffen. Als er endlich in den letzten Septembertagen dort anlangte, fand Koch ſtatt des Grafen von Wied ein Schreiben desſelben, worin er erklärte, er habe ſich wegen Mangels an Geld nicht nach Frankfurt zu begeben vermocht. Koch eilte nach Neuwied, beſchwichtigte die Bedenken des Grafen und ſein Begehren, ihm für die Anknüpfung einer Verhandlung eine angemeſſene Belohnung zu Theil werden zu laſſen, durch allgemein gehaltene Verſprechungen, und vermochte ihn gleichfalls nach Frankfurt zu kommen. Doch merkte er wohl, daß in der Sache bisher weit weniger geſchehen ſei, als man in Wien vermuthete, und daß Graf Wied hauptſächlich für ſich ſelber Vortheile zu erlangen trachte [21]).

Am Abende des 6. Oktober hatte Koch ſeine erſte Unterredung mit Belleiſle, zu welchem er durch den Grafen Wied insgeheim geführt wurde. Tags darauf theilte er ihm die Friedensvorſchläge ſchriftlich mit, konnte jedoch keine andere Antwort erlangen, als daß Belleiſle darüber nach Paris, wo übrigens durch Wasner gleichzeitig dieſelben Anträge geſtellt wurden, berichten müſſe. Nur das könne er ſchon jetzt verſichern, erklärte Belleiſle, daß von einer Beihülfe Frankreichs, um ſich Schleſiens wieder zu bemächtigen, und ſomit von einer Kriegführung gegen den König von Preußen ebenſowenig als von der Wahl des Großherzogs zum deutſchen Kaiſer die Rede ſein könne. Die Verpflichtungen, welche man hinſichtlich dieſes letzteren Punktes Baiern gegenüber eingegangen habe, ſeien ſo bindend, daß man ſich denſelben nicht zu entziehen vermöge. Karl Albrecht könne vielmehr auf acht Stimmen mit Beſtimmtheit zählen, ſeitdem ihm auch König Georg von England und König Auguſt von Polen die ihrigen zugeſichert hätten. Seine Erhebung auf den Kaiſerthron ſei als eine ſchon vollendete Thatſache anzuſehen [22]).

Die zwar verbindliche, aber doch zurückhaltende Art, in welcher Belleiſle die ihm gemachten Vorſchläge aufnahm, ſo wie der Umſtand, daß er ſelbſt in die ganze Verhandlung nicht werkthätig eingriff, ſondern ſich ſtets auf die Nothwendigkeit berief, von Paris Verhaltungsbefehle einzuholen, bewieſen deutlich, daß man die Sache in die Länge

zu ziehen beabsichtige, und sich von Koch's Sendung der gewünschte Erfolg durchaus nicht erwarten lasse.

Günstiger gestaltete sich die Aussicht auf das Ergebniß der Verhandlung mit Preußen, welche Maria Theresia trotz König Friedrich's ablehnenden Erklärungen doch niemals abgebrochen und zu deren Fortführung sie nun den Feldmarschall Grafen von Neipperg bevollmächtigt hatte[23]). So wie jedoch Maria Theresia zu den Verhandlungen mit Belleisle nicht durch ihren eigenen freien Entschluß, sondern durch das Schreiben des Grafen von Wied veranlaßt worden, so wurde sie zu ihren letzten Anträgen an Preußen gleichfalls durch einen Wink vermocht, welcher ihr von der Gegenseite zukam.

Am 15. September 1741 traf nämlich ein Kurier von Lord Hyndford in Preßburg ein, eine kurze Mittheilung überbringend, von welcher der Lord versicherte, sie sei ihm von einem Vertrauten König Friedrich's zugekommen und enthalte dessen Erklärung über die Grundlage, auf welcher er mit Maria Theresia zu unterhandeln bereit sei. Ganz Niederschlesien mit der Neisse als Grenzfluß, dann die festen Plätze Glatz und Neisse wurden begehrt. Am jenseitigen Ufer der Oder sollten die alten Grenzen zwischen den Herzogthümern Oppeln und Brieg die neue Landesgrenze bilden. Das an Preußen fallende Gebiet sei von der Krone Böhmen unabhängig zu erklären und für immerwährende Zeiten abzutreten. Die Religionsangelegenheiten wären im bisherigen Stande zu belassen. Als Gegenleistung hiefür werde der König nicht weiter vorrücken und Neisse nur dem Scheine nach belagern. Der Commandant dieser Festung solle sie gegen freien Abzug übergeben, worauf die preußische Armee ruhig in die Winterquartiere verlegt und es Neipperg freigestellt würde, zu marschiren wohin es ihm beliebe. Binnen zwölf Tagen müsse die ganze Angelegenheit zu Ende sein[24]).

Die Klippe, an der die bisherigen Verhandlungen gescheitert waren, hatte bekanntlich weniger in den Abtretungen, zu welchen Maria Theresia der Hauptsache nach bereits entschlossen war, als in dem daran geknüpften Verlangen bestanden, der König von Preußen solle ihr gegen ihre übrigen Feinde, seine bisherigen Bundesgenossen, gewaffneten Beistand leisten. Die entschiedene Weigerung Friedrich's

ließ jedoch nicht daran zweifeln, daß es geradezu thöricht wäre, auf Hülfe von seiner Seite zu hoffen. Außerdem war es für Maria Theresia, wie von preußischer Seite ganz richtig betont wurde, eine Lebensfrage, die einzige bewaffnete Macht von einiger Bedeutung, die für sie im Felde stand, Neipperg's Armee zur Rettung Wiens verfügbar zu machen. Die Königin entschloß sich daher ohne Säumniß, auf Grundlage der von Friedrich aufgestellten Bedingungen mit ihm zu unterhandeln, und noch an demselben Tage ergingen die hiezu erforderlichen Befehle an Neipperg. Nur Neisse und Glatz solle der Feldmarschall der Königin zu retten suchen[25]). Lord Hyndford's Mittheilung wurde in gleichem Sinne beantwortet.

Noch waren Maria Theresia's letzte Befehle nicht in Neipperg's Händen, als derselbe von dem Generalfeldwachtmeister von Lentulus, welcher zu Rieglitz unweit von Neisse mit dem Prinzen Dietrich von Anhalt-Dessau zusammengetroffen war, um über die gegenseitige Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, die Meldung erhielt, der bei König Friedrich in hoher Gunst stehende Oberst von Goltz sei mit Prinz Dietrich nach Rieglitz gekommen und verlange im Auftrage des Königs dringend mit Neipperg zu sprechen. Allsogleich begab sich der Feldmarschall dorthin. Seine Unterredung mit Goltz beschränkte sich freilich nur auf die von Letzterem gestellten Fragen, ob Neipperg zur Friedensverhandlung bevollmächtigt und ob er autorisirt sei, die Abtretung von Neisse und Glatz zuzugestehen. Die erste Frage wurde mit Ja, die zweite mit Nein beantwortet[26]), und hiebei blieb es einstweilen; doch war aus König Friedrich's entgegenkommenden Schritten dessen Geneigtheit zum Frieden genugsam zu ermessen. Freilich war man auch bald außer allem Zweifel, daß König Friedrich, die furchtbare Bedrängniß, in welcher Maria Theresia sich befand, klar erkennend, sich dieselbe wohl zu Nutzen machen und von den gestellten Forderungen nur wenig abweichen werde. Er brauchte seinerseits keine Anstrengungen zu machen, um die Königin von Ungarn zur Gewährung seiner Begehren zu vermögen. Er brauchte nur ruhig zuzusehen, wie seine Bundesgenossen für ihn wirkten, wie sie näher und näher an Maria Theresia herandrängten, und er konnte im voraus den Zeit-

punkt bestimmen, in welchem sie, auf's Aeußerste getrieben, ihm in Allem willfahren müsse.

So geschah es auch in der That. Die Besorgniß, Wien zu verlieren, überwog jede andere Rücksicht. Ohne noch die Antwort abzuwarten, welche sie auf ihre letzten Vorschläge zu gewärtigen hatte, befahl die Königin dem Feldmarschall, wenn an ihrer Weigerung, Neisse abzutreten, die Friedensverhandlung scheitern sollte, hinsichtlich dieses Punktes nachzugeben. Glatz sich zu erhalten, sei jedoch schon Böhmens wegen ganz unerläßlich. Und ebenso wenig werde sie auf das erst neuerlich vom Könige gestellte Begehren, in Böhmen oder Mähren die Winterquartiere beziehen zu können, jemals eingehen [27]).

So oft und dringend auch Neipperg selbst der Königin zum Frieden gerathen hatte, so empfahl er ihr doch angelegentlich, hinsichtlich der beiden letzten Punkte, der Abtretung von Glatz und der Einräumung der Winterquartiere in Böhmen oder Mähren nicht nachzugeben [28]). Es wurde beschlossen, für den Fall, als König Friedrich mit Neisse sich nicht zufrieden stelle, diese Festung und Glatz stark zu besetzen, um einem feindlichen Angriffe durch längere Zeit widerstehen zu können. Neipperg selbst aber solle mit seinem Heere gegen Wien ziehen und Lobkowitz von Pilsen aus mit fünf Cavallerie-Regimentern das Gleiche thun. Der commandirende General im österreichischen Italien, Feldmarschall Graf Traun erhielt Befehl, zehn Infanterie-Regimenter durch Tirol gegen Baiern in Bewegung zu setzen [29]).

Mochte dem Könige die verzweiflungsvolle Entschlossenheit seiner Gegnerin doch imponiren oder es ihm in seinem eigenen Interesse gerathen erscheinen, den Bogen nicht noch straffer anzuspannen als es ohnedieß schon der Fall war; genug an dem, daß er die Forderung wegen Glatz auf sich beruhen ließ und die Winterquartiere nicht mehr in Böhmen oder Mähren, sondern in Oberschlesien verlangte. Um diesen letzteren Punkt und die Art und Weise, in welcher Neisse an Preußen übergehen sollte, dann um das Begehren König Friedrich's, daß von keiner Seite eine schriftliche Erklärung ausgefertigt werden, sondern lediglich Lord Hyndford dasjenige niederschreiben solle, wozu die beiden vertragschließenden Theile sich anheischig machen würden, drehten sich nunmehr die Verhandlungen, welche zwischen Neipperg,

Hyndford und Golz unabläſſig gepflogen wurden [30]). So verdächtig auch das letztere Verlangen des Königs erſcheinen mußte, ſo gab doch Maria Thereſia, von der Noth gedrängt, ſelbſt hierin nach. Obwohl Neipperg faſt flehentlich gebeten hatte, ihn der Verhandlung mit König Friedrich entheben und einen Anderen ſtatt ſeiner hiezu entſenden zu wollen [31]), ſo war dieß doch, um jeden Zeitverluſt und das von dem Auftreten eines neuen Bevollmächtigten unzertrennliche Aufſehen zu vermeiden, ganz unausführbar, und am 9. Oktober fand die denkwürdige Zuſammenkunft Friedrich's mit Neipperg in dem Starhembergiſchen Schloſſe Kleinſchnellendorf ſtatt, welcher außer den beiden Hauptperſonen nur noch Hyndford und Lentulus beiwohnten.

Neipperg brachte einen in deutſcher Sprache abgefaßten Entwurf der Uebereinkunft mit ſich, den jedoch König Friedrich, an ſeinem früheren Begehren feſthaltend, verwarf und darauf beſtand, daß Hyndford das Ergebniß der Unterredung und zwar in franzöſiſcher Sprache zu Papier bringen ſolle [32]). So geſchah es, und in ſolcher Weiſe kam die Convention von Kleinſchnellendorf zu Stande, kraft deren Neiſſe nach einer Scheinbelagerung von vierzehn Tagen dem Könige übergeben werden ſollte. Derſelbe werde dann, ſo wurde beſtimmt, weder gegen Maria Thereſia noch gegen Hannover angriffsweiſe vorgehen. Niemals ſei von dem Könige mehr als Niederſchleſien mit Neiſſe zu verlangen; Maria Thereſia werde ihm aber dieſes Gebiet in dem Friedensvertrage, welchen man bis Ende Dezember zu Stande zu bringen hoffe, unweigerlich abtreten. Ein Theil des preußiſchen Heeres dürfe bis Anfangs Mai 1742 in Oberſchleſien Quartier nehmen, jedoch dem Lande weder Contributionen auferlegen, noch in anderer Weiſe Geld oder Rekruten aus demſelben ziehen. Endlich ſei der Vertrag unverbrüchlich geheim zu halten, wofür Neipperg, Hyndford und Lentulus ſich mit ihrem Ehrenworte verpflichteten [33]). Der Letztere überbrachte die Uebereinkunft perſönlich nach Wien, um ſowohl über das bei ihrem Abſchluſſe Vorgefallene mündlichen Bericht zu erſtatten, als die Anknüpfung der Verhandlungen anzubahnen, welche zum definitiven Frieden führen ſollten.

Ueber die eigentlichen Beweggründe, durch welche Maria Thereſia ſowohl als der König von Preußen zum Abſchluſſe der Con-

vention von Kleinſchnellendorf vermocht wurden, iſt ſo viel geſchrieben worden, und Friedrich ſelbſt hat die Nothwendigkeit, das Betragen, welches er während der Verhandlungen und nach denſelben beobachtete, zu rechtfertigen und ſich von dem Vorwurfe doppelter Treuloſigkeit zu reinigen, ſo ſehr gefühlt, daß es hier wohl am Platze ſein wird, auf die vorhandenen Dokumente geſtützt, in ruhiger Erwägung der Thatſachen zu prüfen, ob dieß Beſtreben dem königlichen Geſchichtſchreiber auch gelungen ſei.

Was Maria Thereſia wollte, liegt klar am Tage. Ihr war es darum zu thun, Neipperg's Heer zur Rettung Wiens verfügbar zu machen. Daß dieſer Beweggrund allein ſie beherrſchte, dafür gibt jede Zeile der Berathungen Zeugniß, welche in dieſer Sache zu Preßburg abgehalten wurden. Wahrhaft ſchlagend tritt dieſe Abſicht dort hervor, wo es um die Abtretung Neiſſe's ſich handelt. So ſchwer dieſes Zugeſtändniß auch falle, wird geſagt, ſo dürfe mit demſelben doch nicht gezögert werden, denn es handle ſich um nichts Geringeres als um den Preis von Neiſſe ſich Wien zu erhalten.

Das ſei aber, ſo wird von der Gegenſeite behauptet, nicht der alleinige, ja ſogar nicht der eigentliche Zweck geweſen, welchen die öſterreichiſche Regierung verfolgte. Sie habe es nicht aufrichtig mit König Friedrich gemeint, ſondern denſelben zu hintergehen und ihn, obgleich man das Gegentheil zugeſagt, durch Mittheilung des Vertrages an ſeine Bundesgenoſſen mit ihnen zu entzweien getrachtet. Der König ſelbſt verſichert, der Wiener Hof habe das mit ihm abgeſchloſſene Uebereinkommen überall, wo er Agenten beſaß, verkündigen laſſen, insbeſondere ſei es durch die Kaiſerin Amalie dem Kurfürſten von Baiern, durch den Grafen Khevenhüller dem ſächſiſchen Hofe, durch Koch aber dem Marſchall Belleisle mitgetheilt worden[34]).

Es würde ein allzu gewagtes Unternehmen ſein, beweiſen zu wollen, daß keine von allen Perſonen, welche in Oeſterreichs Dienſten oder auf ſeiner Seite ſtanden, hinſichtlich des Vertrages von Kleinſchnellendorf eine Indiscretion begangen habe. Ja es iſt ſogar unläugbar, daß Graf Khevenhüller, welcher ſich von Dresden nach Prag zurückgezogen hatte, das Gerücht vom Abſchluſſe des Vertrages dem Grafen Wratislaw, und daß dieſer es dem Könige von Polen mel-

dete [35]). Aber das kann dargethan werden, und darauf allein kommt es hiebei an, daß eine ſolche Verlautbarung nicht von der öſterreichiſchen Regierung ſelbſt ausging, ſondern daß ſie derſelben vorzubeugen ernſtlichſt bemüht war. Nicht nur daß jene Mittheilung ſchon früher ſtattgefunden hatte, ehe dem Wiener Hofe die Nachricht von dem Abſchluſſe des Vertrages zukam, ſondern in allen Schriftſtücken, welche von der öſterreichiſchen Regierung ausgingen, iſt die Nothwendigkeit hervorgehoben, das gegebene Verſprechen treu zu erfüllen und dem Könige von Preußen keinen Anlaß zu berechtigter Beſchwerde zu gewähren. Ja es liegen die geheimen Weiſungen an die vertrauteſten Agenten Maria Thereſia's im Auslande, an Wasner und Koch vor, worin denſelben zwar von dem Abſchluſſe der Uebereinkunft die Mittheilung gemacht wurde, deren ſie nothwendig bedurften, um die wirkliche Sachlage richtig zu überſehen. Gleichzeitig erhielten ſie jedoch den ſtrengſten Auftrag, weder dem Cardinal Fleury noch dem Marſchall Belleisle oder ſonſt Jemand die leiſeſte Andeutung davon zu machen [36]).

Es liegt nicht der geringſte Grund zu einem Verdachte vor, daß die beiden Bevollmächtigten dieſen ausdrücklichen Befehl nicht pünktlich erfüllt hätten. Ihre Berichte bezeugen dieß vielmehr; ſie beſtätigen aber auch, daß ſchon ehe ihnen von der Uebereinkunft amtliche Kenntniß geworden, ihnen das Gerücht von dem Abſchluſſe zugekommen [37]), daß es überall verbreitet war und von Jedermann als eine höchſt wahrſcheinliche Sache geglaubt wurde. Die bald darauf erfolgende Uebergabe Neiſſe's, der Rückzug Neipperg's nach Mähren, die Verlegung der preußiſchen Truppen in die Winterquartiere und König Friedrich's Rückkehr nach Berlin dienten als ebenſoviele untrügliche Anzeichen, daß zwiſchen Maria Thereſia und ihrem Gegner eine Verſtändigung erfolgt ſei. Dieſe Thatſachen ſprachen zu offen, als daß es da noch einer beſonderen Verlautbarung von öſterreichiſcher Seite irgendwie bedurft hätte [38]).

Man würde dem Scharfblicke König Friedrich's Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, er habe nicht mit Beſtimmtheit vorhergeſehen, daß die Verhandlungen mit Neipperg, ſeine Zuſammenkunft mit ihm und der Abſchluß der Uebereinkunft den Späheraugen ſeiner

ſogenannten Verbündeten verborgen bleiben könnten. Ja er ſelbſt ſagt ganz deutlich, daß er der Verbreitung jener Kunde gewiß war. Er zog ſie recht eigentlich in ſeine Berechnung, und in dieſem Geſtändniſſe liegt denn auch wohl der Schlüſſel zu des Königs ganzem Benehmen. Er ſchloß das Uebereinkommen ab, um Neiſſe ohne Blutvergießen in ſeine Gewalt zu bekommen, Neipperg's Heer nicht mehr ſich gegenüber zu haben, in aller Ruhe ſich ausbreiten zu können und ſeinen durch einen eilfmonatlichen Feldzug erſchöpften, ſchon ziemlich mißgeſtimmten [39]) Truppen Erholung zu gönnen. Er ſchloß es bloß in der Abſicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen, und mit dem Vorſatze ab, es in dem ihm geeignet erſcheinenden Augenblicke, wenn er der Früchte des Vertrages theilhaft geworden ſein würde, ungeſcheut wieder zu brechen. Hiezu bedurfte er jedoch eines Vorwandes, und um einen ſolchen zu erhalten, verlangte er ein Verſprechen, von welchem er im voraus wußte, daß es nicht in der Macht der Königin von Ungarn liege, es zu erfüllen. Um jedoch dieſes trügeriſche Spiel nicht vorzeitig zu enthüllen, begnügte er ſich damit, daß jenes Verſprechen im Allgemeinen gegeben wurde, wie es bei allen ähnlichen Tractaten damals der Fall war. Denn von einer ausdrücklichen Bedingung, daß wenn das Uebereinkommen bekannt würde, der König an dasſelbe nicht länger gebunden wäre, iſt darin nirgends die Rede.

Daß dieß wirklich die Abſichten waren, von denen König Friedrich geleitet wurde, geht auch aus dem Umſtande hervor, daß er, obwohl er von der Indiscretion des Grafen Khevenhüller allſogleich Kunde erhielt, ſich zwar darüber lebhaft beklagte und in Drohungen erging [40]), aber darum doch nicht ausdrücklich erklärte, er erachte ſich deßhalb ſchon jetzt an den Vertrag nicht mehr gebunden und derſelbe ſei als nicht vorhanden anzuſehen. Es iſt dieß auch leicht begreiflich, denn damals hatte Friedrich ja die Früchte des Vertrages noch nicht geerntet; Neipperg ſtand noch in Schleſien, Neiſſe war in öſterreichiſchen Händen und die preußiſchen Truppen befanden ſich noch nicht in den Winterquartieren. Erſt nachdem er der Vortheile der Uebereinkunft theilhaft geworden, ließ der König die Maske fallen und bediente ſich dazu jenes Vorwandes, den er ſich längſt ſchon zurecht gelegt hatte, den erneuerten Treubruch zu beſchönigen.

Obgleich man am Wiener Hofe eine ziemlich deutliche Ahnung davon hatte, daß es dem Könige von Preußen nicht Ernſt ſei mit den eingegangenen Verpflichtungen und er die Königin von Ungarn nur durch Argliſt zu übervortheilen ſuche, ſo blieb doch nichts übrig als die Dinge an ſich kommen zu laſſen und einſtweilen in Gemäßheit der Vertragsbeſtimmungen vorzugehen. Die Verhandlungen mit Frankreich wurden fallen gelaſſen, Koch aus Frankfurt zurückberufen, Wasner aus Paris nach London verſetzt. Das Hauptaugenmerk aber richtete Maria Thereſia nach wie vor auf die kriegeriſchen Unternehmungen. Schon vor Abſchluß des Vertrages war Neipperg angewieſen worden, ſobald als möglich ſich Wien zu nähern. Seine Heeresmacht, durch zahlreiche Zuzüge verſtärkt, ſchien hinreichend um den Kurfürſten von Baiern, wenn er die Belagerung Wiens wirklich unternähme, zur Aufhebung derſelben zu zwingen.

Es zeigte ſich jedoch gar bald, daß Karl Albrecht vor der Hand ſeine Abſichten auf Wien aufgegeben und den Entſchluß gefaßt habe, ſich in nördlicher Richtung gegen Böhmen zu ziehen. Die Ueberzeugung, nach ſo langer Zeitverſäumniß Wien weit beſſer gerüſtet zu finden als es dieß vor kurzem geweſen, die Beſorgniß, durch Neipperg und Lobkowitz von ſeiner Rückzugslinie abgeſchnitten zu werden, der Wunſch endlich, ſich nicht allzuweit von Baiern zu entfernen, um nicht, während er auf Eroberungen ausgehe, ſein Stammland den aus Italien durch Tirol ſich nähernden öſterreichiſchen Streitkräften ſchutzlos Preis zu geben, alle dieſe Beweggründe mögen den Kurfürſten zur Aenderung ſeines urſprünglichen Planes vermocht haben.

Nicht geringeren Antheil als die Scheu vor ſeiner Gegnerin ſcheint jedoch an dieſem Entſchluſſe des Kurfürſten das Mißtrauen gegen ſeine Verbündeten gehabt zu haben. Er fürchtete, die Sachſen, vielleicht auch die Preußen könnten ihm in der Beſetzung Böhmens zuvorkommen, und er dachte jetzt nur mehr daran, ſo ſchnell als möglich dorthin zu eilen und ſich die Krone dieſes Landes auf das Haupt zu ſetzen.

Um die Straße nach Böhmen zu gewinnen, rückte ein Theil der baieriſch-franzöſiſchen Truppen, überall harte Erpreſſungen verübend, bis St. Pölten vor und wandte ſich dann, während ihre Vorhut den

Feldmarschall-Lieutenant Grafen Palffy mit seinen beiden Cavallerie-Regimentern bis über den Wiener Wald zurücktrieb, nach Mautern, hier über die Donau zu setzen und von Krems die Straße nach Budweis einzuschlagen. Der Kurfürst selbst kehrte mit dem anderen Theile seines Heeres nach Enns zurück, ging bei Mauthausen über die Donau und über Freistadt gleichfalls nach Böhmen. Wien war befreit und zu Anfang des Monats November befanden sich keine feindlichen Streitkräfte mehr im Lande Oesterreich unter der Enns.

So wurde nun plötzlich Böhmen, bisher vom Kriege verschont, der Schauplatz des Kampfes. Auf drei Straßen, über Krems, über Freistadt und von Amberg auf Pilsen zu waren französisch-baierische, vom Norden her aber sächsische Truppen, letztere in einer Stärke von ungefähr zwanzigtausend Mann in Böhmen eingedrungen. Alle hielten die Richtung gegen Prag ein, um mit der Eroberung der Hauptstadt diejenige des ganzen Landes sicher zu stellen. Prag zu Hülfe zu kommen, bildete daher von nun an die Hauptaufgabe des österreichischen Heeres. Denn der Besitz von Prag entschied, so begriff man wohl, über die Krone selbst, über die böhmische Kurstimme, über die Möglichkeit, die Armee in Böhmen zu erhalten. Neipperg solle sich daher, so wurde am Wiener Hofe dringend gewünscht, mit Lobkowitz vereinigen und wenigstens die aus Oesterreich gegen Böhmen marschirenden Franzosen und Baiern von dort abzuschneiden suchen [41]).

Den Anordnungen, welche ihm zu diesem Ende von Seite des Hofkriegsrathes zukamen, erklärte jedoch Neipperg durchaus nicht Folge leisten zu können. Er vermöge nicht, so behauptete er, die einmal angeordnete Marschroute, auf welcher allein die Vorkehrungen zur Verproviantirung seiner Truppen getroffen seien, willkürlich zu ändern. Auch das Drängen des Hofkriegsrathes, seinen Marsch zu beschleunigen, wies er in einer Weise zurück, welche deutlich zeigt, daß sich die leider zu mancher Zeit sprichwörtlich gewordene Langsamkeit der österreichischen Feldherren wenigstens nicht in allen Fällen, wie es doch so gern geschieht, der Einwirkung des Hofkriegsrathes zuschreiben läßt. Dessen Befehle fanden vielmehr bei den Heerführern nicht immer den Gehorsam, welcher manchmal von größtem Nutzen gewesen wäre [42]).

Mit unerträglicher Bedächtigkeit wurde jetzt Neipperg's Anmarsch vollzogen. Nicht einmal der Beschluß des Großherzogs, die längst gehegte Absicht auszuführen und sich zur Armee zu begeben, um sich gleichfalls an einem Kampfe zu betheiligen, an welchem die beiden Gegner Maria Theresia's, der König von Preußen und der Kurfürst von Baiern persönlichen Antheil nahmen [43]), vermochte regeres Leben in diese Schwerfälligkeit zu bringen. Erst am 7. November langte Neipperg mit dem Heere in Znaim an, wo zwei Tage zuvor der Großherzog von Toscana mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen war, um das Obercommando zu übernehmen.

Gewiß ist es die Folge einer edlen Regung, wenn Fürsten persönlich die Gefahren derjenigen zu theilen trachten, denen es obliegt, im Kampfe für sie ihr Blut zu vergießen. Und es läßt sich nicht läugnen, daß in den Fällen, in welchen Monarchen sich in dem so seltenen Besitze großer Feldherrngaben befinden, die Vereinigung beider Stellungen, der des Landesfürsten mit der des Heerführers Ergebnisse von höchster Bedeutung hervorbringen muß. Das Beispiel König Friedrich's von Preußen kann hiefür als der beste Beweis angesehen werden. Wo solches jedoch nicht der Fall ist, wo der Regent nur dem Namen nach den Oberbefehl führt und die eigentliche Leitung des Heeres einem oder gar mehreren unter ihm commandirenden Generalen zufällt, da hat die Anwesenheit so hoch gestellter Personen im Kriegslager fast immer nur Verlegenheiten bereitet, welche auf den Gang und den Erfolg der Operationen eine hemmende und schädliche Wirkung äußern. Jenen Personen selbst aber widerfährt dadurch der empfindlichste Nachtheil, daß ihr Auftreten bei dem Heere die größten Erwartungen wachruft, welche, wenn getäuscht, verdoppelte Entmuthigung nach sich ziehen und ihr Ansehen, den Glanz ihres Namens wesentlich beeinträchtigen.

Nicht viel anders ging es auch jetzt. Die schönsten Hoffnungen hatte man von des Großherzogs Anwesenheit bei dem Heere gehegt, und nach Gottes Beistand setze sie, schrieb ihm Maria Theresia, ihre einzige und größte Zuversicht auf ihn [44]). In der Befangenheit ihrer Liebe war sie noch nicht zur Erkenntniß gelangt, daß dem Großherzoge die Eigenschaften mangelten, deren er bedurft hätte, um sich der ihm gewordenen Aufgabe gewachsen zu zeigen. Er besaß nicht

die Kraft, welche nöthig gewesen wäre, die ihm entgegenstehenden ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden. Er erging sich in Klagen über den unbefriedigenden Zustand, in dem er das Heer angetroffen, über die Unbilden der vorgerückten Jahreszeit, welche es zu ertragen, über die anstrengenden Märsche, die es auf beschwerlichen Wegen zurückzulegen habe, um nach Böhmen zu gelangen. In der That traf er erst am 17. November zu Neuhaus ein, wo drei Tage zuvor der die Vorhut befehligende General Nadasdy den baierischen Truppen nicht unempfindliche Verluste zugefügt hatte.

In Neuhaus vereinigte sich der Großherzog mit den Regimentern, welche der Feldmarschall Fürst Lobkowitz herbeiführte. Sein Heer belief sich nun auf nicht viel weniger als vierzigtausend Mann. Ein schnelleres Vordringen mit dieser beträchtlichen Streitmacht hätte vielleicht die Gefahr noch abgewendet, in welche Prag durch die immer näher heandrängenden Franzosen, Baiern und Sachsen gerathen war. Aber obgleich Maria Theresia persönlich die größte Eile dringend empfohlen hatte [45]), so verlor man doch vier Tage zu Neuhaus, um den Truppen Erholung zu gönnen, und war erst am 23. November in Tabor, wo man wieder einen Tag verweilte. Doch sandte der Großherzog von hier aus ein fliegendes Corps unter den Befehlen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Kolowrat nach Prag, um die dortige Besatzung zu verstärken. Denn Feldzeugmeister Graf Ogilvy, welcher in Prag befehligte, hatte schon längst gemeldet, daß er die Stadt bis zum Eintreffen des Entsatzes nicht halten könne, wenn die allzugeringe Garnison nicht noch rechtzeitig vermehrt würde.

Dem Grafen Ogilvy standen in der That, nachdem man fünf Bataillone aus der Stadt gezogen hatte, um sie zu Lobkowitz stoßen zu lassen, kaum zweitausend fünfhundert Mann zur Verfügung. Sie waren überdieß erst neu eingereihte, noch ungeschulte Soldaten. Noch weniger ließ sich von den bewaffneten Bürgern und Studenten erwarten. Zwar zählten sie mehr als fünftausend Mann, aber trotz aller Loyalitätsversicherungen waren sie zu keiner Waffenübung zu bringen und konnten daher nur geringe Hoffnungen erwecken. Am widerspänstigsten zeigte sich das gemeine Volk gegen jede Dienstleistung, die man ihm auferlegen wollte. Niemand trat energisch genug auf,

um das Nothwendige doch zu erzwingen, und ſo war denn auch die Beihülfe, welche Ogilvy's Beſtrebungen, die Feſtungswerke in beſſeren Vertheidigungsſtand zu ſetzen, von Seite der Stadtbehörden erhielt, eine durchaus nicht ausgiebige [46]). Für Prag mußte ernſtlich gefürchtet werden, indem bei der weiten Ausdehnung des Platzes wenigſtens eine vierfach ſtärkere Garniſon zu deſſen Vertheidigung erforderlich geweſen wäre. Aber daß es ſo bald unterliegen ſollte, als wirklich geſchah, hatte doch ſelbſt der Großherzog kaum gedacht, welcher ſich von allen Generalen der trübſten Anſchauung hingab, während ſonſt die Meinung vorherrſchte, Prag werde doch wenigſtens acht bis zehn Tage ſich zu halten vermögen, und der Commandant auch dann noch, wenn er nur den Kopf nicht verliere, den Stadttheil am linken Ufer der Moldau ſo lange zu vertheidigen im Stande ſein, bis das Entſatzheer zu ſeiner Rettung erſcheine [47]).

Am 23. November hatte der Kurfürſt von Baiern mit ſeiner ganzen nunmehr vereinigten Heeresmacht auf dem weißen Berge vor Prag das Lager bezogen. An demſelben Tage trafen die Sachſen unter dem Befehle des Grafen Rutowsky bei Troja ein. Allſogleich wurde Kriegsrath gehalten; die franzöſiſchen Generale verlangten die Eröffnung einer ordentlichen Belagerung, Rutowsky mit den Seinen drang jedoch auf Erſtürmung der Stadt, weil ſonſt der heranrückende Entſatz das ganze Unternehmen vereitle. Der Kurfürſt ſchwankte zwiſchen beiden Meinungen; es kam zu keinem Beſchluſſe. Als aber am folgenden Tage Ogilvy, zur Uebergabe aufgefordert, dieſelbe verweigerte, erklärte Rutowsky den Sturm allein unternehmen zu wollen, wenn die Franzoſen und Baiern ſich nicht daran theilzunehmen getrauten. Das konnten die Letzteren ſich natürlich nicht bieten laſſen, und es wurde beſchloſſen, in der Nacht vom 25. auf den 26. November die Erſtürmung Prags gemeinſchaftlich auszuführen.

Prag wird bekanntlich durch die Moldau in zwei Theile getheilt. Am linken Ufer des Fluſſes liegen der Hradſchin und die Kleinſeite, am rechten Ufer die Alt- und die Neuſtadt. Ueberall ſollte ein Haupt- und ein Scheinangriff vorgenommen und der erſtere am linken Stromufer gegen das Karlsthor nächſt des Hradſchin, der letztere gegen das Reichsthor vorgenommen werden. Am rechten Ufer ſollte der Haupt-

angriff über die Moldauinseln gegen die Neustadt, der Scheinangriff zwischen dem Korn- und dem Neuthore erfolgen.

An dem letzteren Punkte befehligte der Graf von Sachsen, später als französischer Marschall einer der berühmtesten Heerführer seiner Zeit. Nicht zufrieden mit der ihm zugewiesenen untergeordneten Rolle verwandelte er den ihm übertragenen Scheinangriff in einen wirklichen. Einige französische Soldaten unter persönlicher Führung des Oberstlieutenants Chevert erkletterten mit Hülfe von Leitern den Wall und öffneten das Neuthor, durch welches der Graf von Sachsen in die Neustadt eindrang. Nun zogen sie vereinigt auf den Altstädter Ring, wo sie die Hauptwache entwaffneten.

Von nicht so raschem Gelingen, aber darum doch von nicht geringerem Erfolge begleitet war der Hauptangriff, welchen die Sachsen von den Inseln und Mühlendämmen her gegen Prag ausführten. Der heftigste Kampf fand um das Karlsthor statt, wo die Besatzung am wenigsten unvorbereitet gefunden ward. Nachdem jedoch auch dieser Punkt, obgleich nicht ohne empfindlichen Verlust der anstürmenden Sachsen verloren worden, ergab sich Ogilvy mit der Garnison als kriegsgefangen.

Zu Beneschau erhielt der Großherzog die Nachricht von dem Falle Prags durch den unverrichteter Dinge zurückkehrenden Grafen Kolowrat. Die ihm eigene Scheu, aus sich selbst rasche und entscheidende Entschlüsse zu fassen, zeigte sich auch jetzt, und um möglichst viele Meinungen zu hören und eine möglichst große Anzahl Personen an der Verantwortlichkeit für die ferneren Maßregeln Theil nehmen zu lassen, versammelte der Großherzog die ganze Generalität vom Feldmarschall-Lieutenant aufwärts zu einem großen Kriegsrathe. Auch der Oberste Kanzler des Königreiches Böhmen, Graf Philipp Kinsky, und der Oberstkriegscommissär Graf Salburg, im Ganzen zwanzig Personen wurden zur Berathung gezogen. Ihre Ansichten gingen zum Theile weit auseinander. Prinz Karl von Lothringen wollte gegen Prag vorrücken und trachten, den Feind dort zu offenem Kampfe zu bringen. Gegen den von Graf Leopold Daun ausgehenden Vorschlag, sich nach Mähren zurückzuziehen, erklärte er sich mit Entschiedenheit. Andere wieder hoben hervor, daß nachdem der Feind seine Absicht er-

reicht und ſich Prags bemächtigt habe, er ſich wohl hüten werde, das eben Gewonnene durch eine Schlacht wieder auf's Spiel zu ſetzen. So wie die feindlichen Truppen in Prag ſelbſt und deſſen nächſter Umgebung Quartiere bezogen hatten, ſo ſolle man ein Gleiches thun und eine Poſtirung anlegen, durch welche das einzige Reſultat des bisherigen Feldzuges, die Abſchneidung der Verbindung des Kurfürſten mit Oberöſterreich aufrecht erhalten und zugleich die Möglichkeit geboten würde, ſich dorthin zu wenden, wo die Noth es erforderte. Batthyany, Wenzel Liechtenſtein, Lobkowitz und Neipperg erklärten ſich für dieſe Anſicht, der Großherzog ſtimmte ihr bei [48]) und ſo wurden denn die öſterreichiſchen Regimenter um Tabor, Piſek und Strakonitz in Kantonirungen, das Hauptquartier wieder nach Neuhaus verlegt. Den Kurfürſten aber ließ man in Prag ruhig gewähren.

Es war eine Handlung wohlberechnender Klugheit, daß Karl Albrecht nach der Erſtürmung Prags jeden gröberen Exceß der Truppen mit äußerſter Strenge hintanzuhalten ſuchte, ſo daß die Einwohner der Stadt durch die folgenſchweren Ereigniſſe, welche in derſelben vorgingen, verhältnißmäßig nur in geringem Grade beläſtigt wurden. Je größer die Beſorgniß vor dem anrückenden Feinde geweſen, um ſo lebhafter war nun die Befriedigung über die Haltung desſelben, und dieſe verfehlte nicht, den neuen Machthabern bald gewiſſe Sympathien in der Bevölkerung zu gewinnen. Insbeſondere war es auch hier, wie es in Oberöſterreich der Fall geweſen, der Adel des Landes, welcher uneingedenk der ihm vom Hauſe Oeſterreich ſtets zu Theil gewordenen Bevorzugung ſich mit beſonderer Beeiferung an den Kurfürſten drängte.

Auf's auffallendſte zeigte ſich dieß, als Karl Albrecht ſich am 7. Dezember als König von Böhmen ausrufen und zwölf Tage ſpäter als ſolcher öffentlich huldigen ließ. Ueber vierhundert Mitglieder der böhmiſchen Stände hatten ſich zu dieſer Feierlichkeit in Prag verſammelt; der Erzbiſchof ſelbſt, aus dem Hauſe der Grafen von Manderſcheid, dann Angehörige der vornehmſten Geſchlechter, der Kinsky, Gallas, Königsegg, Wrbna, Kolowrat, Sternberg, Kokorzowa fungirten bei derſelben. Die Grafen Clary, Lazanzky, Waldſtein, Wratislaw, Wrtby, Wrſchowetz, Morzin, Desfours, Pötting, Lützow, Khuenburg

werden unter denjenigen genannt, welche ſich um die Ehre bewarben, von dem Kurfürſten zu Kämmerern ernannt zu werden. Dem Grafen Kaiſerſtein wurde die Leitung der böhmiſchen Kanzlei anvertraut, Graf Philipp Kolowrat aber an die Spitze der Deputation geſtellt, welche während der bevorſtehenden Abweſenheit des Kurfürſten ſtatt der früheren Statthalterſchaft die Leitung der Geſchäfte zu beſorgen hatte. Die Grafen Franz Leopold Buquoy, Rudolph Chotek und Hermann Czernin, dann Johann Chriſtoph Dohalsky von Dohalitz, Maximilian Bechinie von Laſchan und Wenzel Andrtzky von Andrtz waren die übrigen Mitglieder der Deputation[49]).

Neben ſo vielen Beiſpielen offenen Abfalles oder wenigſtens muthloſer Ergebung in das was man nicht ändern zu können vermeinte, kamen jedoch auch Fälle vor, in welchen unerſchütterliche Treue jeder Verſuchung durch Verlockung, Drohung, oder ſelbſt offene Mißhandlung ſiegreich widerſtand. So ſei hier des Kreishauptmanns zu Kaurzim, von Mladota gedacht, welcher wegen ſeiner bekannten Anhänglichkeit an Maria Thereſia und der Thätigkeit, mit der er der Sache ſeiner rechtmäßigen Königin Vorſchub zu leiſten ſuchte, von den Feinden auf ſeinem Gute aufgehoben, nach Prag geſchleppt und dort mit den ärgſten Verbrechern zuſammen in den Kerker geworfen wurde. Nur die dringenden Bitten vornehmer Adeliger retteten ihn vor dem Schaffot; das Leben vermochten ſie ihm nicht zu erhalten, denn er ſtarb bald in Folge der ausgeſtandenen Leiden[50]).

Durch die Nachricht von dem Verluſte Prags wurde Maria Thereſia auf's tiefſte erſchüttert. Zwar hatte ſie ſich niemals allzu hochgeſpannten Erwartungen hingegeben[51]), aber eine ſo ſtarke Feſtung und mit ihr eines der ſchönſten Länder binnen wenig Tagen zu verlieren, das war doch der ſchwerſte Schlag, von welchem ſie während ihrer bisher ſo kurzen, aber an ſchmerzlichen Erlebniſſen ſo reichen Regierungszeit betroffen wurde. Wie ſehr ſie von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß für ſie Alles auf dem Spiele ſtehe, zeigt ſich daraus, daß ſie in Preßburg eine dreitägige Andacht veranſtaltet hatte, um den Waffen ihres Gemahls zur Errettung Prags den Beiſtand des Himmels zu erflehen. Gerade während dieſer kirchlichen Feierlichkeit traf die Trauerkunde ein. Thränen entſtürzten den Augen der

Königin, als ſie dieſelbe vernahm, und dieſe äußeren Zeichen tiefen Schmerzes und frommer Ergebung, mit welcher Maria Thereſia die Fügung der Vorſehung ertrug, erfüllten die zahlreichen Augenzeugen mit lebhafter Rührung [52]).

Man würde jedoch ſehr irren, wenn man annähme, daß die gewöhnliche Wirkung ſo großen Unglückes, die der Entmuthigung auch bei Maria Thereſia eingetreten wäre. Auf ſie ſchien es vielmehr gerade den entgegengeſetzten Eindruck hervorzubringen, und ihre ſtarke Seele erſt recht zu ſtählen zur Ertragung deſſen was ihr beſchieden war. „So iſt denn nun Prag verloren“, ſchrieb ſie gleich nach Empfang der Trauerkunde an Philipp Kinsky, „und die Folgen werden „noch ſchrecklicher ſein, wenn man nicht auf drei Monate für den Un„terhalt der Truppen zu ſorgen vermag. Denn aus Oeſterreich etwas „zu beziehen, daran iſt nicht zu denken, und auch aus Ungarn iſt vor „drei Monaten nichts zu erlangen; ja ſelbſt dann iſt es noch unge„wiß. Jetzt endlich, Kinsky, iſt der Augenblick gekommen, in welchem „man Muth zeigen muß, um ſich das Land zu erhalten, und mit ihm „die Königin, denn ohne dasſelbe wäre ich nur eine arme Fürſtin. „Mein Entſchluß iſt gefaßt, Alles auf's Spiel zu ſetzen und zu ver„lieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieſes Ziel müſſen Euere „Bemühungen, Euere Maßregeln gerichtet ſein. Alle meine Heere, „alle Ungarn ſollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas „abtrete. Der kritiſche Augenblick iſt endlich da; ſchonet das Land „nicht, um es zu erhalten. Helft dazu, daß der Soldat zufrieden ge„ſtellt werde und nichts entbehre; Ihr kennt in noch höherem Maße „als ich die Folgen davon. Unterſtützt meinen armen Gatten, der „ſich eben ſo ſehr für die Truppen wie für das Land härmt, der ver„ſichert, daß die Erſteren Alles leiſten, was ſie nur vermögen, daß „ihr Zuſtand ihn mit Mitleid erfüllt, und daß, was man vom Lande „nicht freiwillig erlangen kann, man nehmen muß. Ihr werdet „ſagen, daß ich grauſam ſei. Es iſt wahr; ich weiß aber auch, „daß alle die Grauſamkeiten, welche ich jetzt begehen laſſe, um mir „das Land zu erhalten, daß ich ſie alle hundertfältig zu vergüten im „Stande ſein werde. Das will ich thun; jetzt aber verſchließe ich mein „Herz dem Mitleid. Ich verlaſſe mich auf Euch; Ihr wißt, daß ich

„in Euch mein Zutrauen geſetzt habe; wie ſehr es mir angenehm war,
„daß Ihr Euch zur Armee verfügtet. Ich ſchmeichle mir, daß dieß
„nicht fruchtlos ſein ſoll, und daß, nachdem ich fortwährend unglück-
„lich geweſen, Gott mir endlich ſeinen Segen geben wird. Ich bin
„etwas niedergeſchlagen, und Alles, was ſich auf die jetzige Lage der
„Dinge bezieht, ergreift mich ſehr, ja für meinen gegenwärtigen Zu-
„ſtand in allzu hohem Maße[53]). Ich beklage das Schickſal von Euch
„Allen, die ich unglücklich mache, und dieß iſt vielleicht mein größter
„Schmerz; aber Ihr werdet wenigſtens immer in mir ein dankbares
„Herz finden“ [54]).

In dieſen vertraulichen Aeußerungen tritt die unerſchütterliche Standhaftigkeit, von welcher Maria Thereſia beſeelt war, wohl am unverhülltesten hervor. In der That bedurfte ſie derſelben, um nicht völlig zu erliegen unter dem Drucke des Mißgeſchickes, welches, nachdem es ſeit der Verſchonung Wiens vor feindlichem Angriffe und ſeit dem Abſchluſſe der Uebereinkunft mit dem Könige von Preußen ſie einen Augenblick mit geringerer Hartnäckigkeit zu verfolgen ſchien, nun neuerdings mit verdoppelter Wucht über ſie hereinbrach. Außer der Kunde von dem Falle Prags waren es die Nachrichten von der Haltung und den Schritten des Königs von Preußen, welche Maria Thereſia mit unſäglicher Betrübniß erfüllten. Jahrzehnte vergingen und noch lebte das Andenken an die Tage, welche man zu Ende des Monats November 1741 in Preßburg verbrachte, als an die traurigſte Zeit ihres Lebens in der Bruſt Maria Thereſia's und ihrer wenigen Getreuen ungeſchwächt fort. „Hätte damals“, ſagt einer der Letzteren, „Jemand Hoffnung gegeben, daß man ſich aus ſo großen Drang-
„ſalen, wie es doch wirklich geſchehen, noch herauswinden könnte, ſo
„würde er ſicher verlacht worden ſein“ [55]).

Es iſt zuvor ſchon dargethan worden, daß gleich nach Abſchluß des Uebereinkommens von Kleinſchnellendorff der Wiener Hof ängſtlich beſorgt war, die Bedingungen desſelben treu zu erfüllen. Die Klage des Königs über Verlautbarung des Vertrages trieb dazu an, die ſtrengſte Bewahrung des Geheimniſſes überall neuerdings einzuſchärfen, und da in demſelben Schreiben, in welchem jene Beſchwerde enthalten war, in der Form eines von dem Oberſten Goltz der Köni-

gin von Ungarn ertheilten Rathes auch dem Wunsche Friedrich's Ausdruck gegeben wurde, baldmöglichst zum definitiven Frieden mit Maria Theresia zu gelangen [56]), so hatte man sich in Wien beeilt, hiezu die erforderlichen Schritte zu thun. Ohne Zeitverlust übersandte man Lord Hyndford einen Entwurf des Friedensvertrages, und beeilte sich eine Person auszuwählen, welche ihm bei den Verhandlungen, deren Anknüpfung man als unmittelbar bevorstehend ansah, Beihülfe zu leisten hätte. Mit äußerster Sorgfalt ging man hiebei zu Werke, um nicht auf Jemand zu verfallen, dessen Anwesenheit in Schlesien Verdacht erregen und dem Könige von Preußen neuen Vorwand zu der Beschuldigung liefern könnte, man habe das angelobte Geheimniß nicht ängstlich genug bewahrt. Der Hofkammerrath Freiherr Joseph von Gillern wurde beauftragt, sich einstweilen nach Troppau oder Jägerndorf zu verfügen und sich von dort mit König Friedrich, bei welchem man ihn gut angesehen glaubte, in Verbindung zu setzen. Der Umstand, daß Gillern schon seit langer Zeit die Oberaufsicht über die Liechtensteinischen Güter geführt und sich in Geschäften dieser Familie zu wiederholten Malen nach Schlesien begeben hatte, ließ annehmen, daß seine Reise auch jetzt kein Aufsehen erregen werde [57]).

Noch hatte Gillern dieselbe nicht angetreten, als Nachrichten aus dem preußischen Heerlager eintrafen, welche dem längst gehegten Verdachte, König Friedrich treibe kein ehrliches Spiel, neue Nahrung verliehen. Zwar wußte man am Wiener Hofe noch nicht, daß Friedrich am 4. November mit dem Kurfürsten von Baiern einen geheimen Vertrag abgeschlossen hatte, in welchem er ihm seine Stimme zur Kaiserwahl neuerdings zusagte, wogegen der Kurfürst seine vermeintlichen Rechte auf die Grafschaft Glatz um billigen Preis dem Könige verkaufte. Aber davon mußte man sich, wenn man daran noch gezweifelt hatte, neuerdings überzeugen, daß der König von Preußen nicht das leiseste Bedenken trage, seinem verpfändeten Worte entgegen zu handeln, wenn es sein Vortheil erheische, ja daß er sein Wort gerade darum verpfändet habe, um die Königin zu hintergehen und jener Vortheile desto ungehinderter theilhaft zu werden. Zu spät erkannte man, daß der König wirklich keine andere Richtschnur seines Handelns befolgte, als die Worte enthalten, welche in einem seiner

Schreiben an den Miniſter Podewils vorkommen. „Wenn durch „Ehrlichkeit etwas zu gewinnen iſt“, ſagt er dort, „ſo wollen wir ehr„lich ſein; iſt es hingegen nothwendig zu täuſchen, ſo ſeien wir denn „Betrüger“ [58]).

Nach dieſer Maxime handelte auch ſofort der König. Kaum hatte Neipperg den Rückmarſch nach Mähren angetreten, ſo erhielt der Erbprinz Leopold von Anhalt Deſſau Befehl, mit ſeinem Armeecorps nach Böhmen vorzurücken und dort die Winterquartiere zu beziehen. Es war dieß freilich in geradem Widerſpruche mit den Beſtimmungen der ſo eben erſt abgeſchloſſenen Uebereinkunft, aber König Friedrich kümmerte ſich nicht im geringſten um dieſelbe. Er verletzte ſie vielmehr nochmals, indem er nach erfolgter Uebergabe von Neiſſe ſich nicht darauf beſchränkte, in Oberſchleſien Winterquartiere zu nehmen. Einmal in den ungeſtörten Beſitz dieſes Landes gelangt, ſchrieb er nicht allein drückende Contributionen daſelbſt aus, ſondern er eröffnete bald wieder die Feindſeligkeiten gegen die wenigen in jenen Gegenden zurückgebliebenen öſterreichiſchen Truppen. Ungehindert drang der Feldmarſchall Graf Schwerin in Mähren ein, und am 26. Dezember 1741 ergab ſich Olmütz gegen freien Abzug der Beſatzung. So brach Friedrich die Kleinſchnellendorfer Convention und geſellte ſich neuerdings zu Maria Thereſia's offenen Gegnern.

Anmerkungen.

Erſtes Capitel.

[1]) Eigenhändiges Schreiben des Königs Joſeph an Herzog Leopold. Wien, 11. Dezbr. 1699 . . . . „weilen vor etlich Dagen mein Herzliebſte Frau Ge„mahlin glückhlich mit einer Prinzeſſin nider komen, ſo kome ich von diſer „erfreülichen Zeitung nachricht zu geben vnd freyet mich von Herzen daß diſes „kindt villeicht mit der Zeit des Herzogs ſein Prinzens braut wirdt ſein können, „welches wohl mein einziges verlangen iſt vmb vnſer freindtſchafft auf daß neye „vernenern zu können“ . . . St. A. *)

[2]) Bericht des lothringiſchen Geſandten Grafen Desarmoiſes an Herzog Leopold. Wien, 1. Juni 1720. St. A.

[3]) Graf Mercy an Herzog Leopold. Wien, 25. Juni 1722. St. A.

[4]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 1. März 1723. St. A.

[5]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 20. Juni 1723. St. A.

[6]) Voriges Schreiben.

[7]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 23. Juni 1723 . . il faut, ſagte Eugen, „que le Prince héréditaire reste dans une contenance respectueuse près de „l'Empereur, qu'il contraigne sa vivacité jusques au point à ne parler à „l'Empereur que quand il luy en donnera occasion; qu'il évite avec luy toute „familiarité dans le discours; surtout qu'il n'interroge jamais l'Empereur sur „quoy que ce soit et qu'il parle le plus qu'il pourra en allemand. Quand il „sera avec l'Imperatrice, il pourra donner un peu plus de carrière à sa viva„cité, mais il ne doit jamais sortir de la reserve duë à un Prince de sa „maison; — cela fera que l'Imperatrice et les dames mêmes parleront du „génie de ce Prince à l'Empereur et donneront une vraye envie à l'Empereur „de le voir dans sa vivacité naturelle, qui en ce cas, accompagnée de respect, „plaira à l'Empereur et le Prince plaira à toute la Cour.“. St. A.

*) Mit den Buchſtaben St. A wird das kaiſerliche Haus-, Hof- und Staatsarchiv, mit den Buchſtaben K. A. das kaiſerliche Kriegsarchiv bezeichnet

[8]) Bei der Jagd müſſe man, ſchreibt Herzog Leopold, „se communiquer „aux valets; comme ordinairement ils doivent mieux connoistre ce mestier „que leurs maitres, il faut les consulter, ils raisonnent ou disputent avec eux „si la chasse ne' reussit pas . . . si on reussit on les flatte . . . et insen„siblement un maitre' aimant la chasse se fait la sotte gloire d'estre bon „valet de chiens et de chevaux . . . les conversations de ceux qui ayment „la chasse ne roulent ordinairement que sur des bêtes et au plus sur l'habi„lité d'un chasseur ou d'un palfrenier . . . Cette occupation prise trop à „coeur est la source de bien d'autres deffauts . . . elle prend le meilleur „temps . . quand on retourne on est fatigué et ne cherche qu'à souper et „coucher . . . . . St. A.

[9]) Karl VI. an Herzog Leopold. Prag, 2. Sept. 1723. „Kan ich E. L. „zu Dero billichen vätterlichen Troſt ohne flateri wahrhafft verſichern daß dießer „Herr recht wunderlich vor ſo zarte Jahr vollkomen iſt, in allem geſcheid, manier„lich, achtſamb vndt mit einem wort alſo daß E. L. Gott darumb dancken können „vndt man wohl ſiehet daß er alſo vnter des Herrn Vattern ſtetten Augen vndt „obſicht erzogen worden iſt. Kan auch E. L. verſichern daß er bei allen Leuten „beliebt vndt admirirt iſt, vndt iſt nur mein gröſte ſorg daß er bey vnß gnug „bedient vndt geſund bleiben möge, welches mir auch die freyheit genommen, „allen ſeinen abſonderlich dem Docter braf einzubinden, dan dieß mein gröſte „ſorg, vndt daß ihm auch bey vnß die Zeit nit lang werdt; hab auch gerathen „daß man ſuche ſo vill möglich ſeine ordentliche Stunden halten zu laſſen, dan „daß bey jungen Leuten ſehr nothwendig" . . .

„Mein liebſter Herr Vetter, Wir ſeynd ſo nahendt befreundt, ſo zu ſagen „von einem Hauß vndt wir beyde beyſamen erzogen; neben dißem iſt mein Per„ſonal lieb vndt eſtime gegen E. L. ſo groß, daß ich glaub daß (obwohlen es noch „nicht Zeit ſcheint) mich gegen E. L. weiter alſ auch ſoll vertrauen und öffnen, „wie um E. L. zu zeigen daß ſie ein treuen vetter an mir haben. um dan diſe „freundſchafft zwiſchen vns beſtändig zu halten iſt daß beſte mittel beyde alleweil „mehr zu vereinigen; diß iſt ſchon lang mein eintziger will vndt gedancken gewe„ſen, iſt es noch vndt wirdt es beſtändig vndt vnveränderlich ſeyn, vmb deſto „mehr alſ (ſo ich mich nicht betriege) auß E. L. briefen auch wohl abnemen kan, „daß E. L. gedancken vndt verlangen auch dahin gehen. weil aber die zwey „mittel vndt weg, diß inß werck zu richten, nit noch in Zeit vndt Jahren ſeyn, „diß zu vollziehen, hab doch E. L. (wan ſie nichts darwider haben) wenigſt diſe „meine Intention vndt vertangen, alzeit auß vnſern zwey häußern Eineß in „freundſchafft zu machen, erkleren wollen, damit ſie von nun an dieſer unver„änderlich geſichert ſein" . . . Am 13. Sept. 1723 dankt der Herzog für die im vorigen Schreiben enthaltene Zuſage „ſeinen unwürdigſten Sohn als Eydam „anzunehmen". St. A.

[10]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 19. und 23. Okt. 1723. St. A.

[11]) Graf Cobenzel an Herzog Leopold. Wien, 9. Sept. 1724. St. A.

[12]) Cobenzel an Herzog Leopold. Laxenburg, 4. Mai 1726. St. A.

[13]) Molitoris an Richecourt. Wien, 5. Oct. 1740 . . . „je puis dire avec vérité que de ma vie je n'ai rien oui ni vû de plus beau, de plus touchant et de plus parfait que le role de S. A. R. Madame, soit pour le chant, soit pour l'action; aussi le compositeur lui a dit qu'il ne demandoit pour toute fortune qu'elle voulut chanter deux fois sur le grand théâtre“ St. A.

[14]) Kaiserin Elisabeth an Herzog Ferdinand von Braunschweig. 22. Sept. 1740 . . . „la Duchesse fut à merveille, et pas mal la Marianne“ . . .

[15]) Kaiserin Elisabeth an Franz von Lothringen. Favorita, 21. Juli. Ohne Jahreszahl. St. A.

[16]) Foscarini. Finalrelation. „Ebbe maestri di grammatica latina, „di geografia e di storia, come nell' arte del disegnare e nelle lingue spa„gnuola, francese ed italiana. Queste lingue le parla tutte compiutamente, e „ne intende la forza e la proprietà tanto, che il Signor Spanaghel mi attestò, „che negli autori latini fosse ella giunta a conoscere le differenze dello stile, „e a parzializarsi per l'uno, che per l'altro adducendone buone ragioni“.

[17]) Foscarini. Finalrelation. „Sortì per altro in educatrice una Dama „di fino spirito e di ammirabile desterità, la quale conobbe e coltivò, come „era d'uopo, le rare disposizioni della Principessa“.

[18]) 24. Aug. 1726. St. A.

[19]) Haussonville. Histoire de la réunion de la Lorraine à la France. IV. 370.

[20]) Kaiser Karl VI. schrieb ihm am 28. Febr. 1732 über seinen Aufenthalt in Berlin: Dorten werden E. L. vill soldathen vndt groffen granadir spill gehabt haben vndt sonst ein ganz von anderen diferenten hof werdten angetroffen haben. St. A.

[21]) Instruction pour mon Envoyé à la Cour Impériale. St. A.

[22]) Karl VI. an Herzog Franz. 5. und 29. Juli 1732. St. A.

[23]) Herzog Franz an den Kaiser und an Graf Gund. Starhemberg. Preßburg, 22. Juli 1732. St. A.

[24]) So schreibt er ihm am 6. Dezbr. 1829, er wünsche nichts sehnlicher als „mein Engl vndt auf lib wan ich sagen darf libsten Sohn widter einmahl „embrassiren zu könen“. Und am 28. Febr. 1732 schreibt er: „bitt was immer „bitten kan daß E. L. vor Dero Gesundheit alle mögliche sorgfahlt tragen, vmb „ihren wahren alten freundt vndt auf lib sagen kan, wahren alten Vatter nicht „solche sorgen vndt betrübnuss zu verursachen“ . . . St. A.

[25]) Bragadin's Finalrelation von 1733. St. A. „pare . . . in certo „modo men grato di quello era prima della morte del Duca suo Padre. „Egli dopo il viaggio fatto a Parigi, per ricevere l'investitura del Ducato „di Bar, ritornò a Vienna d'un aria alquanto meno dipendente da quella „era solito praticare in avanti; scematogli perciò non poco quell' applauso, „con cui 'l Ministero Cesareo prima lo riguardava, e quasi intiepidito il „genio stesso dell' Imperatore verso di lui. Tuttavolta l'impegno circa il

„matrimonio apparisce troppo avanzato per ritrattarne la massima, stabilita „(si può dire) in faccia del mondo“ . . . .

[26]) Barteuſtein . . Traurige Gedancken über den gegenwärtigen Zuſtand des . . . Erzhauſes. 1762. Manuſcr. Bl. 77. Hofbibliothek.

[27]) Rabinſau an Lord Harrington. 31. Dez. 1738. Bei Coxe II. 162.

[28]) Rabinſau an Lord Harrington. 5. Juli 1735. Bei Coxe II. 154.

[29]) Fascarini's Finalrelation. „Ella in fatti a comune giudizio è tale, „che nim' altra che lei si eleggerebbe a sostenere l'eredità di Casa d'Austria, „se fosse libero di cercarne l'erolitiera in tutto il mondo, e presciegliorla „per merito di virtù e di costumi. Non manca di bellezza, ed essendo „piuttosto gracile di corporatura e di poco vivo colore, aveva guadagnato „assai nell' una condizione e nell' altra da circa un anno prima della mia „partenza. Sta il portamento composto e la guardatura inclinante al grave, „ma non però scompagnata di grazia. Non è da potersi dire abbastanza „come adempia esattamente a tutte le convenienze della vita civile, dispen„sando le parole e le azioni sue con misura isquisita . . . . . Ma forse il „pregio migliore di questa Principessa si è l'elevatezza del suo spirito con„giunto ad una certa virilità d'animo atto oggimai atrattare faccende grandi. „E già mostra di sentire la sua fortuna, e quando le avvenga di esserne in „possesso, è da tenersi per costante, che non avranno dispotico arbitrio „quelli, che le staranno al fianco per consiglieri“.

[30]) Drei eigenhändige Schreiben der Erzherzogin Maria Thereſia (als Braut) an den Herzog Franz Stephan von Lothringen. Orig. St. A.

I.

Durchleüchtigſter Herzog villgeliebter Bräutigamb

Eüer liebden ſchreiben hat mich ſehr erfreüt, bin auch gantz perſuadirt das Sie lieber ſelbes persönlich als ſchrifftlich versichert hätten wie nicht zweiffle Eüer liebden ein gleiches von mir auch glauben werden. iſt wohl gutt das nicht auf lange iſt und haffe das es ins künftige zur einer beſtändigern und gewünſchtern einigleit dienen wird, die verſichere das zeit meines lebens verbleiben werde

Eüer liebden

getreüeſte braut
Maria Thereſia.

Wien den 8ten Februarij 1736.

volti

caro viso. je vous suis infiniment obliges pour votre attention de m'ecrire de vos nouvelles, car j'etois en peine comme une pauvre chienne; aimez moi un peu et me pardonnez si je ne vous repons pas assez, mais c'est 10 heure et herbeville attende pour ma lettre. adieu maüsl, je vous embrasse de tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso

je suis la votre
sposia dilectissima.

Adreſſe: Dem durchleüchtigſten Fürſten Francisco Hertzogen zu lothringen meinem villgeliebten bräutigamb.

II.

(Aufſchrift wie oben),

Kan nit gnug meine obligation bezeugen vor ſolche groſſe attentionen, wüntſchte nur das es mit weniger ungelegenheit geſchehen kunte und versichere das Eüer Liebden brief allzeit eine groſſe ehre und freüd verursachen bey derjenigen die sich rühmt Eüer Liebden mit groſſter ergebenheit zu Sein und allzeit verbleibent

Eüer liebden

getreüeſte braut
Maria Thereſia.

Wieen dem 9ten Februarij 1736.

(Adreſſe wie oben).

III.

(Aufſchrift wie oben).

Was man gern tuht macht kheine ungelegenheit, indeme recht von hertzen auf Eüer liebden so obligeante und complimentoſe brief antworte, wünſche eine glickliche reis und guttes wetter, hoffe das disen die letzte ſein wird, die Eüer liebden ohne ihrer so ergebnen braut machen werden, die allzeit verbleibe

Eüer liebden

getreüeſte braut
Maria Thereſia.

Wieen den 10. Februarij 1736.

Adreſſe: Dem Durchleüchtigſten fürſten Francisco Herzogen von lothringen meinem hertzliebſten bräutigamb.

Drei Schreiben des Herzogs Franz von Lothringen an die Erzherzogin Maria Thereſia. Abſchrift. St. A.

I.

Durchleuchtigſte Ertzhertzogin
Engliſche Braut.

Nachdeme mir von Ihro May. dem Kayſer die allerhöchſte erlaubnuſ iſt gegeben worden, Ew. Lbd. zu ſchreiben, ſo Kann ich nicht länger warthen von dieſen Gnaden zu profitiren und Ew. Lbd. zu verſicheren, daſ mir nichts harterſ ankombt, alſ dieſes ſchrifftlich zu thuen und mich ſelbſt zu Dero Füſten zu legen nicht erlaubt ſeye, wie es E. L. nicht ſchwer zu glauben ſeyn wird, indeme die allerliebſte braut perſuadirt ſeyn wird, daſ kein bräutigamb in der weld mit mehrerer ergebenheith und reſpect ſeyn kann alſ

Ew. Lbd. meiner Engliſchen braut

getreüeſter Diener
Frantz.

Preſburg d. 8. Febr. 1736.

II.

d. 9. Febr.

In dieſem augenblick erhalte Ich Ew. Lbd. gnädiges ſchreiben, welches mir in meiner entfernung nicht von geringen troſt iſt, dann ich verſicheren kann, daſ mir die Täge unerträglich ſeynt, wo ich die freüd nicht habe meiner allerliebſten braut mich zu füſſen zu legen. Von welchem mich nicht conſoliren könnte, wann nicht beſtändig dahin gedenckete, daſ ich die gnad haben werde,

ſontags bey denen Auguſtinern einander näher und in Vollkommenheith meineſ Vergnügen zu ſehen.

III.

d. 10. Febr.

Ew. Lbd. ¡bin wohl höchſtens obligirt für die Gnad meine Zeilen ſo güthigſt zu beantworthen; dieſe werden die letzte ſeyn, meiner allerliebſten braut mich ſchrifftlich zu füſſen zu legen, indeme morgigen Tagſ von hier abzureiſen und übermorgen zur erwünſchten Zeit einzutreffen gedenke, worzu alle augenblicke zehle und biſ zu dieſen beglückten in unruh und ſorgen ſeyn werde.

Zweites Capitel.

[1]) Journal tenu par le Comte de Richecourt au sujet de la cession des Duchés de Lorraine et de Bar. 1736. St. A.

[2]) . . . „c'est vous couper la gorge, et à toute votre maison, que de „faire un pareil échange“ . . . Eigenhändige Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Lothringen an ihren Sohn Franz. Luneville, 7., 14., 28. November; 3., 10., 12., 15., 16. Dezember 1735. St. A.

[3]) Schreiben der Herzogin an ihren Sohn Franz vom 19., 21. und 22. Dezember 1735. St. A.

[4]) Herzog Franz an den Grafen Richecourt. Wien, 23. Nov. 1735. Ganz eigenh. . . „vous connesse asse la maleureuse situasion ou nous some detre „trop feble pour resiste au plus fore et voyla ce qui nous oprime tous, mes „contre la forse nul ne peut et ille faux voyre ce que nous pouron fere de „mieu poure le bieu et la gloyre de ma meson et ausi pour mes fidel suget „que si la maleureuse situasion presante me fay perdre, james lou ne me „poura fere perdre lamitie tres sencer qne je conserve pour eux et don „je cherchere dans tout les ocquasion de leurs donne des marque bien „sencer“ . . .

[5]) Haussonville. IV. 428.

[6]) Erizzo's Finalrelation. 1738. St. A.

[7]) Briefe der Herzogin vom 18. Juni, 7. Juli, 5., 20. und 27. August, 9. und 27. Oktober 1736. St. A.

[8]) Am 5. August 1736 schreibt die Herzogin an ihren Sohn: . . „Mme „votre fame m'a ecrit la lettre du monde la plus remplie d'amitié pour vous „et pour moy . . ie vous prie de l'en bien remercier et l'assurer de la „mienne . . . ie prie Dieu qu'il vous benisse tout les denx et l'enfant dont „elle est enceinte; aussi ce soit un beau prince qu'elle vous doune et qu'il „puisse mettre fin à toutes nos peines“ . . .

[9]) Der Vertrag im Staatsarchive.

[10]) Durchleuchtiger herzog, Mein ſonders herzliebſter Vetter vndt Schwiherſohn. Umb E. L. vber daß zu beruhigen, was Sie in ihrer erklahrung van 28. vorigen monaths zu beſorgen bezaigen, ſo beſtettige ich E. L. hiemit alles was derentwegen in den hievan lezt entwarfenen betrachtungen einkombt, mit der zugeſezten kraftigſt vndt verbindlichſten verſicherung, daß abwohlen quoad primam Epocham van den namen vndt ſchein eines governo nicht wahl abgangen werdten kan, dannoch es den volligen verſtandt hab, daß E. L. den interim genuſſ vndt verwahltung meiner Niderlandten mit alleiniger reservation supremi juris in den anderten artiel ſa vndt eben wie in den in triten artiel aufgetruckten fahl gleichmaſſig zukome. E. L. werdten wahl von meiner lib gegen ſie glauben, daß wo es mir nicht vmb ihr eignes wahre beſte zu thun were, ſich wegen eines einzigen worth nit ſo lang wurdt aufgehalten warden ſein. Es werdt aber gegenwahrtige verſicherung, ohn ſie iemandt auch van den ihrigen zu communiciren, gehaimb zu verblaiben haben, welchs varnemblich wegen E. L. eigenen nuzen meldte, welchen wie ſehr ich in allen zu herzen nembe, hoſendtlich E. L. van der erfahrnuſſ meiner wahren vndt darf ſagen vatterlichen lib in allen gelegenheyten persuadirt werdten ſein. Wie auch daß ich fehrners vndt allzeit gewiſſ kein gelegenheit laſſen werdt vmb allzeit E. L. zu bezaigen daß ich mit trey ganzen herzen bin vndt gewiſ ewig ſein werdt

Ewr Libden

allzeit treyeſter Vetter vndt Schwigervatter

Carl".

Wien den 3. May 1736.

Privatbibliathek Sr. Maj. des Kaiſers.

[11]) „Durchleichtiger herzog, Mein herzlich allerliebſter Vetter vndt Schwigerſohn. Da mich vill erhebliche Vrſachen zurukhalten daßienig in die geheimbe convention zwiſchen vuß mit einfliſſen zu laſſen, was die Vermählung meiner Tochter Maria Anna betrift, ſo hab gehrn wollen zu Ewr libden ganzlichen beruhigung vndt zu beſter bezaignng der varderiſt E. L. vndt auch den ihrigen beſtandig tragendten lib vndt naigung dieſen abgang hiemit eigenhandig vndt valkomen erſezen. Es iſt nemblich ſchon bey vermahlung meiner tochter mit E. L. mein mainung ahn dif dahin gangen, vndt bleibt annoch in mangl eines meinig leiblich manlichen Erben auf mein Erzhauſ vndt den iezigen Hauſ Lothringen (warunter aber die von E. L. Vatters Seel. Libd. nicht directe abſtamendte agnati keineswegs verſtandten ſein) gleichſamb nur ein hauß zu machen, deſſen dan hiemit aigendts E. L. auf daß kraft vndt bündigſte, auch mit den ausdrucklich beygeruckten anhang verſichere, daß zuwidter der E. L. nun zuſagendten abſicht van meiner abbemeldten tochter Maria Anna nicht disponiren werdte, wadurch mir aber dannoch wegen der Zeit der wyrklichen vermählung diſer meiner tochter noch in anſehen aller vbrigen mit abigen principio zu vereinbahren ſtehendter vmbſtandten noch forderiſt auch auf den fall die handt in geringſten nicht gebundten haben will wan (welchs hoſendtlich nicht erleben werdt vndt Gatt gnadigſt lang verhütten walle) nebſt E. L. auch Dero brudters liebd. noch

ehe vndt bevor es ad casum kombte, diſ zeitlich geſeguet haben ſolten. E. L. konen alſo ſich auf diſ ganzlich verlaſſen vndt auf diſen vndt all vbrigen alleweil mehrers erkenen die wahre innigliche lib die beſtandig gegen E. L. hab vndt mit welcher vnveranderlich ſein werdt

Ewr Libden

allzeit treuſter Vetter vndt auf wahren Herzen Schwihervatter

Carl.

Wien den 3. May 1736.

Privatbibliothek Sr. Maj. des Kaiſers.

[12]) Conferenzprotokoll vom 12. April 1736.

[13]) Erizzo's Finalrelation. „. . . dichiarò finalmente l'Imperatore il „Maresciallo Seckendorff per supremo Commandante . . . . . dichiaratosi „dal Duca di Lorena il suo desiderio di far la campagna, studiò l'Impera„tore col consiglio de suoi Ministri di dissuaderlo, mentre conoscevasi di „quali consequenze era esponere un Principe, in cui concorrevano tanti „riguardi ad un tanto cimento, ma fermo esso nel suo generoso proposito „si dovette prestarvi l'assenso e stabilì come fece d'andar all' Armata come „volontario". Die Angabe in Schmettau's Memoires secrets de la guerre de Hongrie S. XII. und XXIII, Herzog Franz ſei mit dem Oberbefehl betraut worden und Seckendorff habe nur unter ihm commandirt, iſt gleich ſo vielem Anderen in dieſem Buche, das bisher als Hauptquelle für die Darſtellung jener Feldzüge galt, vollkommen irrig.

[14]) Herzog Franz an den Kaiſer. Belgrad, 24. Juni 1737. St. A.

[15]) Herzog Franz an den Kaiſer. Patacin, 16. Juli 1737. St. A. „E. K. M. Allergnädigſten befehl wegen der Einigkeit habe auch dem Feldzeug„meiſter von Schmettau erklärt und hoffe es wird einen guten Effect haben, ob „ſchon ich wegen des Characters von dieſer Perſon das Widerſpiel beſorge" . . .

[16]) Herzog Franz an den Kaiſer. Bei Niſſa, 25. Juli 1737. St. A.

[17]) Graf Canal an den Grafen Uhlefeld. Wien, 26. Oktober 1737. St. A. „Tous les officiers de l'armée sont mécontens du Maréchal Seckendorff et „les plaintes qu'on fait de lui sont incroyables. On pretend qu'en vertu de „son monopole les vivres sont devenus d'une cherté incroyable; tous les „petits detachemens qu'il a fait ont fatigué et abimé l'armée sans qu'on en „ait retiré le moindre avantage".

[18]) Man würde irren, wenn man glaubte, dieſe Anſchauungsweiſe ſei etwa nur von einer bigotten Partei am Hofe ausgegangen und verbreitet worden. Sie war damals ſo ziemlich allgemein, und Männer wie der venetianiſche Botſchafter Erizzo und der als beſonders freiſinnig und als Anhänger der neufranzöſiſchen Bildung geltende ſardiniſche Geſandte in Wien, Graf Canal pflichteten derſelben gleichfalls bei. Der Erſtere ſagt hierüber: „grandi furono le „mormorazioni, ch'intraprendendosi una guerra contra il Turco, che non „veniva approvata dalla Nazione e che dall' Ufficialità s'incontrava con

„estremo abborimento si avesse preseielto contro la pratica sempre tenuta „dalla Casa d'Austria un Protestante, facendosi sopra di ciò pessimi augurij „intorno all esito degl' affari". Und mit einem wahren Fanatismus ſchreibt Graf Canal, als General Doxat, vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, ſeine Schuld mit dem Leben bezahlt hatte: „Doxat sera allé trouvé ses confrères les Lutériens dans l'autre monde". Wien, 3. Febr. 1738. Von Seckendorff aber ſagt er ſchon am 5. Dezember 1737: „je compte que ce lutérien finira „ses jours dans un chateau".

[19]) Au camp de Nissa le 3 Aoust 1737. St. A.

[20]) Kaiſer Karl VI. an Sinzendorff. Wien, 8. Dez. 1737. St. A.

[21]) Zweites Schreiben vom gleichen Tage. St. A.

[22]) Kaiſerl. Patent vom 12. Dez. 1737. St. A.

[23]) Canal an Uhlefeld. Wien, 18. Jänner 1738. St. A. „Vous scavés „que le Duc de Lorraine est à la tête de toutes les affaires; on a com- „mencé par le militaire; le reste a sulvi bientôt; il y a quelque tems qu'il „n'avoit rien à dire et rien à faire, aprésent il est accablé. Ce role lui con- „vient beaucoup mieux que celui qu'il a dû jouer par le passé".

[24]) Podewils an König Friedrich II. Wien, 24. Mai 1747. Sitzungsberichte der Akad. der Wiſſenſch. V. 509.

[25]) Robinſon an Lord Harrington. Dezbr. 1739. Bei Coxe. II. 177.

[26]) Erizzo's Finalrelation. „Si diedero nello stesso tempo li conve- „nienti ordini per disponere il bisognevole, cosl per l'unione delle reclute „come per il provedimento del diuaro, e con tuttoche li Stati fossero este- „nuati per tanti esorbitanti aggravij sofferti, pure si trovò ne sudditi la „dovuta prontezza, cosl per somministrar gente, come per contribuir soldo, „ma il numero dell' Armata per le infermità, per le morti, per le dissertioni „e per li successi militari si trovò ridotto ad una tale decadenza, che pur „troppo si conobbe esser non solo malagevole, ma impossibile costituirla in „positura atta a promovere vantaggi, cosl che con questa fatale preveuzione „si andò incontro alla seconda Campagna".

[27]) Canal an Uhlefeld. Wien, 7. Juni 1738. St. A. „Pour moi qui ne „suis pas militaire, quoyque je voye tout le monde presque dans d'antres „sentimens, je ne crains rien tant si non que les Turcs disparaitront et qu'on „n'aura point d'ennemis à combattre ni de place à assiéger" . . .

[28]) Robinſon an Lord Harrington. 16. Juli 1738. Bei Coxe. II. 178.

[29]) Herzog Franz an den Kaiſer. Bei Mehadia, 14. und 16., bei Caranſebes 18., aus Peſth 22. und 25. Juli 1738. St. A.

[30]) Canal an Uhlefeld. 4. Sept. 1738. „Vous jugerés aisément quelles „sont les inquiétudes de la Duchesse qui a de l'esprit infiniment et qui „n'ignore pas ce qui se passe".

[31]) Herzog Franz an den Kaiſer. Vor Belgrad, 15. Sept. 1738. St. A.

[32]) Herzog Franz an den Kaiſer. Vor Belgrad, 16. Sept. 1738. St. A.

[33]) Conferenzprotokoll vom 18. Juli 1737. St. A.

[34]) Vertrag vom 31. Oktober 1737. St. A.

[35]) Botta. Storia d'Italia. VIII. 345.

[36]) Karl VI. ſchreibt von ihm an den Großherzog Franz am 7. Jänner 1739: „der ein guter vndt vnſ allzeit ſehr devoter herr" . . .

[37]) Dieſe Behauſung war, wie dieß in Italien gewöhnlich der Fall, nur ſchlecht darauf eingerichtet, im Winter bewohnt zu werden. Die ſteinernen Fußböden, die ſchlecht oder gor nicht ſchließenden Thüren und Fenſter verurſachten, daß eine unerträgliche Kälte in den Zimmern herrſchte. Die ſtreng quarantänemäßige Bewachung hinderte jede Bewegung im Freien. So wurden dieſe vierzehn Tage zu einer Zeit der Qual für den Großherzog und ſeine Gemahlin, die noch lang nachher aufgebracht waren über die Rückſichtsloſigkeit, welche die Republik Venedig bei dieſem Anlaſſe gegen ſie an den Tag gelegt hatte.

[38]) So ſchrieb er ihm am 18. Dezember 1738, gleich nach der Abreiſe des Großherzogs nach Italien: „mein groſter troſt iſt daß mein tochter in ſo „guten handten weiſ vndt ſicher bin daß ſie E. L. liben, vndt hoſe endlich ſie ſich „darumb allweyl mehrers bewerben werdt vndt daß ſie ihr in allen noch ein „rechten Vatter abgeben werdten" . . . St. A.

[39]) Conferenzprotokolle vom 13. und 29. September 1739. St. A.

[40]) Hätte Neipperg jemals eine ſolche Inſtruktion erhalten, ſo würde ſie ſein Sohn in der Rechtfertigungsſchrift, welche er im J. 1790 über das Benehmen ſeines Vaters herausgab, ſicherlich mitgetheilt haben. Und auch die Motive, durch welche Franz und Maria Thereſia zu einem ſolchen Entſchluſſe vermocht worden ſein ſollen, beſtanden nicht. Der Kaiſer zählte damals erſt vierundfünfzig Jahre und war von ſo kräftiger Geſundheit, daß Niemand ſeinen nahen Tod hätte ahnen können. Mit Frankreich befand man ſich aber ſeit dem letzten Frieden in ſo gutem Einvernehmen, daß man gerade auf ſeine Unterſtützung zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion am meiſten zählte.

[41]) Molitoris an den Grafen Richecourt. Wien 6. Jänner 1740. St. A.

[42]) Erizzo's Finalrelation.

[43]) Bericht des venetianiſchen Botſchafters Aleſſandro Zeno an die Signorie. Simmering, 4. Juni 1740 . . . „questa Corte non spira che sentimenti pa„cifici o di moderatione, e di rimettersi dalli passati dispendij" . . .

[44]) Eigenhändiges Schreiben des Kaiſers an Bartenſtein. Archiv zu Hennersdorf . . „vale in ultimo momento meines 54 iahres, daß heurig aber „nimbt vill iahr des lebens weg, an welchen wenig gelegen. fiat voluntas Dei! „Gott geb die kraft es zu ertragen, damit dadurch meine groſſe ſünden abbüſſ „vndt wo ich geſelt, mir es zu beſſer vndt wahrnung dienen laſſ. sed omni „modo semper tuus".

[45]) Aufſatz des Großherzogs Franz: Mort de l'Empereur Charles — mit dem Zuſatze von der Hand Maria Thereſia's: „tous tirez des notes de „main propre de cet adorable epoux“. Privatbibl. Sr. Maj. des Kaiſers.

[46]) Voriger Aufſatz.

[47]) Zeno. Zimmering, 15. und 18. Okt. 1740.

[48]) Der preußiſche Geſandte Borcke ſagt von ihm: il avait avalé tous les chagrins de ses dernières années sans jamais se plaindre, mais ils lui avaient rongé le coeur. Bei Ranke. Neun Bücher preußiſcher Geſchichte. II. 108.

[49]) Erizzo's Finalrelation.

Drittes Capitel.

[1]) Eugen an Seckendorff. 7. Dez. 1729. St. A.

[2]) Coxe, History of the house of Austria. II. 189.

[3]) Der Kaiſer ſelbſt ſchreibt einmal über Sinzendorff an Bartenſtein: „Hofcanzler iſt heunt abendt bey mir geweſen . . . vndt auf ſein arth vill hin „vndt her aber nichts concludenter geredt" . . .

[4]) Eigenhändiges Schreiben des Kaiſers an Sinzendorff. Wien, 20. März 1720. St. A.

[5]) So allein im Jahre 1723 45000 Gulden. Bidermann. Die Wiener Stadtbank. Archiv für Kunde öſterr. Geſchichtsquellen. XX. 376.

[6]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 19. Nov. 1721. St. A.

[7]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 22. Sept. 1722. St. A.

[8]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 4. März 1723. St. A . . . „ie me trouve", ſagte ihm Sinzendorff, „arriéré de beaucoup, ma famille est „nombreuse, elle pourroit peut estre trouver sa place dans toutes ces affaires, „mais il est juste que je faſse les miennes, ainsy j'espère que S. A. R. „pourroit outre ce qu'Elle a fait pour moy me donner des marques de sa „liberalité soit en argent comptant soit en fond de terres en Flandre, . . . ou si . . celle que j'ay en Silesie pouvoit luy convenir . . . . . car il faut qu'à l'age ou je suis j'arrange les affaires de ma famille" . . .

[9]) Jacquemin an Herzog Leopold. Prag, 2. Auguſt 1723. St. A.

[10]) Jacquemin an Herzog Leopold. Prag, 14. Auguſt 1723. St. A.

[11]) Gemeinſchaftlicher Bericht der venetianiſchen Botſchafter Zeno und ſeines Nachfolgers Pietro Andrea Capello vom 17. Dez. 1740. Dort wird Sinzendorff „non molto operoso per natura" genannt.

[12]) Bragadin's Finalrelation. „Il vecchio Co. Gundackero di Starem„berg è forse il Ministro di più profonda penetrazione, che tenga l'Impera„tore, ma altrettanto sagace, di sommo credito appresso qualunque ordine „di persone; regge con maniera dispotica le finanze, e la fede ripresa dal

Banco di Vienna, che stava interamente caduto, ed ora si trova risorto a molta riputazione, fù tutt' opera del medesimo“ . . . . . „quelli che più „lusingano il genio del Sovrano, sono il Co. di Zinzendorff ed il Perlas „Se questi non avessero troppo adulate le idee di Commercio, delle quali „va tanto invaghito, forse sino a quest'ora sarebbero affatto cadute, mercè „alle rimostranze addotteli in contrario dagli altri, particolarmente dal Prin„cipe Eugenio, e dal Co. di Staremberg, esposti da quest ultimo più volte „li gravi discapiti, che soffrono le dogane, e l'inutile getto di danaro, si „profonde nelle fabbriche, e varie disposizioni sulla marina“.

[13]) Hofkriegsrath von Koch sagt in einem Schreiben von 9. Nov. 1740 an Feldmarschall-Lieutenant Graf Walsegg von Starhemberg, daß er „dermahlen „das Ruder führe“ . . . K. A.

[14]) Foscarini's Finalrelation. Zeno nennt in seinem Berichte vom 24. Mai 1738 Harrach „soggetto facile ad aprirsi . . . di carattere assai „docile“ . . .

[15]) Karl VI. an Franz von Lothringen. Wien, 27. Dez. 1738. Eigenhändig. St. A. . . „benachrichte E. L. daß vor mein dienst gesundten, den „harrach zu krigs Presidenten zu benenen, weyl auch kein grosse Wahl hab“ . . . . „Der gute Kriegspräsident ist langsam“ schreibt Maria Thersia im Jahre 1741 über ihn an den Grafen Philipp Kinsky. Archiv des Fürsten Kinsky zu Prag.

[16]) Zeno berichtet über ihn am 8. März 1738: „Il Co. Konigsegg è „cautissimo nello spiegarsi, ne in lui traspira tal qual impegno d'opinione „o risolutezza di consiglio“ . . .

[17]) Reichsfreiherrnstandsdiplom Bartenstein's vom 3. Febr. 1733. Legalis. Abschr. im nied.-österr. Landesarchiv.

[18]) Wie Karl VI. Bartenstein persönlich liebte, beweisen die zwei nachfolgenden, im Archive zu Hennersdorf befindlichen Briefe, welche er ihm während eines vorübergehenden Unwohlseins, von dem Bartenstein befallen worden, eigenhändig schrieb. Sie lauten:

I. „liber Partenstein. dis ist nicht vmb euch zu plagen, sondern nur mein „billige sorg vndt rechte auf lieb vndt vertrauen in euch komendle vnruh zu be„zaigen, auf den daß erst von Longobardo vernomen, daß ihr schon sidter vor„gestern (welchs nicht gewust) mit etwas halsweh vndt einiger alteration nicht „wohl seyth. dis ficht mich mehr an als alles was sonst vnlustig vorfallen kan, „dan so lang ihr wohl, gewis eins treyen aufrichtigen beystandt vndt rath in „allen sicher bin, welches mir sonst manglt. Bindt euch also vor allen vndt so „ernstlich als moglich ein vor euch zu sorgen, ewrer gesundheit abzuwahrten vndt „kein arbeith vorzunemen bis ihr nicht widter volkomen in standt seyt, dan „nichts gelegen daß die arbeith ein vndl ander Zeit zuruk geschoben werdten, „mir aber meiner billigen lib gegen euch, mein vertrauen vndt mein dienst alles „gelegen, daß ihr euch vollkomen gesundt vndt wohl befindet. Vndt dis bindte „euch ein so lib ich wais daß ihr vor mich hegt vndt so lib auch euch ich, mein „ruh vndt mein dienst ist. Vndt wünsch daß ich baldt auch von Longobardo

„verſichert werdt daß es mit euch widter gut, ſonſt in beſtandiger vuruh ſein „werdt. Diſ allein was auch hab ſchreiben wollen vndt warumb nicht weniger „thun kanen alſ euch mit diſen zu plagen, dan diſ mir zu vill anligt, glaub daß „ihr van meiner wahren lib, vertrauen vndt naigung vor euch genug verſichert „ſeyt, wie auch wie lezt geſchriben, daß euch verſicher vndt gehrn ewr verlangen „(wie es ſich immer werdt thun laſſen) gönnen werdt . diſ ſeyt dan ſicher, ſargt „var ewr geſundheit wegen mir et crede me ex corde semper vere tuum. Vale".

„Carl. den 6ten feb. vmb 9 fruh.

(Adreſſe: Meinen hofrath vndt referendario van Partenſtain)".

II. „liber Partenſtein. Ewr Zett daß inſt izt gegen 8 bekamen, hat mich „recht getroſt vndt widter aufgemuntert da darauf farderiſt erſehen daß ihr Gatt „kab widter von ewrer Vnpaſſlichkeyt hergeſtellt ſeyth. Aſt aber mein willen „vndt dienſt daß ihr diſe ewre geſundheit fehrners auf lib gegen mich vndt zu „beſten meines dienſt vndt des publici zu conserviru ſucht vndt euch nicht zu „fruh widter mit arbeith vberladt vndt verderbt . ihr wüſt was mich auf euch „vertrau vndt allein mich auf euch, ewr ehrlichkeyt vndt trey verlaſſen kan, werdt „alſa auf gegenlib var mich gedenken euch zu conserviru vndt mir an handt „zu gehen.

„beykamendte nota kambt zurnk vndt iſt gegründt vndt enfrig gefaſt, bin „aber erſchraken, daß ihr gleich ſa ein arbeith habt vnternemen wallen vndt „widterholl damit gemach zu gehen, bis ihr euch vollig in varigen kraften befindet".

. . . . . .

„diſ iſt was mir vorkamen an natigſten euch zu vberſchreiben, derſt mir auch „ſelbſt nicht antwarten, vmb euch mehrers zu ſchanen, bis ihr vollkomen in „ſtandt, ſondern mir es durch ewren ſchwager odter ſonſt was notig vndt nach „gelegenheit wiſſen zu laſſen. Vale semper plus quam certus mei, valetudinem „cura, quam diligentissime amore mei nec te obrnas laboribus cum periculo „sanitatis et crede me tuum".

„Carl. den 12ten feb. vmb 10 nachts, werdtet es erſt morgen belamen."

[19]) Die Charakteriſtik Bartenſtein's gründet ſich auf die Finalrelationen Foscarini's und Erizzo's, auf verſchiedene in gleichzeitigen Carreſpondenzen einflußreicher Perſonen enthaltene Bemerkungen über ihn, auf den Bericht des Grafen Padewils an König Friedrich II. vom 19. Aug. 1747 (Sitzungsberichte der Akad. V. 518), endlich auf die Berichte Robinſon's in Coxe's history of the house of Austria, in welchen jedoch Bartenſtein nicht immer mit Gerechtigkeit beurtheilt wird.

[20]) Foscarini's und Erizzo's Finalrelationen.

[21]) Erizzo's Finalrelation.

[22]) Zena. 18. Oktober 1740. „Non ben si assicurano questi Ministri „dell' Elettor di Sassonia Rè di Polonia" . . .

[23]) Foscarini's Finalrelation.

[24]) Am 28. Febr. 1732 ſchrieb Karl VI. eigenhändig an Franz van Lothringen: „daß beſt aber bey den Kanig iſt ein gut vndt aufrichtigs herz, welchs „E. L. auch werdten geſundten haben" . . .

[25]) „Und weilen der König von Preußen nicht zufrieden ware, daß der „hieſige Hof mit minderen Verluſt, als Er nicht vermuthet, ſich aus dem für„geweſten Krieg mit Frankreich herausgewicklet; So ware Er bedacht, durch den „Ihme ganz ergebenen und in Rußland viel vermögenden Graf von Oſtermann „entweder ihn, den hieſigen Hof, in einen neuen Krieg zu verwicklen, oder mit „Rußland zerfallen zu machen". Bartenſtein. Traurige Gedanken über den Zuſtand des Erzhauſes Oeſterreich. Mscrpt. Hofbibliothek. Und ſpäter ſagt ebendaſelbſt Bartenſtein, daß „geheime preußiſche Anhänger ſchon damals damit um„gegangen, das Erzhaus immer mehr und mehr, auch ſo zu ſchwächen, daß bey „ſich ergebender füglicher Gelegenheit die Proteſtirende deſto leichter die Ober„hand gewinnen möchten. Wenigſtens iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß bey „Grafen Seckendorff und Baron Schmettau jetztgedachte Abſicht ſchon damahls „obgewaltet, dieſe beede aber andere, bey welchen allein Ehrgeiz und Dienſteyffer „ſtattgefunden, auf ſchädliche Irrwege mitverleitet haben" . . .

[26]) Erizzo's Finalrelation.

[27]) Kronprinz Friedrich von Preußen an Herzog Franz von Lothringen. (Ganz eigenhändig). St. A.

„Monsieur

J'ai été sansible autans qu'on peut l'estre au souvenir de Vostre Altesse Roialle; je souhaiterais que tout les mois une de mes Dames ses soeurs se Mariassent afein que j'eusse le plaisir de resevoir plus souvent de ses nouvelles; Elle peut compter que je m'interesse vivement à tout ce qui la Regarde, et que rien ne peut lui arivér d'agreable dont je ne me rejouisse comme si cela m'arivoit ù moi même.

je la felicitte de tout mon coeur sur les promesses de Madame sa soeur ainée avec le Roi de Sardaigne. il n'est point de bonheur que je ne Lui souhaite comme il n'en est aucun dont elle ne soit digne.

je me suis aperseux comme V. A. R. que nostre corespondance langisoit depuis un certain tems, mais on seroit assés ambarasé de dire à quoi il a teneux qu'elle ne fut plus animée; j'assure V. A. R. que de mon cote je ne negligerai rien pour qu'elle devienne plus frequente et plus vive; qu'Elle ne m'aqusse donc plus de Legereté à son égard; l'estime que j'ai pour Elle ne se dementira de ma vie. il sufit de La conoitre pour ne Lui pouvoir refuser Son amitié ni son coeur.

Ce sont les sentimens avec lesquels je suis inviolablement

Monsieur

Vostre tres humble
Consin et serviteur
Frederic".

a Remusberg ce 5. de Febr. 1737.

[28]) Zeno. Simmering, 25. Juni und 9. Juli 1740.

[29]) Kaiſerin Eliſabeth an ihren Neffen Ferdinand von Braunſchweig. Wien, 28. Sept. 1740. Eigenh. St. A. . „je vous felicite des bontes et amitié „que le Roy vous témoigne; rendes-vous en de plus en plus digne pour ne „rien opposer a votre carriere . . . . gagné moy l'affection du Roy, je

„l'aurois deja s'il savoit avec quel attachement et admiration de ses belles „qualités et maximes je l'aime“ . .

[30]) Erizzo's Finalrelation.

[31]) Finalrelation . . . . „si conosce con l'esperienze, che perseverando „in esso le massime paterne, e scordatosi affatto, che doveva singolarmente „all' Alleanza stabilita nel 1703 con l'Imperatore Leopoldo il considerabile „augumento del suo dominio, egli in sostanza senza pouersi in pena di „osservare alcuna legge non pensa che a promovere per tutte le vie il suo „interresse. L'essersi poi preso a nome del suo Ministro l'Investiture nel „momento che non solo machinava di muover l'armi, ma che aveva già sta„bilita una lega per poterlo eseguire, è stato un passo cosi avanzato e cosi „lontano da quelle onestà, con che pare che li Preucipi abbino a regolarsi, „che questo ha dato motivo in aggiunta a tante cose precedenti che se ne „concepisca una pessima opinione, e che si comprenda, che non vi è addito „di far alcun fondamento sopra la di lui amicizia. Egli però con difficoltà „potrà nuovamente rimettersi in una sincera corrispondenza con Cesare, e le „di lui direzioni saranno sempre osservate con gelosia, supponendosi ch'esso „niente curando i più saeri impegni, miri unicamente a constituirsi più po„tente, e che perciò coglierà tutte l'opportunità, onde rendersi Padrone del „rimanente dello stato di Milano, del quale fortunatamente ne possede in „ora una cosi considerabile parte“.

[32]) Zeno. Simmering, 18. Oft. 1740.

[33]) Teſtament vom 18. Oft. 1740. St. A. Vom Kaiſer ſelbſt, dem Groß-herzoge von Toscana, Sinzendorff, Starhemberg und Bartenſtein unterzeichnet.

[34]) Zeno . . 18. Oct. . . „Pur troppo si prevede la separazione di si „vasta Monarchia, che da se medesima, mancato il capo, non potrà „reggersi“ . . . .

Viertes Capitel.

[1]) Nach dem Berichte des Grafen Podewils an König Friedrich vom 18. Jänner 1747 (Sitzungsberichte der Akad. der Wiſſenſch. V. 486), den Berichten der venetianiſchen Botſchafter und ſonſt zerſtreuten handſchriftlichen Bemerkungen der Zeitgenoſſen.

[2]) Zeno. 21. Okt. 1740.

[3]) Robinſon an Lord Harrington. 22. Okt. 1740. Bei Coxe. II. 226.

[4]) Zeno. 20. Okt. 1740 . . „mormorano pur troppo delle voci tumul„tuanti non convenire al decoro della nazione esser governati da una donna „et esigere l'interesse commune essere dominati da un Prencipe Alle„manno“ . . .

[5]) Zeno. 26. Nov. 1740.

[6]) Zeno. 5. Nov. 1740. „Sin 'ora passa il nuovo dominio con mira„bile armonia e tranquillità“. Und am 19. Nov. 1740 ſchreibt Zeno: Ven„gono tutto giorno dalle provincie le relazioni degl' omaggi prestati, ove „tutto passa con armonia ammirabile e quasi inaspettata. È riuscito d'im„primere ne' popoli esser loro interesse, mantener la Monarchia unita e non „separarla. Sin che dura questo spirito, giova sperare continui la tranquillità, „et uniformi vadino i consigli.“

[7]) Zeno. 20. Okt. 1740.

[8]) Graf Tarouca an den Grafen Friedrich Harrach. 14. Dez. 1740. „La Reine et le Grand Duc sont . . . remplis de courage et travaillent „d'une assiduité que l'on ne pouvoit honnement attendre d'eux“ . . .

[9]) Tarouca an Harrach 17. Dez. 1740 . . . „la Reyne se refuse le „temps necessaire pour son sommeil et nourriture“ . . Archiv zu Czech.

[10]) Tarouca an Harrach. 14. Dez. 1740 . . . La Reyne et le Grand „Duc sont d'une douceur et atteution envers tous les Ministres et sujets „comme s'ils se trouvoient bien servis et au comble des prosperités“ . . .

[11]) Tarouca an Harrach. 2. Nov. 1740.

[12]) Tarouca an Harrach. 16. Nov. 1740. „Notre adorable Maitresse „joint à la douceur la plus gracieuse une egale fermeté".

[13]) Zeno. 5. Nov. 1740. „Usa nel rispondere maniere dolci et obli„gauti, di modo che pienissime risuonano le voci d'applauso e di laude".

[14]) Tarouca an Harrach. 2. Nov. 1740. „Dieu en soit loué, la Reyne „et le Grand-Duc n'ont qu'un coeur et un esprit". Und Zeno ſchreibt am 26. Nov. von Maria Thereſia: „La Regina infatti mostra animo veramente „grande e Reale: Dando particolare risalto agl' attenzioni, gli vengono prat„ticate, non risparmia travaglio e vigilanza, onde rendere contenti i Sudditi „et affezionarseli. Simile coltura per l'interno paese, quantunque necessaria, „et utile a se medesima, è per altro sempre una graziosa clemenza della „Sovrana, che forma favorevoli auspicij alla continuazione del suo Regno" . . .

[15]) Zeno. 29. Okt. 1740. „Il Gran Duca tenta in ora il grande es„perimento alla sua grandezza. L'Arciduchessa lo ama teneramente e cerca „ad ogni modo la sua esaltazione all' Impero".

[16]) Zeno. 16. Nov. 1740. „Il Maresciallo Palfi fù spedito in Unghe„ria con titolo di Maresciallo Tenente Generale, titolo per lui molto onori„fico e specioso. Beneficar le persone di credito e ben affette fù sempre „una delle grand'arti de' Monarchi. Al Palfi s'è lasciata quasi dispotica „l'autorità di condur le disposizioni del Regno nelle maniere dalla sua pru„denza credute più adattate et opportune". . .

[17]) . . . quoyque je ne sache pas un seul Prince en Europe qui soit „moins endetté que nous, si ce n'est le Roy de Prusse et celuy de Po„logne", ſchreibt Tarouca an Harrach am 14. Dez. 1740.

[18]) Zeno's Berichte vom 29. Okt. und 5. Nov. 1740. Depeſchen an Fürſt Liechtenſtein und Wasner in Paris vom 2. und 5. Nov. 1740. St. A.

[19]) Noch am 14. Jänner 1741 ſchreiben Zeno und Capello der Signorie: „Non trascureremo a V. V. E. E. le confidenze quasi universali del Mini„stero nella buona fede del Cardinale di Fleury, onde non sia egli per „offuscare negl' ultimi anni di sua vita la gloria del proprio nome man„cando di fede al trattato di 1736, opera, com' è noto, tutta sua, e per la „cui observanza s'espresse nei termini più ampli e nelle asseveranze più „sacre". . .

[20]) Cardinal Fleury an Fürſt Liechtenſtein. Fontainebleau, 1. Nov. 1740. „Vous savés la confiance et les bontés dont S. M. I. m'honoroit, et je n'en „perdrai jamais le souvenir. J'en crains les suites qui ne pourront qu'aug„menter mes peines, mais je ne suis occupé dans ce moment que de la „perte d'un Prince pour lequel j'avois un veritable attachement. Le Roy „observera fidelement tous les engagemens qu'il avoit pris avec votre Cour „et vous reconnoitrez de plus en plus la bonne foy de S. M.". . . .

[21]) Wasner an Sinzendorff. Fontainebleau, 6. Nov. 1740. St. A. . . . „wegen deren mir eingeſchickhten vorläuffigen Notificationsſchreiben J. M. der „Königin an den König hat unß der Cardinal gemeldet, daß gleichwie dießes

„ein neuer aber wenigſtens lang nicht ereigneter Caſus ſeye, man allhier nöthig „findete, in ihren Archiven nachſehen zu laſſen, welches ſie auch bereits anbe„fahlen hätten, und muß mithin eine antwort zu geben margen aber übermargen „haſſeten, wa indeſſen der Cardinal unß nach diſen Morgen verſicheret hat, „wie er ſehr entfernet ſeye, unß hierüber eine mauvaise chicanne zu machen. „Was das Haubtwerkh anbelangt, haben Sie Miniſtri unß wiederholter mahlen „verſichert, que le Roy se tiendroit fidellement à ses engagements". .

[22]) So ſchreibt auch der als Bevollmächtigter des Großherzogs von Toscana in Paris anweſende Marquis Chaiſeul de Stainville an den Grafen Richecourt am 14. Nov. 1740: „le malheur affreux qui vient de nous arriver est „un coup de foudre pour moy, mais je vois un subjet de consolation en ce „pays-cy, car il me paroist et mesme j'en suis sure, qu'on est à cette Cour „décidé pour suivre ses engagements". St. A.

[23]) Zena und Capello. 14. Jänner 1741. Sie ſagen von Fleury: „Il „Duca di Lorena non sa temerlo, e solo il Conte Gundacaro Starembergh fra „Ministri mostra diffidenza dell' accertezza del Cardinale, e la teme".

[24]) Wasner an Sinzendarff. Paris, 12. Nov. 1740. St. A.

[25]) Berichte Liechtenſtein's und Wasner's vom 21. und 24. Nov., dann 2. und 5. Dez. 1740. St. A.

[26]) Zeno. 12. Nov. 1740.

[27]) Zena. 3. Dez. 1740. „Li termini non possono essere nè più obli„ganti, nè più cortesi. Dall' assistenze del defouto Cesare riconosce il Rè „Augusto la Corona di Polonia, ne volle punto titubare ad eseguire fedel„mente quella garantia che allora promise".

[28]) König Friedrich an Maria Thereſia. Berlin, 5. Nov. 1740. St. A.

Fünftes Capitel.

[1]) Bericht des Reſidenten von Demeradt an Maria Thereſia. Berlin, 29. Okt. 1740. St. A. „Worbey doch von gefährlichen abſichten auf ein ſtuck „des herzogthums Schleſien und ſich in Rang zur Kayſ. würde zu ſetzen, will „gemurmelt werden".

[2]) Selbſt unter den neueren preußiſchen Geſchichtſchreibern bricht ſich nach und nach dieſe Anſchauungsweiſe Bahn. Der Unbefangenſte aus ihnen, Stenzel, geſteht in ſeiner Geſchichte des preußiſchen Staates Bd. IV. S. 103—110 die Richtigkeit derſelben mit rühmenswerther Unparteilichkeit zu.

[3]) Botta's Bericht vom 6. Dez. 1740. St. A. „viel weniger er ſich zu „demjenigen verbunden erachtete, was ſein abgelebter Vatter über ſich genohmen „hätte" . . . .

[4]) Maria Thereſia an König Friedrich. Wien, 9. Nov. 1740. St. A. „Was an Ewrer Maj. von meines Gemahls Liebden eygenhändig unter einſtem „abgehet, veranlaßet mich, mein erſuchen mit dem ſeinigen zu vereinbahren. Die „von E. M. hierunter erwartende große gefälligkeit wird mich gewiß nicht min„der als ihn ſelbſten zu unvergeßlichem Dank verbinden. Mir kan die viete „vermögenheit E. M., umb zu deſſen behuf die bevorſtehende reichsſatzungsmäßige „Kayſerwahl glücklich ausfallen zu machen, nicht verborgen ſeyn. E. M. belieben „ſich dahero geſichert zu halten, daß dargegen bey jeder ſich fügender gelegenheit „an vollſtändig erkantlicher erwiedrigung auch Meinerſeits nichts erwinden „laſſen werde; wie Ich dann mit ausnehmender freundſchaft und hochachtung „verbleibe" . . .

[5]) Zeno und Capello. 10. Dez. 1740. „Sull' oscure intenzioni del Rè „di Prussia tendenti sempre a qualche violenza sia l'una o l'altra v'è chi „crede abbi egli qualche mira sopra la città di Norimberga. Questa è una „città libera ma circondata da Stati dell' Elettor di Baviera, che quasi la „racchiude. Sofferse altre volte dall' Elettor non leggiere agitazioni. Il Rè di „Prussia che nè pretende la protezione, sul specioso pretesto di prevenirla „dagl' insulti, e diffenderla, non sembra impossibile miri ad occuparla il

„primo. Spiace infinitamente che questo Monarca, da cui erau da principio „uscite espressioni si obliganti et amichevoli verso la Regina, sia egli il mo„vente ad eccittar torbidi, et a minacciar violenze“ . . .

[6]) Berichte Botta's vom 29. Nov. und 1. Dez. 1740. St. A.

[7]) Batta's Bericht vom 6. Dez. 1740. St. A. „würden Sie in der That „zu empfinden haben, daß ſeine abſichten auf keine weiß zu Ihro nachtheil ge„reichen ſolten“.

[8]) Voriger Bericht. „ich habe leyder mehr als eine urſach E. K. M. zu „verſicheren, daß ſein unumbſtößlicher Vorſatz und abſicht ſeye, ſich in gewalt„thätigen beſitz Gatt weiß von wie viell Fürſtenthümbern des Schleßiſchen Lands „zu bringen und hernach die huldigung davan in ſeine Perſon ablegen zu „laſſen“.

[9]) Maria Thereſia an Graf Oſtein. Wien, 19. Nov. 1740. St. A. . . „Zur ſachen mehrerer erleutherung haſt Du zu wiſſen, daß Niemand weniger „als Preußen zu trauen iſt; dann ab ſich gleich von dort auß nach dem erſten „ſchein derer wörter zu all gutem anerbothen wird, ſo wird Jedoch ſathanem „anerbiethen die bedenckhliche Clausul beygerukhet, daß man darfür eine der „supponirten gräſſe der gefahr proportionirte werckthätige anſtändigkeit ſuchen „würde, nicht undeutlich auf die überkammung eineß ſtuckhes unſerer Erblanden „abzihlend. Es wird ſich annebſt auf eine ſolche arth in nahmen beſagten Hofes „geauſſeret, alß ob es ahne deſſen Beyſtandt um unſer Hauß gethan wäre und „wir gleichſam nach frohe ſein müſten, durch den Verluſt eines anſehentlichen „ſtuckhes den überreſt zu retten“ . . . .

[10]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. Wien, 30. Dez. 1740. St. A.

[11]) König Friedrich II. an Maria Thereſia (Ganz eigenhändig). St. A.

à Berlin ce 6 de Dec. 1740.

„Madame Ma soeur.

Le Marquis de Botta m'a remis la lettre de Votre Majesté, et j'ai été charmé de voir une personne à qui je pouvois confirmér les sentimens de la haute estime que j'ai pour la personne de Votre Majesté.

J'ai donné les Ordres necessaires à mon ministre de bork d'Instruire Votre Majesté de la pureté de mes Intentions, Je me flatte qu'Elle sera contente de Ma façon d'agir Et qu'Elle vera par là que je me ferais un vrai plaisir d'entrer dans ses vues, csperant que cela sera ressiproque de son coté.

Je suis avec tout les sentimens de la plus parfaite estime

Madame Ma Soeur

De Votre Majesté

le bon frere

Federic“.

König Friedrich II. an den Großherzog Franz (Ganz eigenhändig). St. A.

à Berlin ce 6 Dec. 1740.

„Monsieur mon Cousin.

J'ai reseu avec bien du plaisir la lettre que Votre Altesse Royalle m'a fait le plaisir de m'ecrire. Vous veréz que la pureté de mes bonnes Intentions se raporte entierement a Vos Idées, et j'ai donné des Ordres tres precis à mon Ministre de Borck, d'instruire V. A. R. du projet que j'ai formé ponr Vous; Je suis sur que lorsque Vous l'aurez bien pezé, vous conviendréz que c'est l'unique practicable dans les conjonctures presentes, et Vous Veréz par la que je ferai tout ce qui dependra de moi pour Vous pronvér que mon amitié et la Hante estime que j'ai pour Votre Altesse Royalle ne lui sera pas inutille, mais je vous conjure de ne point pressipiter Vos Jugemens et de ne les determinér qu'apres avoir bien aprofondi les causes pures et indispensables qui m'ont fait agir d'une façon convenable à ce que vous désiréz de moi.

Je suis avec la plus parfaite estime

Monsieur Mon Cousin

de Votre Altesse Royalle

le tres parfait

ami et cousin

Federic".

[12]) So nennt ihn Friedrich's Creditiv vom 8. Dez. 1740. St. A.

[13]) Botta an den Großherzog. Berlin, 9. Dez. 1740. St. A. „Devo „informare V. A. R. qualmente hieri a mezza notte fù mandato da questo „Re di Prussia alla mia casa il Marchese Weren, Ten. Col. del Regg. „Truxses con ordine di dovermi avertire che mi aspettava a Palazzo alle „ore 10 del giorno d'oggi, come non ho maneato d'eseguire, ed essendo ve„nuta la Maestà del Re a ritrovarmi nella stanza assegnatami, cominciò per „dirmi se volevo darli parola di non parlare a persona vivente di quanto „era intentionato manifestarmi. Io li risposi che non sapevo a qual fine „dovesse servire una tal cognizione, quando non potevo farne uso alla mia „Corte; egli mi soggionse che a V. A. R. solo mi permetteva farne inteso, „e questo di proprio pugnio; fù donque in contrasegnio di tal parola data „la mano reciproeamente. Alora comiuciò a dirmi che le di lui intentioni „per la Regina e V. A. R. erano sempre quelle si era espresso, ma che non „poteva adosarsi di tutti li uemici della casa d'Austria, come li constava „essere la Baviera e Sassonia e tant' altri senza la propria convenienza; „onde voleva bene informarmi della risoluzione presa di passare con la „propria armata in Silesia (come buon amico) non solo per imposesarsi di „quei distretti credeva aver ragione di pretendere, ma d'accreseer forza alli „proprij diritti, offerendosi in tutto e per tutto alla nostra difesa, con im„piegare tutte le di lui forze a porre la Corona Imperiale sopra il capo di „V. A. R. e difendere il pacifico possesso di tutti li altri Stati ereditarij „alla Regina, agiongieudo per sicureza di quanto avanzava quelle potenze

„avrebbe creduto la Regina necessarie a garantire l'esecuzione della propria „parola, e che aveva risolto spedire il Baron Gotter a Vienna acciò parlasse „ne medesimi termini; già che il Baron Borg non aveva pienamente sodis„fatto alle proprie intentioni essendo fuori di se per li debiti aveva in „Vienna".

„Io dovuto osservare un profondo silentio sino alla fine, essendomi „stato così determinato dal Re prima di cominciare il discorso qui sopra accen„nato. Cominciai dunque per dirli che non mi era ingannato nel crederlo „portato per la Regina mia Sovrana, e pronto ad impiegarsi per la Corona „Imperiale per l'Altezza V. R., e che non ostante d'esservi in Vienna molti „che supponevano esser un puro Eroismo quello lo portava a pensare tanto „vantagiosamente, vedevo ora chiaramente volere unire con la nostra sicu„reza il proprio vantaggio, ma che con una piena sincerità mi prendevo la „libertà di farli riflettere che per ora ne Sassonia, ne Baviera pensava ad „incomodarci; e che quando Sua Maestà volesse solo esser spetatore, avrebbe „veduto che la mia Sovrana sapeva difendersi contro entrambi, non ostante „che difficilmente avrebbero saputo accordarsi anche fra loro, ma che ardiva „avanzare di vantagio dicendoli che se S. M. Prussiana fosse dal nostro „bisognio obligato di esporre le proprie truppe e danaro per socorrerci contro „chi avesse tentato offenderci, ero più che certo, che la mia Sovrana non „avrebbe ricercato mai il di lui soccorso senza non avesse a proportione ri„trovata la dovuta convenienza, ma che lo supplicavo riflettere all' incontro „che l'entrare armata manu ne paesi ereditarij senza esser adimandato „era non solo infranta la Pragmatica Sanzione, ma tutta l'Europa doveva „attribuire le consequenze nè nascerebbero alla di lui non mai intesa risolu„zione, e che lo scongiuravo per il commun bene a non entrare in Silesia, „potendo ben comprendere che un simil tratamento non era sin ora cono„sciuto, ne sofferto dalla Casa d'Austria, ma che anzi sarebbe il modo più „accertato per distrugiere il suo propria sistema quale era di vivere in buona „intelligenza con la Regina".

„Io non posso negare di avere con queste ed infinite altre ragioni „mosso l'animo di questo Re alla riflessione . . . ma pur troppo posso assi„curare V. A. R. che con tutto questo Re conosca le fatali consequenze „puonno nasciere, nulla di meno non vedo come sarà possibile l'impedire „l'esecuzione del progietato" . . . .

[14]) Botta an die Königin. Berlin, 10. Dez. 1740. St. A.

[15]) Der Großherzog an Botta. Wien, 15. Dez. 1740. St. A. „. . Le „plan que le Roy vous a confié est tel que bien loing d'assurer le repos ou „feroit naitre par là des troubles dont il est difficil de prevoir la fin et les „consequences. Tout est et restera tranquil s'il ne vouloit pas entrer à „main armée dans un pays ami et voisin, car apres tout ce qui a paru des „pretensions non fondées de la maison de Bavière, il n'est pas croyable que „l'Electeur de ce nom ose rien entreprendre par la voye des armes, à moins „que le feu ne soit allumé autre part; en tout cas on ne seroit pas fort „embarassé".

„Il est vray que le Roy de Pologne a paru d'abord mecontent de „ce qui s'est fait au sujet de la corregence, mais comme ni l'intention de „la Reine ni la mienne n'a jamais été de donner la moindre atteinte à la „pragmatique sanction, je ne sçaurois douter que conformément aux assurances „qu'il a renouvellé depuis, il ne remplisse les engagemens contractés pour „la maintenir d'autant plus que son propre interest demande de s'opposer aux „pretensions de la Bavière. La France continue de la manière la plus satis„faisante qu'elle remplira les siens à tous égards; ils ne tendent qu'au „maintien du repos, et nullement au prejudice de qui que ce soit. Les sen„timents de l'Angleterre et de la Hollande pour le meme maintien sont „assés connus à la Cour ou vous êtes, et les dispositions de la Russie sont „telles que nous le pouvons souhaitter. Nulle apparence que le Roy de „Dannemare voudroit s'eloigner du traitté d'alliance conclu avec feu S. M. I.; „enfin les mouvements des Persans joints à la disette extreme qu'on souffre „à Constantinople assurent le repos du coté de l'Orient".

„Il ne vous sera donc pas difficil de convaincre par toutes ces con„siderations le Roy de Prusse, que bien loing d'avoir des egards pour les „interests de la Reine et les miens, ce seroit agir directement contre; c'est „leur porter le coup le plus sensible, que d'executer le plan qu'il vous a „confié".

„Comme vos reponses ont été conformes a ce que j'ay exposé jusqu'ici, „je les approuve, mais je ne puis me dispenser d'y ajouter encore, que je „ne comprens pas comment d'un coté on peut nous supposer des engage„ments avec la France qui marquassent de la partialité contre le Roy de „Prusse, et de l'autre croire que nous avons tout à craindre de cette meme „Couronne. Vous sentés assés que l'une supposition n'est pas combinable „avec l'autre . . . . . Je me flatte que ces raisons seront plus que valables „pour porter le Roy de Prusse a se desister de la marche de ses trouppes „et à ne pas entrer en pays ami et voisin à main armée, démarche qui du „jugement de tout l'univers seroit censée egalement contraire au droit des „gens et aux constitutions de l'Empire et dont je le crois absolument in„capable" . . . .

Schon in dem Reſkripte der Königin an Botta vom 8. Dez. kommt die Stelle vor: „Wir melden wohlbedächtlich, daß wir ſolches weder glauben können „noch wollen; dann wie iſt möglich ſeinen Nachbahren von darumben feindlich „anzugreiffen, weilen er die ihme anbiethende hülfe nicht nöthig zu haben glaubt, „mithin mit abbruch ſeiner ruhig beſitzender Länder nicht erkauffen will, zugleich „aber auf daß freundſchaftlichſte dahin ſich erkläret, daß wann er gegen ander„wärthige feinde ſie anzuſuchen nöthig haben ſolte, er ſich darüber der billigkeit „nach alsdann einverſtehen würde". St. A.

[16]) Großherzog Franz an König Friedrich II. (Eigenhändiges Concept. oben ſteht: expedié le 15 Xbre). St. A.

„j'ay resu hiere au souar la letre de V. M. du 6 Xb., par ou gi voy la continuasion de ses sentiman pour la Reine et de son amitie poure moy dans les terme les plus fore: son Ministre de Borque ne ma pas enstrui

encore du proget quel a premedite: mes j'apris hiere fore tare pare nn letre du Mis de Bota a ma grande surprise que ce proget avet pour bas lantre les arme a la men en silesi ,et la posesion d'une parti de cet prouence: il lui sera esse de juge combien un parelieu demarche a lieu de me surprandre, surtou en en antandans parle poure la premiere foy et aprenau en meme tan l'execusion san i avoyre done eu rien oquasion et de voyre alume pare elle meme un feux quil avet paru quel cherchet aveque tande souen devite:

la difigulte poure ne pas dire euposibilite de negosie sure de parelieu base lui sera ese de conprandre, et je croy que se seret plus tos i metre un empecheman absolu et ronpre un sisteme qui aian pour bute le repo publique, pouret avoyre bien du bon:

je luy ecrit tout eesi aveque ma franchise ordinere, et ne sonet rieu tan que d'etre bieuto an etta de lui ecrire de plus san que lon soufre oqune violanee de sa pare, ce que lou ne pouret pas soufrir:

poure mon partienlie je remersi V. M. des santiman quel me temoynieu et lasure dune reconesanse parfet: je charge le General Bota de luy parle plus en detalieu snre tout ee quil ma ecrit de sa pare et snis" . . .

[17]) Maria Thereſia an Botta. Wien, 15. Dez. 1740. St. A.

[18]) Maria Thereſia an Botta und Demeradt. Wien, 18. Dez. 1740. St. A. Dem Marcheſe Botta war jedoch ſchon am 9. Dez. hierüber eine Andeutung aus Wien zugekommen, und er hatte an demſelben Tage, an welchem ſeine förmliche Abberufung in Wien ausgefertigt wurde, dem Könige ſeine bevorſtehende Abreiſe angezeigt. Der aus Mitau vom 20. Dez. 1740 datirten Antwort fügte König Friedrich folgende Zeilen mit eigener Hand hinzu: „Je „suis bien faché que vous soyez venu à ma Cour dans un tems où il paroit „que la Reine votre Maitresse ne soit pas intentionnée de se preter a mes „idées et d'aceeder à mes bonnes intentions; cela ne diminuera cependant „en rien de l'estime et de la consideration que j'ai et que j'aurai toujours „pour votre personne".

[19]) So ſchreibt am 14. Dez. 1740 der dem Hofe ſo nahe ſtehende Graf Tarouca an Graf Friedrich Harrach: „Le Roy de Prusse entre peut être à „l'heure qu'il est dans nos provinces" . . . Archiv zu Czech.

[20]) Conferenzprotokoll vom 23. Nov. 1740. St. A. „Sicher iſt daß man „ehender von Preuſſen als von Franckreich eine feindſeeligkeit zu befahren habe, „und jener Hof ſich nicht anderſt als durch ſolche mittel gewinnen laſſe, welche „eines theils gantz gewiß zum abbruch und ſchmälerung dero getreueſter Erb„landen, auch nachtheil der Religion ausſchlagen, anderntheils aber ein Univerſal „kriegsfeuer in Europa anzünden würden. So wenig alſo gleich einige Zag„haftigkeit hierunter hervorblicken zu laſſen rathſam ſeyn kan, eben ſo wenig kan „auch für vortragend erachtet werden, einige natürliche und thunliche Vorſorge „auſſer acht zu laſſen, umb ſich gegen die wiedrige Preuſſiſche abſichten zu vor„wahren".

[21]) Maria Thereſia an Graf Oſtein. 30. Dez. 1740. St. A.

[11]) Raumer's Beiträge. Friedrich II. und ſeine Zeit. II. 76.

[13]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[14]) . . „a man of a boisterous and overhearing temper" . . Coxe. II. 232.

[15]) Robinſon's Bericht vom 21. Dez. 1740 in Raumer's Beiträgen. II. 90.

[16]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[17]) Maria Thereſia an Botta. Wien, 18. Dez. 1740. St. A.

[18]) Zeno und Capello. 21. Dez. Robinſon an Lord Harrington. 21. Dez. 1740. Bei Coxe. II. 232.

[19]) Maria Thereſia an Botta. 18. Dez. 1740. St. A.

[20]) Voriges Schreiben.

[21]) Robinſon's Bericht vom 21. Dez. 1740. Bei Raumer S. 94.

[22]) Vom 29. Dez. 1740. St. A.

[23]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. Wien, 30. Dez. 1740. St. A.

[24]) Maria Thereſia an Wratislaw. 10. Dez. 1740. St. A.

[25]) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „L'interesse stimola a ricever „tali avvantaggiosi progetti sù la lusinga d'indur il Rè di Prussia ad assentire „anche alle disposizioni del voto Elettorale di Boemia nel Duca; ma l'onor „della Corte e la gelosia d'offender la Pragmatica Sanzione sono ostacoli „troppo forti onde abbracciarli . . . L'infrazione della Pragmatica è di somma „gelosia, onde non suscitar pretensioni . . . e le prime cessioni son quelle „a 'quali sopra agl' altre ripugna il naturale istinto" . . .

[26]) Bartenſtein's Anmerkungen über die Sitzung der Conferenz vom 18. Dez. 1740. St. A.

[27]) Capello's Finalrelation. „La cecità con cui gli Austriaci si tene„vano tenacemente appoggiati alla fede de' Francesi, non fù giammai baste„volmente riconosciuta, ne si è potuto ravvisare da qual pregiudizio, o forse „da quale malizia fosse stata proddotta. Infatti nello stesso tempo, in cui „cominciavano a scuotersi, ed a temere, e nello stesso momento, nel quale „il Baron Vasner da Parigi scriveva liberamente qual fosse il disegno della „Francia, e qual turbine sovrastasse, ho sicuri riscontri, che li Ministri in „Vienna, anzicche laudare la prevenzione, e prevalersene, la imputavano ad „inganno, od a passione di quell' ottimo Segretario".

[28]) Robinſon's Bericht bei Raumer. 94.

[29]) Zeno und Capello. 21. Dez. . . . „fermatosi due soli giorni in „Vienna, s'è hieri col pretesto di prender i bagni di Baden, per i quali non „pare opportuna la stagione, ritirato a quella parte in attenzione per quanto „si crede delle risposte della sua Corte" . . .

[40]) Vom 26. Dez. 1740. St. A.

[41]) Circularreſcript Maria Thereſia's an die öſterreichiſchen Geſandten. Wien, 6. Jänner 1741. St. A.

[42]) Voriges Reſkript. Aufzeichnungen Bartenſtein's vom 3. Jänner 1741.

[43]) Robinſon's Bericht vom 4. Jänner 1741. Bei Raumer S. 99.

[44]) Capello's Finalrelation. „Prima però di progredire a descrivere „i consigli della Conferenza di Vienna, debbo render ragione ai sentimenti „molto differenti della Regina, i quali in questa, ed in molte altre occasioni „furono opposti e contrarj. Più volte si compiaeque, riguardandomi qual „persona di nessuna consequenza, confidarmeli, e conobbi, che l'umiltà e „diffidenza, con cui pensa di se stessa troppo frequentemente, la pregiudica. „Un giorno dolendosi di non aver seguito il proprio consiglio, osai ricercarne „la ragione, giacche l'aveva concepito giusto, ottimo, anzi necessario ai suoi „interessi. Rispose che tale lo riconosce dall' esito, ma che quaetunque tale „pure li sembrasse, quando voleva preferirlo, si sovveniva l'età e l'inesperieuza „propria, onde doveva temerlo erroneo in faccia alla differente opinione di „esperimentati veechi Ministri dell' Augusto suo Padre. Perilche uniforman-„dosi la Maestà Sua ricusò qualunque ulteriore discorso sulle esibizioni del „Re di Prussia, e si accinse ad intraprender la guerra; anzi fù cosi costante „ad eseguire l'opinione de' suoi Ministri, che continuò a ricusare le successive „esibizioni, che sino alla prima battaglia di Malovitz li Prussiani, o imme-„diatamente, o col mezzo degli Anglollandi avvanzavano alla Corte di „Vienna".

[45]) Robinſon's Bericht.

[46]) Conferenznoten vom 18. Dez 1740 . . . „in nöthen müſſe man etwas „sacrificiren. Die ſach wäre periculis plena" . . .

[47]) Conferenznoten vom 28. Dez. 1740 . . . „ſo könne man nicht bleiben, „entweder etwas an Preußen cediren oder brechen" . . .

[48]) . . „ſeye keine frag ob man brechen ſolle. Er habe genug gebrochen, ſondern nur ob man ihn ſolle ſchalten und walten laſſen" . . .

[49]) Die Erklärung, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, iſt vom 5. Jänner 1741 datirt. St. A.

[50]) König Friedrich II. an den Großherzog Franz (Ganz eigenhändig). St. A.

à Wutsch ce 12 de Janv. 1741.

„Monsieur Mon Cousin.

J'ai vû avec un veritable chagrin que V. A. R. avoit pris si mal les contestations d'amitié que je lui ai faites, et que malgré la Justisse de mes droits la Reine Votre Epouse ne vouloit avoir aucun egard à l'Evidence de mes pretentions sur la Silessie, j'avoue que je suis au desespoir d'etre dans la Nessesité d'agir en Enemi envers un prince dont je me fesois gloire d'etre le plus ferme ami, Je veux etre Innocent de tout ce qui s'en poura suivre, mais puisque Vous Interprettez si mal mes Intentions, il ne sera plus à moi de guardér des mesures, et ce qui me fait le plus de peine, est de voir que je serai obligé de faire malgré moi du mal à un prince que j'aime

et que j'estime et pour le quel mon coeur sera toujours porté quand meme mon brad seroit obligé d'agir contre lui.

Je suis avec une tres parfaite estime

Monsieur Mon Cousin

de V. A. R.

le tres affectioné

ami et cousin

Federic."

[61]) Großherzog Franz an König Friedrich II. (Eigenhändiges Concept s. d°.) St. A.

„j'ai resu la lettre de V. M. du 12. Janvier par ou j'ay voy le faux „suposé ou V. M. et de croyre que je nes pas recunnu com je doy les con- „testasion damitie quel ma fai fere en taut doquasion et de realité des quel „j'ay ette et je suis meme encore entieremen persuadé, conessan V. M. et „je la prie de ne pouan faire entrer en tout cesi du personel lequel je la „pent assurer niantre de mon coté en rien ocontrer je conservere toujoure la „fason de pance poure moy dans ma memoire: et jespere qu'une gere (guerre) „par reson detta ne changera en rien ses santiman personels poure moy „omouen je troue de mon cote la chose tres fesable et je lasure que je „restere toujoure aveque les santiman poure elle d'amitie et de respect quelle „me conet et suis."

Sechstes Capitel.

[1]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[2]) Zeno. 10. Dez. 1740. „Egli è . . . si abbattuto d'animo e di forze, „che pare ad altro non aspiri che a finire con onorata tranquillità i suoi „giorni". .

[3]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740. „Il Duca di Lorena, di cui il „Conte Naibergh fù Governatore, ha voluto in questa prima occasione di„mostrargli la propria gratitudine ed estimazione, che ha di sua persona, „et onde rilevarlo da quella sfavorevole opinione in cui era fatalmente ca„duto, ha nuovamente cercato di far risplendere il suo nome".

[4]) Zeno und Capello. 31. Jänner 1741. „Gran fiducia ripongono nelle „proprie milizie, e benchè grande e vittorioso sia il numero delle prussiane, „non si dubita che inesperte nella guerra, non abbiano a ritirarsi e aban„donare la Slesia tosto che gli si presentino gl' Austriaci". Und am 4. Febr. schreibt Capello: „universali sono le confidenze di battere li nemici „e ricuperare la Slesia".

[5]) Conferenznoten vom 6. und 28. Dez. 1740. St. A.

[6]) Capello. 28. Jänner 1741 . . . „Browne celebra et esalta la dire„zione del Colonello Rot". .

[7]) An Feldmarschall-Lieutenant von Lentulus. K. A.

[8]) Capello. 4. Febr. 1741. „Le direzioni di quel Rè sin ora non „denotano voglia egli sostenere tutta la conquista, anzi che ricerchi mezzi „per convenire e sottrarsi dagli pericoli, che gli sovrastano. Devastate le „campagne, fece egli trasportare gl'animali tutti nella Prussia. Nel suo ri„torno fece condurre la maggior parte de' giovani in forma di schiavi per „coltivare e popolare le terre del suo Regno". Und am 25. März 1741 schreibt derselbe Berichterstatter: „Sono incredibili o almeno eccedentemente „barbare le loro vestigie. Doppo li danni sofferti dagl' Ussari, li Priggio„nieri perduti e le tante prede si sono rivolti a rissarcirsi a quegl' infelici

„Abitanti. Asportano biade, dinaro e gente sin la più nobile, indi rovinano „con incendij gl' interi villaggj".

[9]) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „La stagione va assai placida, „e pare favorisca i dissegni del nemico, il di cui esercito profitta di quest' „estraordinario vantaggio". .

[10]) Neipperg an Lentulus. Wien, 21. Jänner 1741. K. A.

[11]) Capello ſagt in ſeinem Berichte vom 4. März 1741 über Browne: „Comosso da zelo e da valore, si duole che l'obbedienza gli faccia perdere „l'opportunità e dia tempo ai nemici di fortificarsi e prevenir il colpo. Non „è possibile trattar la guerra in una provincia e volerla diriggere in tanta „distanza dalla Capitale. La prudenza però di tal comando deriva dagl' „estremi pericoli che sovrastarebbero se battuto fosse e minuito l'esercito „della Regina. Non ancora pervenute tutte le truppe, non scoperti gl' ini„mici che si temono, nè stabilite l'alleanze che si maneggiano, se gl' An„striaci soccombessero, esposta restarebbe la Moravia, come fù fatalmente la „Slesia all' invasioni de' Prussiani, che potrebbero avicinarsi all' Austria e „dar opportunità a qualunque Principe d'invadere l'altre Provincie ove man„cano li pressidij et ove mancarebbero li soccorsi".

[12]) Capello. 28. Jänner 1741. „Moltiplici e continue intanto sono le „disertioni del loro Esercito, mal pagate le truppe e condotte a forza alla „guerra, composti molti reggimenti di miscuglio de' forastieri, di nazione e „religione diferente, fuggono dal cimento e cercano miglior destino. La „maggior parte di costoro si rivoglievano alla Polonia, temendo restar „prigionieri in mezzo gli stati Austriaci, ma esperimentata la strada da „alcuni ricevuti al servizio e da altri lasciati, anzi muniti con passaporto de' „Comandanti transitar liberamente, molti ne vengono sino a Vienna, e ritor„nano alle loro famiglie, o in Francia o in Italia".

[13]) Seckendorff an Lentulus. Berneck, 6. Febr. 1741. K. A. „Ich „wiederhole nochmal daß wenn man tauſend wohlberittene Hußaren längſt „denen Gränzen von der Lauſitz in's Brandenburgiſche ravagiren ließe, es ſolle „einen großen Allarm im Lande machen, und da den 12. dieſes noch vier Re„gimenter zu Pferd und zu Fuß aus Berlin marchiren und die Armee in „Schleſien verſtärken ſollen, der König vor ſeine Perſon auch ſelbſt und zwar „ohne Escorte bis Croſſen gehen wird, ſo wäre ein Haubtſtreich zu machen, „wan man ihn aufheben konnte, welches aber ein Detachement von ſechzig de„terminirten Hußarn, dabey zwanzig verwegene Offizier ſeyn müßte". .

[14]) Neipperg an Lentulus. Wien, 7. Febr. 1741. K. A.

[15]) Der Prälat von Grüſſau an Graf Waldſtein. 26. Febr. 1741. K. A.

[16]) Lentulus an Neipperg. Glatz, 28. Febr. 1741. K. A. „Nachdeme . . „ſeither den 25. dieſes von der in Frankenſtein erwartenden Ankunft des Königs „in Preußen die Nachricht eingegangen und durch die in gedachten Frankenſtein „parat ſtehende, biß nacher Wartha deſtinirte Vorſpann inſoweit, jedoch mit „dieſem Unterſchied confirmirt worden, daß theils Kundſchafften diſe Veranſtal-

„tung vor dem Grafen Schwerin wißen wolten, ſo ermangelte nicht ſowohl an „den Spleniſchen Hrn. Obriſten Baron von Trips (welcher mit einem Theil „erſagten Regiments in Ober-Hamesdorf und Königshayn gegen Wartha zu „poſtiret iſt) als an deſſen in Gaberstorf gegen Silberberg ſtehenden Hrn. „Oberſtlieut. Baron von Barkoczi die Ordres allſogleich zu ſtellen, damit jeder „ſeine beyhabende Mannſchaft zuſammenziehen und auf beeden ſeithen jenſeiths „unter dem Gebürge mit gehöriger precaution in Wäldern verſteckter den an„kommenden König oder . . Schwerin abwarten, mithin auf alle mögliche weiſe „einen Streich beyzubringen trachten mögen. Worauf zwar diſe beede Com„mando den 25. Nachts ausgerucket, hingegen weilen den 26. nichts verſpühret „worden und in denen Wäldern theils wegen Mangel der Subſiſtenz, theils „wegen Befahrung verrathen zu werden ſich länger verborgen zu halten nicht „wohl thunlich geweſen, ſich wieder in ihre Poſten zurückbegeben. Zumahlen „aber den 27. frühe die verläßige Kundtſchaft eingebracht wurde, daß der König „diſen 27. ohnfehlbar Wartha zu recognosciren Vorhabens ſeye; alſo repetirte „ohnverzüglich obige Ordre an Hrn. Obriſten Baron von Trips, welcher auch „zwey Comando, jedes von 60 Hußaren voraus an verſchiedene Gegenden „zwiſchen Frankenſtein und Wartha außſchickte und ſelbſten mit dreißig Hußaren „nachfolgte.

„Weilen aber der König (welcher bereits von denen vorgeſtern außge„ſchickten unſerigen Hußaren benachrichtigt geweſen, mithin ehe von Franken„ſtein aufgebrochen, durch ſeine Hußaren auf und nebenß der Straßen gegen „Wartha alles durchſuchen und recognosciren laſſen, und erſt auf eingelangten „rapport, daß nichts feindliches zu ſpühren, von Frankenſtein abgegangen (noch „vor Anlangung dieſer Comando Vormittags um 11 Uhr in Wartha eingetrof„fen, allwohin dieſelbe von Frankenſtein auß biß nacher Frankenberg durch ein „Escadron Schulenburgiſcher Grenadiers à Cheval nebſt 60 Hußaren durch „ein Escadron Gensdarmes escortiret wurden, ohne daß unſere Hußaren von „des Königs allbereitiger Anweſenheit in Wartha einige Wiſſenſchaft gehabt, ſo „poſtirten ſie ſich indeſſen zwiſchen Wartha und Frankenſtein, und zwar Hr. „Rittmeiſter Komaromi mit 60 Hußaren vorwärts, Hr. Oberſtwachtmeiſter aber „ebenfalls mit 60 Hußaren etwas weiter zurück, und da einige davon einen ſechsſpän„nigen Wagen anfahren geſehen, fielen ſie dieſen in der Meynung alo ob der König „darinnen ſein werde, an und erſchoßen den darinnen ſitzenden, den König zu Wartha „zu complimentiren von dem Fürſtenthum Münſterberg ankommenden Abgeordneten „nebſt einem Landdragoner. Hr. Rittmeiſter Komaromi aber, nachdem er mit ſeinem „Detachement von zwei Lieutenants, drei Cornets, dem Regimentsadjutanten und 60 „Hußaren obgedachte von Frankenberg nach Frankenſtein retournirende und „durch den Preußiſchen Oberſtlieut. von Thürsfort geführte Escadron von 95 „Pferden wahrgenommen, ſo avancirte er darauf und attaquirte ſolche ganz „vigoureux und tapfer anfänglich mit Feuergewehr unweit des Dorfes Baum„garten, und ohngeachtet ſelbige augenblicklich ein Quarré geſchloßen und „ſtarkes Feuer auf die Hußaren, deren doch hierſelbſt nur zwey todtgeſchoßen „wurden) gemahnt, ſolches jedennoch mit dem Säbel in der Fauſt von allen „Seiten zugleich anfiele und dergeſtalten in Confuſion brachte, daß die Grena-

„diers nach einander ausrißen und ſich mit der Flucht zu retten ſuchten, hin„gegen durch die Hußaren ſolchermaßen eingehohlet wurden, daß von dieſen „fünfundneunzig Köpfen kaum acht oder neun (wobey auch der Oberſtlieutenant „und Lieutenant befindlich) ſich mit harter Noth ſalviren können, der Reſt aber „nebſt dem Hauptmann und zwei Fändrichs außer ſechzehn Gefangenen . . . „maſſaeriret, zugleich auch ein Estandart, zwey Trommeln und fünfunddreißig „Pferde erbeuthet, ſo heute durch die mit Preußiſchen Grenadiersmützen bedeckte „Hußaren allhier eingebracht wurden. Unſer Seits ſind drei Todte und ſechs „bleſſirte, deren einer heute geſtorben, nicht weniger drei Pferde verlohren ge„gangen. Des Königs Perſon oder Escorte aber etwas benzubringen, war um „ſo weniger möglich, als obiges Comando des Hrn. Rittmeiſter Komaromi gar „zu ſtark fatiguirt war, und mit der beuthe ſammt den Gefangenen ſogleich „zuruck marchirte, des Hrn. Oberſtwachtmeiſters Comando aber, weilen das Land „alldorten durch Gräben, Berge, Thäler und Wälder ſehr coupiret, von obiger „action nichts wißen, noch ſich conjungiren können und der Hr. Oberſte Trips „nur mit dreißig Hußaren bey Jonsbach ſtunde, einfolglich nahme der König „um 5 Uhr Abends unter ſtarker Bedeckung nicht nur Gensdarmes und Hußa„ren, ſondern auch etlicher hundert Infanterie, welche auf geſchehenen Allarm aller „Orten ausgeruckt war, ſeinen Ruckweg wieder nach Frankenſtein“ . . .

[17]) Capello. 18. März 1741. „Viene deseritto perturbato et agitato, „temendo la forza che gli va incontro, e li nemici che li sovrastano“ . .

[18]) Relation sur les finances et sur les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[19]) Bericht des Grafen Wallis an den Großherzog. Berlin, 27. März 1741. Abgedr. in der öſterr. milit. Zeitſchr. Jahrgang 1813. VIII. 84. Capello aber ſchreibt am 25. März über Glogau's Fall: „Più della perdita della „piazza che non poteva sussistere, è dolorosa e lacrimevole la relazione „delle prede, delle violenze e delle straggi eseguite da' Prussiani contro „ogn' ordine e sesso di persone“.

[20]) Neipperg an den Großherzog. Wien, 2. März 1741. K. A.

[21]) Neipperg an den Großherzog. Olmütz, 15. März 1741. K. A.

[22]) Capello. 1. April 1741. „Orribili sono le esecuzioni contro gl' „impotenti o li renitenti alle contribuzioni. Il Giudice di Jeghendorf fù „appeso al patibolo. Lo furono parimente due giudici di Hermestorf, et „alcuni Decani de' villaggi furono trucidati et esposti con un cartello che „minaccia egual pena agl' altri . . . girano in traccia de' paesani per spe„dirne in Prussia li giovini“. . .

[23]) Capello. 1. April 1741. „La piccola città di Johannestkal è stata „soggetta egualmente che l'altra di Zuemantel e molti villaggi agl' incen„dij de' Prussiani, che l'hanno barbaramente distrutta. Il foco e le loro „barbarie hanno riempito l'infelici Slesiani di spavento o d'orrore“.

[24]) Capello. 8. April 1741. . . „li Slesiani, che s'affollorono con voci „e lacrime di giubilo a benedir il soccorso". Der Magiſtrat von Ottmachau aber ſchreibt am 9. April 1741 an Neipperg: „Nachdeme wir anheunth, Gott „dem Allerhöchſten ſeye ewiger Danck, nach dreymonatlichen erlittenen hartten „drangſalen früh in der achten Stunde von der Königl. Preußiſchen Guarniſon „gänzlich befreiet worden ſein, ſo finden wir unſerer gegen das Allerdurchlauch- „tigſte Ertzherzogliche Hauß von Oeſterreich, Unſerer Allergnädigſte Königin und „Landesfrau angebohrnen pflicht und treue gemäß". . . K. A.

[25]) Neipperg an Philipp Kinsky. Neiſſe, 6. April 1741. K. A. . . „weiß Ew. Exc. ons dieſen Gegenden nichts anderes zu erinnern als daß die „Preußen hin und wieder ſengen und brennen und ärger alß die Tartaren „hauſen; das arme Schleſien iſt hiebey wohl zu bedauern, jedoch zu hoffen, daß „Gott der Allmächtige hierinnen, wan es Zeit, ein Mittler ſeyn wird". . .

[26]) Neipperg an den Großherzog. Grottkau, 8. April 1741. K. A. Iſt „heunt den 8. fruhe vor diſen orth angelangt und den Comandanten zur ohn- „verzüglichen übergab auffordern laſſen, diſer hat ſelbe zwahr unter allerhand „grimacen eine ſtund ohngefähr aufgezogen, endlichen aber, da Er die ſtuckh „aufkhomen und auf das Thor pflanzen geſehen, ſich mit der Garniſon, welche „gegen neunhundert Mann zwahr ſich belauffet, darunter aber biß ſiebenhundert „noch ohnbewährte Reerouten und beyläuffig zwanzig Oberoffiziers . . . zu „Kriegsgefangene ergeben". . .

[27]) Voriger Bericht . . „wiewohlen noch zur Zeit, die wahrheit zu be- „khennen, keine partie genohmen, wohin mich mit dem Corpo eigentlich wenden „werde". . .

[28]) Neipperg an den Großherzog. Mollwitz, 9. April 1741. K. A. . . „nunmehro in der mitten ſtehe und in der überlegung begriffen bin, wie meine „weitere Fürruckhung nach dem feindlichen mouvement und nach bewandtnus „des terrains bewerkſtelligen könne, oder was der Feind nach ſeiner jetztmahligen „ſituation für eine partie nehmen werde". . .

[29]) Feldmarſchall-Lieutenant Graf Rothkirch in ſeinem Aufſatze über die Schlacht von Mollwitz. Oeſterr. Milit. Zeitſchr. Jahrg. 1827.

[30]) Jetzt das Infanterie Regiment Kaiſer Franz Joſeph No. 1.

[31]) Capello. 19. April 1741.

[32]) Capello. 8. April 1741. „La situazione dell' armata della Regina „riguardasi come una vittoria che ricupera e diffende da ulteriori scorrerie „la metà della Slesia" . . .

[33]) Capello. 27. März 1741. „Il Naiberg, ornato di tanta prudenza, „credesi non sia capace d'aventurarsi quando non ne riconosca sicuro l'avan- „taggio, ma già pare che ogni circostanza prometta la vittoria".

[34]) So ſchrieb noch am 12. April 1741 der Hofkriegsrath von Koch an den Feldzeugmeiſter Grafen Walsegg: . . . „unſere ſachen fangen nunmehro

„an ein ganz anderes ausſehen zu gewinnen, dann zeither unſere Armee in „ſchlachtordnung . . . vorrucket, ſo weichet der feind überall". K. A.

[35]) Capello. 15. April 1741. „Dicesi il Rè di Prussia ferito, morto il „di lui fratello, e ferito a morte il Generale Swerin". . .

[36]) Berichte Capello's vom 15. und 19. April 1741. „Molto valore „s' è riconosciuto e celebrato nei Prussiani". . .

[37]) Capello, 19. April 1741. „Ogni altra cosa si poteva temere da „questo Generale, eccetto una sorpresa; tant' era l'opinione della cautella „e della circospezione sua".

[38]) Voriger Bericht.

Siebentes Capitel.

[1]) Finalrelation vom Jahre 1746.

[2]) Conferenznoten vom 18. Nov. 1740. St. A.

[3]) Vom 21. Nov. 1740. St. A.

[4]) Promemoria des öſterreichiſchen Botſchafters Grafen Wratislaw. Dresden, 10. Dez. 1740. St. A.

[5]) Antwort des Grafen Brühl an Wratislaw. Dresden, 16. Dez. 1740. St. A

[6]) Zeno. 26. Nov. 1740. „La casa di Lorena non è grata all' Impero, „perchè pare loro straniera e mezza francese".

[7]) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „L'Imperio tutto nè risente, nè „sofre con indiferenza, che la Regina aspiri a por loro per capo un Prin„cipe straniero, che non conosce le loro leggi e che appena può dirsi del „loro grembo, non avendo altro titolo d'entrare nelle sessioni d'Imperio che „quello gli proviene da un Principato di Slesia, che l'Imperatore defonto ha „concesso alla casa di Lorena in cambio delle pretensioni sue sul Mon„ferrato" . .

[8]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. 18. Febr. 1741. St. A.

[9]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. 5. Febr. 1741. St. A.

[10]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. Wien, 24. Nov. 1740. St. A. Es hat ſich . . „Graf Senßheim gegen dem Fürſten und Biſchoffen von Bam„berg und Würzburg in dieſer materie vernehmen laſſen: nemblichen daß Chur „Bayeren für ſich die Kayſerliche Würde nicht ſuche, eben ſo wenig aber auch „auff Unſers Gemahls Liebden mit Dero ſtimm gehen, herentgegen in dem fall, „da Wir mit einem männlichen Erben erfreuet würden, demſelben zur beſtengung „des Kayſerlichen Throns gerne verhülfflich ſeyn würde" . . . .

[11]) Voriges Reſkript.

[12]) Zeno und Capello. 31. Dez. 1740. „Per quanto traspira, spiace „alla Francia che con tanto vigore et impegno si promova dalla Regina il

„Duca di Lorena all' Impero. Un Principe a cui ha la Francia tolti li „Stati Patrimoniali non vedrà volontieri esaltato a tanta eminenza in grado „forse un giorno di riprenderseli, e recar molestie all' interno stato della „Francia".

[13]) 15. Nov. 1740. St. A.

[14]) Wasner an Sinzendorff. Paris, 12. Jänner 1741. St. A. „wobey „ich nicht umbgehen kan, nicht allein dem Hoff, sondern auch der gesambten „Nation die gerechtigkeit zu leisten, daß man allhier dißen Preußischen betrag „mit nicht wenigerem abscheu alß verwunderung ansihet". Und am 7. Febr. „1741 schreibt Wasner an Maria Theresia: „Gewiß jedoch ist daß nicht allein „der Hoff sondern auch die gantze hiesige Nation von dem Preußischen unter- „nehmen und dasiges Königs gantzem betrag mit abscheu und verächtlichkeit „sprichet, wie dan auch dem Fürst von Liechtenstein und mir von sehr guter Hand „zugekommen, daß der König selbsten sich die eigne Worte entfallen laſſen: ce „roy de Prusse est un fou; der Cardinal aber gegen den Portugesischen Bott- „schafter Don Louis d'Acunha gemeldet habe: C'est un mal honneto homme „et un fourbe".

[15]) Fürst Liechtenstein und Wasner an Maria Theresia. Paris, 14. und 26. Dez. 1740. St. A.

[16]) Marquis Choiseul de Stainville an den Grafen Richecourt. Paris, 11. Jänner 1740. St. A. . . . „la desmarche peu mesurée du roy de prusse „paroist revolter cette Cour, mais en mesme temps je ne trouve pas qu'on „preune le party ferme qui seroit necessaire pour l'empescher de faire des „conquestes".

[17]) Fürst Liechtenstein und Wasner an Maria Theresia. Paris, 14. Dez. 1740. St. A.

[18]) Zeno und Capello. 19. Nov. 1740. Il Rè di Spagna si mostra afflittissimo e sorpreso della morte dell' Imperatore . . .

[19]) Zeno und Capello. 24. Dez. 1740.

[20]) Zeno und Capello. 21. Jänner 1741.

[21]) Capello. 18. Febr. und 25. März 1741.

[22]) Zeno und Capello. 21. Jänner 1741. „. . . prescrizione questa cosi „chiara, che non si può contradir, se non opponendosi e contradicendo „l'eredità".

[23]) Wasner an Maria Theresia. Paris. 7. Febr. 1741. St. A.

[24]) Flassan. Histoire de la diplomatie française. V. 140.

[25]) Er war im Jahre 1684 geboren, also in seinem 57. Lebensjahre.

[26]) Schon am 10. Jänner 1741 sagt er zu Wasner: „Si vous saviez, „Monsieur, combien je suis accablé, et quelle est ma situation, vous me „plaindriez; je suis comme dit l'ecriture: in medio pravæ et perversæ na- „tionis" . . . . St. A.

[27]) Versailles, 20. Jänner 1741. St. A.

[28]) Gleichfalls vom 20. Jänner 1741. St. A.

[29]) Das Original befindet ſich im Staatsarchiv. Es iſt undatirt, von Amelot unterzeichnet und wurde von Wasner mit Bericht vom 7. März 1741 nach Wien geſchickt.

[30]) Vom 26. Febr. 1741. St. A.

[31]) Cardinal Fleury an Maria Thereſia. 26. März; an den Großherzog 1. April 1741. St. A.

[32]) Wasner an Maria Thereſia. Paris, 7. März 1741. St. A.

[33]) Wasner an Maria Thereſia. Paris, 13. April 1741. St. A.

[34]) Am 2. April 1741. St. A.

[35]) Maria Thereſia an Fleury. 21. April 1741. St. A. Der nach Bartenſtein's Andeutungen von Maria Thereſia eigenhändig beigefügte Zuſatz lautet: „Je vous suis bien obligée pour la felicitation sur la naissance de l'Archiduc, „et pour les voeux que vous faites à cette occasion. Je souhaite que cet „evenement rend le Roy T. C. plus facile à mes désirs. Vous êtes trop „éclairé pour ne pas sentier que je ne puis ny ne dois negliger l'amitié „d'aucun Prince. Je n'ai sûrement pas negligé celle du Roy T. C. dont „je connois tout le prix. Mes letres en font foy, et vous avez reconnu vous „même qu'il n'y a eu que du malentendu en ce qui s'est passé au suget de „la notification et des letres de creance. Aucun malentendu ne doit altérer „l'amitié, des qu'il est eclairci. Comme vous m'assurez positivement que le „Roy T. C. ne rompra pas la paix, à moins qu'il n'y soit forcé, je ne puis „plus douter qu'elle ne soit comme je le souhaite eternelle, mes sentimens „et ceux de mon epoux etant parfaitement les mêmes. Tout ira bien dès „que vous les connoitrés mieux et nous rendrés plus de justice. Ce sera le „moyen le plus sûr d'affermir le repos et la felicité des peuples qui est „l'unique but que je me propose".

[36]) Wasner an Sinzendorff. Paris, 12. Juni 1741. In Chiffern. St. A. „Dießer tägen hatt mich Einer auß dem Hauß des Sardiniſchen Bottſchaffters „verſichern wollen, daß jüngſtens zu München eine Off- und Deffensive Allianz „zwiſchen Frankreich, Spanien und Bayern würkhlich unterzeichnet worden „ſeye" . . .

[37]) Wasner an Maria Thereſia. Paris, 31. Mai 1741. St. A. „Er „könte mir aber ſchwöhren, daß ſolches gewiß keineswegs in der Abſicht, einen „Krieg zu unternehmen geſchehete" . . .

[38]) Wasner an Maria Thereſia. Paris, 27. Juli 1741. St. A.

[39]) Voriger Bericht.

Achtes Capitel.

[1]) Zeno und Capello. 24. Dez. 1740.

[2]) Graf Brühl an Wratislaw. Dresden, 16. Dez. 1740. St. A.

[3]) Zeno und Capello. 31. Dez. 1740.

[4]) Khevenhüller an den Großherzog. Dresden, 27. Febr. 1741. St. A. „Mon pauvre vieux collegue Wratislau a la goute et ne peut faire la „moindre chose". . .

[5]) Capello. 28. Jänner 1741.

[6]) Graf Ostein an Maria Thereſia. London, 13. Febr. 1741. „E. K. M. „ſollen nur ſich nicht mit Preuſſen vergleichen; man wurde ſchon mittel finden, „Ihn König in ſolche enge zu treiben, daß Allerhöchſtderſelben der ſchaden wurde „erſetzet werden, auch andere dabey des ihrigen ſich erhollen können, Ihme, „König von Preuſſen müſte der muth zu weitheren dergleichen muthwillen be„nommen werden. Er König von Engelland mache hierzu ſeinerſeits alle mög„lichſte Veranſtaltungen". .

[7]) Graf Ostein an Maria Thereſia. London, 27. Jänner 1741. „Ich „erklähre demſelben", ſagte ihm König Georg, „daß Ich mit aller meiner eige„nen Macht undt mit denen anverlangenden däniſch- undt heſſiſchen Auxiliar„Truppen gegen Preuſſen agiren werde". . . St. A.

[8]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. 2. April 1741. St. A. „Robinſon hat gleich allen anfangs den eyfrigſten Vorſprecher des Königs von „Preuſſen abgegeben. Er hat alles angewendet, umb was ſowohl von innen „alß von auſſen zum hieſigen behuff beſchehen kondte und beſchehen wollen, zu „hintertreiben: ſogar daß auch nach würklich erfolgten einfall in Schleſien er „dieſe ſeine bemühung auff eine Arth an Tag geleget, worüber ſich alle andere „fremde Miniſtri . . . geärgert haben. Des Gotters und Borcks längeren auf-

„fenthalt hat er zu erzwingen vermeint, die preußiſche Anforderung auf Jägern„dorf verthädigt und auch zur Zeit, da Uns der König ſein Principal einen „ſchädlichen Vergleich mit Preuſſen mißrathen, und die Nothwendigkeit, den „preußiſchen Uebermuth und macht zu mindern, erkandt hat, ganz anderſt ge„ſprochen". . .

[9]) Oſtein an Sinzendorff. London, 31. März 1741. St. A.

[10]) Oſtein an Maria Thereſia. London, 13. Febr. 1741. St. A. „Die „abſicht, ſo Er König für ſich darunter führet, gehet auf die behaltung deren „conquetten, welche er mittels Seiner operationen über Preuſſen zu machen „gedenkhet". . .

[11]) Khevenhüller und Wratislaw an Maria Thereſia. Dresden, 21. Jänner 1741. St. A.

[12]) Oſtein an Maria Thereſia. London, 17. März 1741. St. A.

[13]) Répouse demandée par M. de Robinsou en forme d'un mémoire raisonné. St. A.

[14]) Mit Reſcript vom 29. März 1741. St. A.

[15]) In der öſterreichiſchen Antwort heißt es: „La Maison d'Autriche „n'a jamais scû ce que c'est que d'employer des bandits. La piété de la „Reine et les sentiments du Grand-Due sont trop connus pour que personne „s'y laisse surprendre. D'ailleurs la fable du serment prêté par un de ces „bandits en presence du dit Grand-Due dans le conseil aulique de guerre „est si mal inventée qu'il n'est pas possible qu'elle trouve aucune créance".

„L'imposture d'un pareil aveu, si jamais il a existé, saute aux yeux „de quiconque connait les usages de la Cour de Vienne. C'en est assés „dire, puisque tant la Reine que le Grand-Due n'ont pas besoin de se jus„tifier d'une imputatiou qui ne mérite que leur juste mépris".

[16]) Oſtein an Sinzendorff. London, 8. April 1741. St. A.

[17]) Schreiben Maria Thereſia's an den König von England. 7. Mai 1741. St. A.

[18]) Neipperg an den Großherzog. Neiſſe, 30. April 1741. K. A.

[19]) Neipperg an den Grafen Philipp Kinsky. Neiſſe, 21. April 1741. K. A. „Die Expreſſionen deren ſich Ihro Kön. Maj. . . ſowohl alß des . . . „Großherzogens . . Kön. Hoheit, annebſt auch Ew. Exc. meinetwillen bedienen, „ gereichen mir freylich zu einer Zeit, da ſelbige am allerwenigſten verdiene, zu „groſſer conſolation, dargegen aber bin urbiethig, mich allen anderſeithigen cri„tiquen, ohne darüber empfindlich zu ſeyn oder mir es zu Gemüthe zu ziehen, „zu unterwerffen, nur iſt mirs zu thun um Ihro Kön. Maj. Dienſte und daß „beſte und wohlfahrt der Länder welche haubtſächtich darunter teyden, und um

„die reputotion unſerer woffen, die ſich doch in vorigen Zeiten vor onderen „iederzeit distinguirt haben. Mein porticulare iſt hiebey doß geringſte, welches „gerne ſacrificire. . . Gethrout ein onderer von denen ſo mich critiſiren, beſſer „als ich zu thun, ſo bin um der Königin und ihrer Lönder wohl zufrieden und „all ougenblickh urbiethig, ihme das Commando von diſen Corpo, welches „ohnehin wie Ew. Exc. wiſſen, einzig und ollein Ihro Kön. Moj. . . und des „Großherzogens Kön. Hoh. zu Gehorſam, mithin weder aus Ehrgeiz noch „Eigennutz oder anderen Nebenabſichten über mich genohmen, abzutretten". . .

Die Schreiben, welche Mario Thereſia und der Großherzog on Neipperg ſelbſt nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlocht bei Mollwitz ergehen ließen, ſind abgedr. in der milit. Zeitſchr. Jahrg. 1818. Bd. IV. S. 401—404.

[28]) Maria Thereſio an Neipperg. 21. Moi 1741.

Neuntes Capitel.

[1]) Robinſon an Lord Harrington. 4. April 1741. Bei Coxe. II. 258.

[2]) Foscarini. Storia arcana. 199. 203.

[3]) Eugen an Philipp Kinsky. 22. Dez. 1728.

[4]) Podewils an König Friedrich. Wien, 24. Mai 1747. Sitzungsberichte der Akad. V. 516.

[5]) Am 24. Mai 1741.

[6]) Robinſon an Lord Harrington. 2. Juli 1741. Bei Coxe. II. 246.

[7]) Bericht Robinſon's vom 27. Juni 1741. Bei Raumer S. 132.

[8]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein. Preßburg, 3. Juli 1741. St. A.

[9]) Alle drei Verträge, vom 24. Juni 1741 datirt, befinden ſich im St. A.

[10]) Maria Thereſia an Reipperg. Preßburg, 3. Juli 1741. St. A.

[11]) Voriges Reſcript.

[12]) Maria Thereſia an Reipperg. 14. Juli 1741. St. A.

[13]) von Zöhrer an Maria Thereſia. London, 4. Sept. 1741. St. A.

[14]) Hannover'ſche Erklärung vom 22. Juli 1741. Bericht des Grafen Oſtein vom 23. Juli. St. A.

[15]) Graf Oſtein an Maria Thereſia. Hannover, 31. Juli 1741. St. A.

[16]) Points donnés à M. Robinson ce 31. Juillet 1741. St. A. Sie beginnen mit den Worten: „S. M. la Reine . . . ayant donné à connoitre que „pour faciliter un accomodement amiable avec le Roi de Prusse, Elle se „montrera aussi facile du côté des païs-bas que ferme et inébranlable du „côté de la Silésie“ . . . .

[17]) So ſchrieb ſie um jene Zeit an Philipp Kinsky: „J'ai trouvé neces„saire de tromper mes Ministres, mais comme je ne conte que sur vous, je „ne vous y comprends point dans ce nombre et vous fais dépositaire de „mes veritables sentiments. On lira aujourdhui les points donnés par Ro„binson, comme celui-ci est fait meme entendre jusqu' à des menaces, il est

„necessaire de tacher d'avoir encore la porte ouverte par là et de le mé„nager; peut-etro aura-t-on des meilleures conditions à cause de cela de „l'autre côté. Ma ferme résolution est de ne jamais céder quelque chose „de la Silésie, encore moins toute la basse; j'ai pourtant tout fait de faire „entendre au Chancelier qu'en forme de hypotheque la ville de Breslau non „comprise deux millions pour nous et contenter la Saxe, tous ses forces „contre nos ennemis et pour la couronne impériale; jo laisserai un peu „marchander et qu'on sonde sur cela Robinson. Tout mon idée est cela; „Dieu me garde que je penserois de le faire, bien loin! mais de tromper „les Ministres même qui le divulgueront d'abord partout; on retiendra Ro„binson, on l'amusera jusqu'à une repouse de la Bavière, et meme j'ecrirai „sur le meme ton aux imp. (impératrices?) pour avoir une plus prompte. „personne ne sait rien de cette idée que vous, et avec Bartenstein vous „pourrez parler, et même venir ce soir, je suis seule.“ Fürſtlich Kinsky'ſches Archiv zu Prag. Abgedr. bei Folkmann: Die fürſtliche Linie des Geſchlechtes Kinsky. S. 58.

[18]) Maria Thereſia an Philipp Kinsky. „Tout est en confusion; je „n'ai pu vous envoyer les papiers, n'ayant que ceux que le Chancelier m'a „apporté, que je devois d'abord rendre, vous verrez par mon billet, de quoi „il s'agira, car je suis sure que le Roi accepte les propositions de Silésie „dont je suis inconsolable. j'ai fait ordonner qu'on fasse une tentative avec „lui pour les pais-bas sil voudroit vuider la Silesie. Avec Robinson il n'en „sera rien, car ils se sont mis en tête d'avoir la Silesie, et ils l'auront, „mais wehe denen, surtout s'ils m'attrappent dans un moment de mauvaise „humeur comme je suis actuellement. Je voudrois bien vous parler, voyez „d'attrapper l'occasion, si cela seroit même pendant les vêpres.“ Abgedr. bei Folkmann S. 62.

[19]) Capello. 25. Aug. 1741.

[20]) Die Verhandlung, aus drei Schreiben Sinzendorff's, welche jedoch, wie es ſcheint, ſämmtlich nicht unterzeichnet wurden, und drei Antworten Wolf Wertheimber's aus München vom 25. Juli, 8. Auguſt und 22. Auguſt 1741 beſtehend, befindet ſich im St. A.

[21]) Maria Thereſia an Wasner. Preßburg, 16. und 24. Aug. 1741. St. A.

[22]) Maria Thereſia an Wasner. Preßburg, 30. Aug. 1741. St. A.

[23]) Capello. 1. April 1741. „Erano arrivati alla Corte due Deputati „di Breslavia assicurando alla Regina la fede e la costanza di quei Abi„tanti. . . . Promisero resistere all' insistenze per introddur pressidij nella „piazza, avendo scacciati alcuni degl' Emissarij e degl' Amici de' Prussiani . . .“

[24]) „Preßlau iſt beſetzt, unſere propositiones verworffen, auſſer Unter „Schleſien, welches man aber in 24 Stunden müſte accordiren. Ma reponse „est donné, tout est fini, à cette heure conseil, je vous attends à 7 heure „et demie; je suis très-abbatue, ne faites point semblant à mon vieux.“ Folkmann. 61.

[25]) Ecrit de M. Robinson presenté le 17 Aoust 1741. St. A.

[26]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein und den Freiherrn von Jarheim. Preßburg, 18. Aug. 1741. St. A.

[27]) Die Königin an die Vorigen. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[28]) Capello. 15. Aug. 1741. „Mostrò la Regina ripugnanza e forte „resistenza. Ha però chiamata la conferenza . . .“

[29]) Capello. 18. Aug. 1741.

[30]) Capello. 25. Aug. 1741. „Non v'è circostanza no giornata che „non aggiunga angustia ai consigli, che finalmente jeri sera si sono deter„minati . . .“

[31]) Capello. 25. Aug. „Dissentienti li Ministri dopo molte conferenze „convennero nel concorde sentimento di cedere alla violenza delle circo„stanze. Restò sola nell' opinione la Macstà Sua, ressistendo due giorni; „finalmente ha dovuto uniformarsi ed assentire.“

[32]) Maria Thereſia an Oſtein. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[33]) Capello. 18. Aug. 1741. „Non si ponno descrivere ne raccolgere „le universali mormorazioni contro gl' Inglesi non solo per l'inutile maneggio „del Robinson, che aveva fatto concepir tanta speranza, ma per la più „inutile espettazione, abortendo il proggetto che gli Hannoveriani si sareb„bero prontamente posti in azione . . .“

[34]) Projet de la convention à faire avec le Roi de Prusse daté à Presbourg le 24 Aoust 1741 sur l'ecrit de M. de Robinson presenté le 17 du meme mois.

[35]) „si la moindre chose manquoit à ces articles, je me declaro de „n'etre tenue à rien, du reste je l'aprouve. Marie Therese.“ St. A.

[36]) Preßburg, 8. September 1741. „Placet weil kein anders mittel zu „helffen, aber wohl mit mein gräſten hertzenleid. Maria Thereſia.“ St. A.

[37]) Eigenhändig an Sinzendarff: „si on crois que c'est la force, qu'on „le laisse; moi je l'ais cru superflus, surtout la remontrance que les choses „qui content le plus se tiennent le plus, mais elles peuvent rester. toute cette affaire at etoit traité contre mon gré; qu'elle peut s'achever de meme, je m'arreterois pas à ces paroles. Marie Therese.“ St. A.

[38]) Maria Thereſia an den Grafen Oſtein und den Freiherrn von Jarheim. Preßburg, 9. Sept. 1741. St. A.

[39]) Maria Thereſia an Neipperg. Preßburg, 8. September 1741. St. A. „Es gehet anheunt ein Courier an Lord Hindford mit ſolchen für den König „von Preußen vortheilhaften Friedensbedingnuſſen, daß an dem ſchluß des „werckes nicht wahl gezweyflet werden mag. Von darumben aber habt ihr, in „ſo lang man von dem erfolg nicht vollſtändig ſicher iſt, an aller vorſichtigkeit, „ſo zu Meinem dienſt gereichen oder erfordertich ſeyn mächte, nichts erwinden „zu laſſen. Dann euch lediglich zu dem ende von der ſachen gegenwärtiger „beſchaffenheit verſtändige, darmit in dem fall, wo euch von dem ſchluß des

„friedens mit Preußen der Lord Hindford die nachricht zuſendete .... ihr ſo-
„gleich mit der armee in Böhmen, umb denen Churbayeriſchen und Franzö-
„ſiſchen unternehmungen wiederſtand zu thun, einrucken, und mittlerweyl, ſo
„viel ſich unvermerckt thun läßt, alles darzu vorbereiten .... möget ..."

[40]) Großherzog Franz an den König von Preußen. Preßburg, 8. Sept. Abſchr. (von Pfütſchner's Hand).

„Comme par ce courrier il me semble que les affaires en Silesie se
„vont terminer à la plus grande satisfaction de V. M., je crois pouvoir
„relier ma correspondance interrompue a mon grand regret pendant ces
„tems de trouble, et ie crois pouvoir esperer de V. M. qu'elle voudra bien
„à l'heure qu'il est mettre la main pour pouvoir empecher le mal q'nelle
„nous a predit depuis si long tems, et qui ne se verifie que trop je ne
„doute pas que les sentiments d'amitié qu'elle avoit au commence-
„ment de cette guerre pour la Reine comme pour moy, seront encore les
„memes; dans cette esperance (sur laquelle je ne crois pas me tromper) je
„compte qu'Elle fera ses efforts, pour maintenir la Reine dans la possession
„du reste de ses pays, pour pouvoir toujours avoir en elle une sincere et
„bonne alliée qui soit assés forte pour jointe à V. M. ne rien craindre des
„autres puissences."

„Pour ce qui me regarde, elle scait que je me mets en pretension
„pour la couronne Imperiale et je scais de ses bontés, qu'elle etoit une
„fois aussi portée à me donner sa voix. j'espere que ce present trouble
„etant appaisé, elle voudra bien croire qu'elle ne la donnera jamais à
„quelqu'un qui lui en ait plus d'obligation, et cela ne feroit que reserrer
„l'amitié, que, si j'ose dire, j'ay depuis longtems pour elle, et je suis bien
„faché de ne lui avoir pas pu montrer plutot comme j'aurois souhaité."

„Comptant sur ses bontés, je finis cellcci et me flatte d'en voir
„bientot les effets reels, et que l'on pourra dire qu'elle a reuni le repos
„dans toute la patrie germanique et conservé les Etats de la Reine et dans
„mon particulier je la pourrois remercier pour la couronne Imperiale que
„je tiendray de sa main, et pour laquelle je lui aurois des obligations in-
„finies, etant de V. M. . . ."

„si j'ose je continueray cette correspondance comme avant ces
„troubles; la Reine espere en V. M. comme moy."

[41]) Kaiſerin Eliſabeth an Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Wien, 11. Sept. 1741. Eigenhändig. St. A. „Mon cher Neveux. je romps un
„silence cruel que votre conduite en servant contre nous m'a imposé, ny
„je le feroit si j'avoit d'autre voye pour conjure le Roy de Prusse de me
„rendre en luy un neveux que je puis nommer cher et digne d'estime.
„Apres les affliction que vous deux me cause, la consolation en est entre
„les mains du Roy, la Reine ma fille luy accorde tant que personne l'aura
„garenthier quelle meme, s'il ayde a la remettre et cest etat dans une
„entier tranquillité, et que le Roy ayde a eteindre le feu qu'il a allumé,
„et n'agrandisse luy même ceux cest propre enemis, car il ny faut que la

„mort de lelecteur palatin pour luy en atirer, d'antant plus que l'agrandisse-„ment de baviere et saxe ne peu souffrir qu'il possede tranquillement ce „que la Reine luy laisse en Silesie; ainsi persuadé le Roy de devenir notre „bons Alliés, d'assiste de troupes la Reine à conserve des etat que tant „denemie acablent, car cest meme lavantage des deux maison sil sont en „etroite Alliance, leur pays etant a porte de se pouvoir ayder a soutenir „leur droit reciproquement. je conte tout sur votre representation et sur les „belle qualites que vous possedes. Le Roy que nous ayant atire le mal, „il voudra aussi avoir l'honneur de nous sauver a son tour du precipice et „avoir quelque egard meme pour son propre avantage pour une mere ettante „tres affige, qui apres pourra sans rancune se dire votre affectione tante „Elisabet."

[42]) König Friedrich an Lord Hyndford. 16. Sept. 1741. Bei Raumer S. 146.

[43]) Herzog Ferdinand an die Kaiserin Elisabeth. Au camp de Gross Neuendorff près de la Neisse. Au mois de Septembre 1741. St. A.

„Madame. Lorsqu'il plaira à V. M. d'examiner ma conduite avec „des yeux moins prevenus, je me persuade de son equité que bien loin de „la blamer elle la lonera; la première loy d'un homme qui fait profession „des armes est de conserver la pureté de son honneur; me trouvant au „service du Roy j'ai du preferer, Madame, ce meme honneur aux sentiments „les plus tendre que m'ont fait sentir l'amour de mes parens et de mon „sang; d'ailleurs ce n'est pas un simple volontaire qui decide du sort des „armes, aussi peu qu'un spectateur peut contribuer aux succès d'une tra-„gedie dont il n'est point l'auteur. Je me suis acquité de la commission „dont V. M. m'a chargé, et j'ai fait raport au Roi du contenu de la letre „que Vous m'avés fait l'honneur de m'ecrire, mais Madame je suis au des-„espoir de Vous dire que ce moment en est manqué. Le Roi ayant con-„tracté des engagemens si solemnels, si indissolubles et si inviolables avec „le Roi Tres Chretien et l'Electeur de Baviere, que Sa Majesté m'a declare „nettement qu'elle ne s'en departiroit jamais; le Roi croit avoir trop fait „pour la Cour de Vienne; il m'a dit qu'il l'avoit averti de l'orage qui la „menaçoit, mais puisqu'il avoit vu qu'elle vouloit se perdre, qu'il y avoit „souscrit; je l'ai trouvé fort piqué de la maniere indecente dont on a parle „sur son chapitre a Vienne, quoique sa moderation aille a ne jamais parler „qu'en termes convenables de la Reine d'Hongrie et du Duc; il est de plus „informé, Madame, de toutes les intrignes de l'Imperatrice Amalie à la Cour „de Munic, mais bien loin que ces deux Princes puissent prendre ombrage „les uns des autres, la cordialité et la sincérité de leur union en reserre „de jour en jour les liens plus etroitement.

„V. M. verra par cet exposé combien il est inutile de faire de pa-„reilles tentatives, et qu'il n'y a d'autre moyen que de satisfaire tout les „Alliez a la foi, leur union me paraissant etre cimentée d'une façon à durer „eternellement . . ."

[44]) Dekret des Hofkriegsrathes an den Grafen Salburg. Wien, 11. März 1741. K. A.

[45]) Haff's Natturfft. Linz, 17. April 1741. Schreiben der aberöſterreichiſchen Stände an den Großherzog. Linz, 30. April 1741. St. A.

[46]) Hoff's Natturfft. Linz, 29. April 1741. St. A.

[47]) Haff's Notturfft. Linz, 30. April 1741. St. A.

[48]) Haff's Notturfft. Linz, 12. Juli 1741. St. A.

[49]) Varſtällung nacher Haff. Linz, 1. Sept. 1741. St. A.

[50]) Hahenfeld's Bericht an die Stände. Linz, 7. Sept. 1741. St. A.

[51]) Reſcripte Maria Thereſia's an die oberöſterreichiſchen Stände vam 4., 9. und 12. Sept. 1741. St. A.

[52]) Flebile Promemoria aber Diarium Was ſich bey franzöſiſchen und Churbayeriſchen . . . Einfahl . . . annis 1741 und 1742 zungetragen, verfaſſet von mir Johann Georg Probſten zu St. Florian. Mſkrpt. Archiv des Stiftes St. Florian.

[53]) Karl Albrecht an die oberöſterr. Stände. Schärding, 9. Sept. 1741. St. A.

[54]) 14. September 1741.

Zehntes Capitel.

[1]) Podewils an König Friedrich. 18. Jänner 1747. Sitzungsberichte der Akademie der Wissensch. V. 487.

[2]) Voriger Bericht.

[3]) Capello. 28. Jänner 1741.

[4]) Molitoris an Richecourt. Wien, 13. März 1741. „S. M. la Reine „se porte grace à Dieu aussi bien qu'on puisse le desirer, et trois heures „apres ses couches Elle souhaitoit d'etre derechef enceinte de six mois".

[5]) Capello. 13. März 1741. „Appena sparsa la notizia, il popolo „s'affollò con voci di giubilo al Real Palazzo, e scorrendo per le strade ce-„lebra quasi con furore la propria esultanza. Eransi rivolte a questo mo-„mento le speranze di tutta la Nazione, e nella fatal perdita dell' Imperatore „si riguardava come il solo risarcimento. Pare confirmata la Casa d'Austria „e l'esaltazione del Gran Duca Padre. In questa sera seguirà il battesimo „imponendosi all' Arciduca il nome di Carlo" . .

[6]) Capello. 18. März 1741. „Si eseguì nella sera del martedì la fun-„zione dell battesimo dell' Arciduca. Pochi momenti prima la Regina chiamò „a se l'Imperatrice Madre significandoli che implorato avendo l'intercessione „di San Giuseppe nella gravidanza, si credeva in debito di cambiar le prime „disposizioni e imponere al nuovo Principe il nome del Santo Prottetore, „onde invocato da tutta l'Augustissima Famiglia, fù risservato quello di „Carlo ad altro Figliolo. Universale fù il giubilo anco nella circostanza „del nome, che oltre la venerazione dell' implorata prottezione conmemora „e rinova le speranze della felicità del regno dell' Imperatore Giuseppe" . .

[7]) Capello. 18. März 1741.

[8]) Capello. 29. April 1741.

[9]) Priuli's Finalrelation vom Jahre 1722 . . „quando verranno disgrazie „alla Casa d'Austria, non averà ella da contar molto sopra la costanza „degl' Ungari, e se mancherà senza maschi l'Imperatore, potranno assai „facilmente vedersi gl'effetti molto dissimili dalle promesse" . . .

[10]) Canal an Uhlefeld. Wien, 27. April 1737. St. A. . . . „le maréchal „Palfi a reçu une lettre de l'Empereur remplie de complimens gracieux qui „ne lui ont pas plu dans cette occasion, parceque l'Empereur lui dit qu'en „egard à son grand age et au besoin qu'il a de lui comme d'une personne „de confiance en Hongrie pendant que le Duc sera à l'armée, il ne le „charge pas du Gouvernement de l'armée; le maréchal a d'abord envoié „copie de la lettre à sa fille qui l'a passé au Président de guerre, mais que „pouvoit il y faire; le coup ne partoit pas de lui, il ne pouvoit pas le „parer“ . . . Erizzo aber ſagt hierüber in ſeiner Finalrelation vom Jahre 1738: „Aveva avuto nell' anno precedente la direttione delle truppe in „Ongaria il Maresciallo Palfi, ma per la grave sua età non fù quali„ficato capace di tanto peso, se pure la vera ragione di questo cam„biamento non è stata, ch'essendo egli nomo libero e sincero, non abbiano „piaciuto le relazioni date dell' infelice positura dell' armata“ . . . .

[11]) Aufruf Palffy's vom 26. Jänner 1741 an die Comitate Preßburg, Neutra, Trentſin, Liptau, Beszprim, Sümegh, Bars, Zalad, Eiſenburg, Heves, Bihar, Zathmar, Zabolcs und Komorn, dann an die Jazygier und Cumanier. K. A. Es kommt darin der Ausdruck vor: „habituri prædam liberam“ . . .

[12]) Palffy an den Großherzog. Preßburg, 28. Febr. 1741. K. A.

[13]) Am 24. Oktober 1740. Es wohnten ihr außer der Königin und dem Großherzoge noch Sinzendorff, Starhemberg, die beiden Harrach, Johann Palffy, Philipp Kinsky, Bartenſtein und der Hofkriegsrath von Wöber bei.

[14]) Capello. 11. Febr 1741 „Oggi s'è spedito il Conte Badiani Can„cellier d'Ungaria per concertar di valersi dell' esibizione senza offender „gl'altri riguardi di stato. Gl'esempij passati e il genio non che le antiche „massime di quella nazione non lasciarebbero quieti gl'animi a poner l'armi „in mano di tanti. Si vorrebbe cambiata in dinaro parte dell' offerta, e si „commette che il rimaneute vadi a diffendere li confini, onde entrar non „possino li Prussiani per Jablunca“ . .

[15]) Capello. 18. Febr. 1741.

[16]) Voriger Bericht. Capello ſagt darin vom türkiſchen Botſchafter, daß er „condannò il Rè di Prussia asserendo che Iddio Signore giusto giudice „delle guerre castigherà l'intraprcsa e la violatione della fede, come nell' „Ungheria castigò lo stesso peccato nell' Imperatore“ . .

[17]) Voriger Bericht.

[18]) Capello. 25. März 1741.

[19]) Conferenznoten vom 18. November 1740. St. A.

[20]) Nach dem im Archive der kön. ungariſchen Hofkanzlei befindlichen Diarium Diaetale waren nur Johann Palffy, Joſeph Eſterhazy und Thomas Szirmay, Obergeſpan des Saroſer Comitates, nach Kolinovics auch noch Peter Andraſſy, Ladislaus Erdödy und Johann Bartolotty deutſch gekleidet. Auch der ſpäter eingetroffene Graf Karl Zichy trug nach dem Diarium Diaetale deutſche Kleidung. Daß ſolches ausdrücklich erwähnt wird, zeigt welchen Werth man ſchon damals auf dieſe Dinge legte.

[21]) Aus dem Hauſe Czeßnek.

[22]) Vom 21. Jänner 1741. Archiv der ungariſchen Hofkanzlei. Abgedr. bei Schwandtner. Script. rer. hung. II. 558.

[23]) Capello. 20. Mai 1741.

[24]) Jeder Mann erhielt drei neue Siebzehner. Wiener Diarium. 457.

[25]) Capello. 20. Mai 1741 . . „non laseia però la Regina di sperar „di persuadere con la sua presenza la dieta“ . . .

[26]) Hierüber berichtet das allein authentiſche Diarium Diaetale: „Idem „D. Protonotarius Péchy refert Dominum Archiepiscopum Strigoniensem „reliquosque Magnates censere, ut dum Sua Majestas Regia juramentum „super diplomate solemni ritu deposuerit, acclamatio fierit in hunc modum: „„vivat Domina et Rex noster““, et licet fuissent, qui acclamationem ita „fieri posse putarent: „vivat Rex et Domina nostra“, substitere tamen l. „Status in priori norma per Dominos Magnates projectata“. Auch Schwandtner, II. 537 hat dieſe richtige Angabe. Hienach iſt Kolinovics, 149 zu berichtigen.

[27]) Capello. Preßburg, 23. Juni 1741. „La Regina usando con amira„bile eleganza la lingua latina, accolse li Deputati con espressioni abon„dantissime di benignità e di riconoscenza, onde esultò tutta la nazione nel „riconoscere ornata la Sovrana di tanta clemenza e tanta grazia“.

[28]) Capello . . . „il cocchio della Regina ornato e scoperto quasi di „trionfo“ . . .

[29]) Die königl. Propoſitionen ſind abgedruckt bei Schwandtner. II. 580.

[30]) Wortlaut des Inauguraldiploms. Archiv der ungar. Hofkanzlei.

[31]) Abgedr. bei Schwandtner. II. 588.

[32]) Der Ausdruck „vitam et sanguinem“, kommt hier zum erſten Male vor.

[33]) Capello. 23. Juni. „Era aggravato dalla podagra, onde appena si „resse in piedi per compir all' offizio e al complimento“.

[34]) Nach Kolinovics: Nova Ungariæ Periodus S. 104 und 105 hatte Palffy ſchon einige Wochen früher die betreffenden Siegel anfertigen laſſen.

[35]) Capello. 30. Juni 1741. „La dieta fù raccolta in una intiera gior„nata, per preparare il diploma e convenire gl'articoli; non ostante questo „è il primo caso che in così breve spazio di tempo siano concertati. La „forma degl' esami eguali alli métodi della dieta di Polonia produce tumulto „e confusione. La moltitudine e la diversità de' Deputati, che senza ordine „insorgono a parlar e interrompersi ha sempre aggiunto dilazione e difficoltà „alle deliberazioni“.

[36]) Capello. 30. Juni. „Comprendeva in oltre il vincolo nelle vacanze „del Palatino di far seguir l'elezione nel primo anno, ma come si teme si „pensi al caso di differirla, e si tenti un qualche titolo ammesso alla rien„sata corregenza o all' antica locotenenza, introddur il Gran Duca, così pare „gl'Ungari vogliano validamente sostenerlo“.

[37]) Voriger Bericht. „Si desidera ampliazione de' Privileggj, e benchè „le nuove ricerche devono prodursi alle Diete susseguenti, tentorono gl'Un- „garesi introdlur le principali nel Diploma, discendendo negl' articoli dalli „termini generali alli particolari. Questi sono coll' esempio de' Rè Precessori „levati, risservandoli alle posteriori spiegazioni, che si propongono alla Dieta. „Non ostante non so ommetter di rilevarne le tre che formano li principali „argomenti. In uno si esclude dalle cariche e dai benefizij particolarmente „ecclesiastici li non nativi nel Regno, negando che l'incolato o la nobiltà „concessa per grazia li abbia a render capaci, mentre l'esperienza ha di- „mostrato che in tal modo sono intrusi al arbitrio li forestieri che cercano „il privileggio, non per il freggio, ma per la rendita, abuso dal quale molti „altri Stati sono pregiudicati. Nell' Ungaria però giova a Sovrani che parte- „cipino nel Governo et entrino nelle diete forestieri, onde non avendo altro „adito si vorrebbe aperto quello delle dignità particolarmente ecclesiastiche. „La Regina nel diploma l'ha dichiarito compreso nei privileggj generali, „onde si spiegherà nelle dichiarazioni delle nuove sessioni, anzi l'articolo „fù ommesso intieramente, mentre comprendeva l'esercizio di varie altre „cariche contrario al possesso in cui sono alcuni Ministri Tedeschi".

[38]) Capello. 23. Juni. „Li modi con li quali egli (der Großherzog) e „singolarmente la Regina abbondano verso l'Ungheria, fanno arguire che „abbino l'oggetto di captivarli" . .

[39]) Kolinovics. 207.

[40]) Diese Schreiben und das Inauguraldiplom sind abgedr. bei Schwandtner. II. 592—597.

[41]) Capello . . . „per strade oblique prevenne in situazioni inosservate „la Regina, onde veder tutte le ceremonie" . . .

Eilftes Capitel.

[1]) Diarium diaetale.

[2]) Kolinovics. 264.

[3]) Kolinovics. 334.

[4]) Aus dem älteren Zweige der jüngeren Linie des Hauſes Forchtenſtein.

[5]) Kolinovics. 301. 302.

[6]) Kolinovics. 286.

[7]) Diarium diaetale.

[8]) Kolinovics. 340.

[9]) Kolinovics. 344.

[10]) Ranke. Neun Bücher preußiſcher Geſchichte. II. 359.

[11]) Kolinovics. 450. 451.

[12]) Noch am 11. Auguſt ſchreibt Capello: „Il Palatino del Regno per „captivarsi maggiormente la grazia della Maestà Sua ha esibito armar qua„ranta milla Ussari in diffesa della Boemia e dell' Austria Superiore. Neces„sario et opportuno sarebbe il soccorso, ma grave e pericoloso il poner „l'armi in mano a tanti Ungari."

[13]) Capello. 8. Sept. 1741. „Ieri mattina (la Regina) ha chiamato „in conferenza li principali del regno per esporgli le circostanze sue, de„plorando la disgrazia de' sudditi, non la propria. Indi rivoltasi agli Un„garesi gli protestò che dal loro valore dipende la diffesa della Corona, del „Regno e forse di tutti gli Stati, e con amirabile eloquenza li eccittò ad „armarsi. Tutti concordemente offersero se stessi, li figli e le rendite. Indi „fù stabilito formar un esercito di 40/m. Ungari, la maggior parte a cavallo, „e spedirli contro li Francesi; anzi jeri sera e questa mattina si sono spe„diti li ordini ai Comitati. Supplicano che la Regina prescielga Raab, e „nelle loro mani ponga la preziosa preservazione sua e dell' innocente Erede. „Parmi che Sua Maestà inclini ad abbracciar l'offerta, ma può esser ancor

„immatura; anzi mi è noto che spera persuader l'Imperatrice diferir la par-
„tenza, intanto che li Gallobavari passassero il fiume, e se mai manifestas-
„sero il disegno del bloco o dell' assedio, in quel solo pericolo credesi si
„determinerà ritirarsi anco la Regina, Principessa che dotata dalla divina
„providenza delle virtù addatate a tante disgrazie avrebbe valore e coraggio
„per sostenersi a resister a qualunque cimento, ma le terribile conseqnenze
„si spera la disnaderanno."

[14]) Capello. 15. September. „La Regina istituito solenne triduo e
„continue preghiere si è risolnta all' estremo rimedio. Conosciute le pronte
„disposizioni . . dei principali Ungari ad armarsi e diffenderla, si determinò
„a persuadere l'intiera nazione all' universal insurrezione, che è appunto
„prescritta dalle leggi istitutive agl' estremi casi. Rare volte si prevalsero
„li Sovrani di un rimedio cosi effieace o insieme pericoloso, molto più che
„armandosi tutta l'Ungheria, le differenti popolationi, l'ordini differenti delle
„pertinenze, singolarmente la confusione de' Protestanti con Cattoliei sono
„tutti obietti gravissimi, ma tutti cedono all'angustia di tanti pericoli . . ."

[15]) Diarium diaetale. Die Rede iſt wortgetreu abgedruckt bei Coxe. II. 265.

[16]) Kolinovics. 492.

[17]) Mailath irrt, wenn er in ſeiner Geſchichte der Magyaren IV. 8. behauptet, nach dem Diarium diaetale hätte der Primas vor Maria Thereſia geſprochen. Nach dem Diarium diaetale fand vielmehr gerade das Gegentheil ſtatt, und die Darſtellung bei Kolinovics iſt richtig.

[18]) So lautete nach dem Diarium diaetale der allgemeine Zuruf. Die Worte: „Moriamur pro rege nostro" wurden nicht geſprochen, wenigſtens kommen ſie weder im Diarium diaetale, noch in dem gleichzeitigen Berichte Capello's, noch bei Kolinovics vor. Maria Thereſia's Sohn, der ſechs Monate alte Kronprinz Joſeph, befand ſich damals noch in Wien und nicht in Preßburg; er konnte alſo nicht von ſeiner Mutter auf den Armen gehalten werden. Capello ſchreibt am 15. September über den Vorgang im königlichen Schloſſe: „Il giorno dei 11
„sarà sempre di molta gloria alla Regina e alla nazione. Convocata tutta la
„dieta al trono ove stava assisa la Maestà Sua, fece leggere dal Cancelliere
„d'Ungaria la ricerca. . . . È questa l'esposizione dello stato infelice della
„Monarchia, la ricerca e la fiducia insieme negl' ajuti degl' Ungaresi.
„V. V. E. E. osserveranno essersi poscia espressa la Regina come da ogn' altro
„abbandonata, che ricorreva alla fede, all' armi et all' antico valore dell' Un-
„garia, implorando diffesa all' imminente pericolo del Regno, della Real per-
„sona e de' Reali Figlioli. Proruppero in lagrime, indi con una sol voce
„tutti offersero e sangue e vita. Commossi da gloria, da amore e da sdegno
„tutti entrarono nella gran Sala e stabilirono questo il caso dell' in-
„surrezione."

[19]) Kolinovics 493. „Der Teufel möge ſie holen," riefen ſie ihnen in ungariſcher Sprache zu.

[20]) Kolinovics. 493. 494.

[21]) Diarium diaetale.

[22]) Diarium diaetale.

[23]) Diarium diaetale.

[24]) Capello, 22. Sept. 1741.

[25]) Kolinovics. 530.

[26]) Von den uns zu Gebote ſtehenden Quellen kommen nur im Diarium diaetale die Worte vor: „allatus etiam in faſciis Sereniſſimus quoque tenel„lus Regius Princeps, cui aeque per univerſos Inclytos Status et Ordines „Regni feſtiva acclamatione Vivat! applauſum.“ Kolinovics, welcher doch ſonſt auch jedes unbedeutende Ereigniß mit ſorgſamer Genauigkeit verzeichnet, erwähnt deſſen gar nicht, und ebenſowenig iſt dieß von Seite Capello's der Fall.

[27]) Julione geborne Gräfin Stubenberg.

[28]) Capello ſchreibt hierüber am 22. Sept.: „Si è celebrato in gala „l'avenimento, ne la Regina omise dimoſtrazione alcuna d'aggradimento e „di compiacenza. Magnifici regali si sono divisi ai principali Magnati, con„cesse grazie e publicata la promotione de' Conſiglieri e Ciambellani tanto „desiderata dagl' Ungari . . .“

[29]) Mario Thereſia an den Feldmarſchall Prinzen von Sachſen Hildburgshauſen. Wien, 31. Dezember 1741. K. A. „Der in dem Londtags Articul „zur Mannſchaftsſtellung vorhergeſehene termin iſt bereits zu Ende, deme ohn„geachtet nicht mehr als etliche hundert theils zur Armee nach Böhmen, theils „zum Khevenhüllerſchen Corpo obgeſchickte Portoliſten bishero zum Vorſchein ge„kommen; von denen übrigen Inſurgenten zu Pferd iſt von denen wenigſten „Comitoten noch einmahl zu wiſſen geweſen, was an Mannſchaft und Pferden „vorhanden, wan ſelbe aufbrechen und wan die übrige nachfolgen werden; die „nembliche beſchaffenheit hat es mit dem Fußvolk, wovon man alhier eben nichts „mehr verläßliches als zu Preßburg weiß . . .“

[30]) Schon am 18. Auguſt ſchreibt Capello über ſie: „il tempo di rac„colgerli e la qualità della milizia non corriſponde alla eſigenza . . .“

[31]) So ſchreibt Philipp Kinsky am 22. Sept. 1741 an Neipperg: „si „vous avancez vers nous, je vous conjure de renvojer ces maudits pandours „pour la Hongrie, si vous ne voulés pas deſoler notre pays . . .“ K. A.

[32]) Schon am 2. Juli 1741 ſchrieb Neipperg an Trenck: „es iſt Ihnen „ja von ſelbſten bekandt, daß Sye nicht herein beruffen worden, das Land zu „plündern oder ſonſtige Ungebührlichkeiten ausüben zu laſſen, ſondern alleinig „dem Feind Schaden und Abbruch zuzufügen; ſo iſt aber bis zu dato durch „ſelbe dem Feind einiger Schaden nicht geſchehen, wohl aber gegen dem Land „und deſſen Inwohner, wie von allen Seiten her häufige Klagen einlauffen, „groſſe insolenzien, als mit brügeln, ſchlagen, Gelderpreſſungen und ſonſten „ausgeübet worden, welche bei ſchwähreſter Verantwortung vermieden wiſſen „will; und wan Sye ſich nicht ſo viel authoritet geben können, ſich von ihren „unterhabenden leuthen reſpectiren und gehorſammen zu machen, ſo ſehe nicht „worzue Sye mir allhier dienlich ſein ſollen . . .“ K. A.

[33]) Am 27. Oft. 1741 ſchreibt Neipperg über ſie an den Großherzog: „Nous scavons icy ce qui en est à peu près par les trois regiments nou„veaux qu'on m'avoit envoyé et que j'ay renvoyé avec une joie inconce„vable et d'où vient qu'on ne met pas plutot les regimens husards à 1000—1200 „ou jusqu'à 1500 chacun; on en tireroit au moins quelque service que vous „ne tirerez jamais de cette multitude inexperte qui n'est bonne qu'à désoler „les pais où elle se trouve . . ." K. A.

[34]) Neipperg an den Hofkriegsrath. 21. Juli 1741. K. A.

[35]) Capello. 6. Oft. 1741.

[36]) Capello. 6. Oft. „La camera bassa d'Ungaria si considera pel „numero, per la qualità di soggetti . . la popolare, o in consequenza la più „pericolosa nelle risoluzioni del Regno e nelle esecuzioni delle Reali com„missioni. In quésta settimana aveva posto in contingenza non solo il fine „e la quiete della dieta, ma la stessa insurreziono degl' Ungari esibita alla „Regina e tanto necessaria alla diffesa della Corona e dei Stati. Dalla „necessità appunto dessunsero argomenti, onde rillevare che maggior oppor„tunità non potevano attendere per esiggere dalla Sovrana privileggj et „esenzioni. Erasi la Maestà Sua concretata nelle ricerche avanzate al So„glio da ambe le Camere, alle quali con singolar clemenza concedeva per „la maggior parte. . . . Li Magnati, cioè la Camera alta, accolsero con am„plissimi sentimenti d'esultanza e di riconoscenza le Reali Commissioni, ma „la Camera bassa incominciò mormorare. Volevano riprodur li punti modi„ficati e aggiungere altri non proposti ne esaminati. Molti pentiti di non „aver esteso le dimande, altri che vivono col stipendio de' Comitati si affli„gevano deponer nel termine della Dieta in breve la deputazione. Li Acat„tolici che costituiscono numero troppo riguardevole, volevano ampliar li „possessi e privileggj accordati o tolerati, e in mezzo a tante fermentazioni „di mali umori traspiravano molti animi aversi al ministero Austriaco e si „temevano alcuni inclinati alla Prussia, particolarmonte quelli che sono „nelle religioni protestanti . . ."

[37]) Capello. 6. Oft. 1741. „Nacque tal irritamento e contestazione „nelle Camere che gravissimo fù il pericolo d'una disunione che avrebbe „sciolto il Regno in mille intestini partiti . . ."

[38]) Capello. 6. Oft. „L'amirabile prudenza della Regina perfettamente „servita dalla desterità d'alcuno de' Magnati potè estinguere il fuoco e poner „in sistema e quiete tutti li Deputati . . ."

[39]) Capello. 10. Nov. 1741. „Grave contestazione nacque col clero, „preteudendo li Magnati che li Ecclesiastici contribuissero come nelle guerre „contro Turchi. Eccettuato quel caso negorono li Vescovi senza assenso „del Papa esser obligati somministrar dinaro privileggiato dal titolo di De„cime ecclesiastiche. Non era possibile convenire, onde fù addottato l'espe„diente che la questione si differisca ad altra Dieta, e che li Prelati aumen„tarebbero le loro offerte volontarie senza distinguer se il dinaro tratto fosse „da beni laici o dagli ecclesiastici."

[40]) Kolinovice. 612. „bene multa quidem dicitis, sed effectus apparet „nullus."

[41]) Rom 19. Oft. 1741. Diar. diaet.

[42]) Capello. 10. Nov. „Tutti gl' altri articoli de' privileggj, di admi- „nistrazione e di contribuzione del Regno sono accordati, ma il giorno „ultimo tentorono con insistenza troppo avanzata, quasi abusandosi dalle „tante benigne condiscendenze della Regina, fosse dichiarita unita e com- „presa la Transilvania nell' Ungaria. Breve, pronta et efficace fù la risposta „della Maestà Sua. Non poter assentire, conoscer che sarebbe ingiusta „l'unione, che abbastanza accordato aveva agli Ungaresi, ne che avrebbe „ascoltate ulteriori istanze. Si avidero che eccedevano nelle dimande, si „rassegnarono alle Reali dispositioni, e unitamente si presentorono in forma „solenne a ringraziar la clemenza della Sovrana . . ."

Zwölftes Capitel.

[1]) Georg Lea und Johann Georg Adam Freiherren von Hahneck, ersterer landständischer Verordneter, letzterer der berühmte Verfasser der Genealogie der oberösterr. Stände. Werthvolle Aufzeichnungen über ihn enthält ein Aufsatz von Anton Ritter von Spaun im sechsten Jahresberichte des Mus. Franc. Carol. S.

[2]) Es waren im Ganzen 10 Prälaten, 36 Herren, 19 Ritter, 7 Städte. Verzeichniß im Archive des Stiftes St. Florian.

[3]) Flebile Promemoria . . Archiv zu St. Florian.

[4]) Mercy an Eugen. Messina, 10. Sept. 1719. K. A. „Je ne puis „assés me louer de M. de Schmettau, dont la valeur et les soins sont très-distin„gués, je crains tous les jours de le perdre, après quoy je seray fort em„barassé" . . .

[5]) Eugen an Mercy. Wien, 14. Okt. 1719. K. A. „Je regrette bien „la blessure de M. de Schmettau et vous prie de luy témoigner de ma part „une parfaite satisfaction que j'ay de son zele ainsi que de son activité et „bravonre avec lesquels il se distingue dans la direction du siege de la „citadelle" . . .

[6]) Eugen an den F. M. Grafen Harrach. Bruchsal, 23. Juli 1735. K. A. „ich selbst nichts weniger gesint bin derley vilainien zu gedulden oder „einschleichen zu lassen". .

[7]) Herzog Karl Alexander von Württemberg an Eugen. Wildbad, 28. Jänner 1735. K. A.

[8]) Capello. 10. Juni und 25. August 1741.

[9]) Neipperg an den Großherzog. 15. März 1741. Eigenhändig. K. A. . . . „la conduite du General de Smettau me deplait de plus en plus sur „l'article de l'interest, son regiment est mal et moins en etat quant aux „requisites de campagne que les autres, et cependant il a reçu ses argeus

„à cet effect comme les autres regiments, j'en ecris aujourd'huy au conseil „de guerre qui pourra luy dire de quoy il s'agit; je la supplie de se le „faire rapporter et faire prendre garde à ce General de Smettau et à son „frère qui d'un défaut à la fin des fins pourroit tomber dans d'autres et „plus préjudiciables encore aux interests de la Reine et de V. A. R". Und am 6. Mai 1741 ſchreibt Neipperg dem Großherzoge aus Neiſſe: Vous vous „souviendrés de ce que je vous ay dit touchant la famille de Smettau. „Le Lieutenaut Colonel, frère du Maréchal, est actuellement chez le Roy „de Prusse . . . je ne scay si le frère ne pourroit pas suivre cet exemple, „et le dis pour les mesures qu'il y auroit à prendre. Le General Riedesel „y est aussi, en qui on ne fait pas une grande perte" . . . .

[10]) Citation an Schmettau und deſſen Bruder. Wien, 9. Juni 1741. K. A.

[11]) Der Großherzog an den F. M. Grafen Khevenhüller. Ungerſchütz. 8. Nov. 1741. K. A.

[12]) Neipperg an den Großherzog. Neiſſe, 6. Juni 1741. K. A. „Ce „nom scandaleux devroit etre aboli le plutost possible du service".

[13]) Schreiben aus Breslau vom 26. Juni 1741. K. A. „Die anweſenheit „des General Schmettau muß freylich groſſe Jalousie bey der feindlichen Armée „zuwegbringen, allein da die gegenwärtigen Generalen eben ſo wenig Erfahrung „in Kriegsſachen als der König ſelbſt beſitzen, ſo müſſen ſye wie Er ſichs „vor ein Glück erachten, Gott gebe nur daß ſein Rath uns nicht allzuſchädlich „ſeye" . . .

[14]) Capello. Preßburg, 29. Sept. 1741. K. A. „A' Borghesi si aveva „permesso sostituir gente armata a loro spesi, ma accesi da gloria e amor „della patria protestarono saerificarsi e diffenderla".

[15]) Kriegsarchiv.

[16]) Maria Thereſia an Wasner. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[17]) Maria Thereſia an Wasner. Preßburg, 30. Aug. 1741. St. A.

[18]) Graf Wied an Sinzendarff. Neuwied, 31. Aug. 1741. St. A.

[19]) Inſtruktion Maria Thereſia's für Koch. Preßburg, 15. Sept. 1741. St. A.

[20]) Nachtrag zur Inſtruktion. 16. Sept. St. A.

[21]) Koch an Maria Thereſia. Frankfurt, 5. Oktober 1741. St. A.

[22]) Koch an Maria Thereſia. Frankfurt, 9. Oktober 1741. St. A.

[23]) Maria Thereſia an Neipperg Preßburg, 13. Sept. 1741. Vollmacht vom gleichen Tage. St. A.

[24]) Die Mittheilung lautet wörtlich folgender Maßen:

Toute la basse Silesie. La riviere de Neisse pour limite. La ville de Neisse aussi bien que Glatz. De l'autre coté de l'Oder les anciens limites entre les Duchés de Brieg et d'Oppelen. Namslau à nous. Les

affaires de religion in statu quo. Point de dependance de la Boheme. Cession eternelle.

En echange nous n'irons pas plus loin; nous assiegerons Neisse pro forma. Le Comendant se rendra et sortira. Nous prendrons les quartiers tranquilement, et ils pourront mener leur armée ou ils voudront. Que tout cela soit fini en douze jours. St A.

[25]) Maria Thereſia an Neipperg. 15. Sept. 1741. St. A.

[26]) Neipperg an Maria Thereſia. Neuntz bei Neiſſe. 18. Sept. 1741. St. A.

[27]) Maria Thereſia an Neipperg. Preßburg, 21., 22. und 23 Sept. St. A.

[28]) Neipperg an Maria Thereſia. Neuntz, 23. Sept. St. A.

[29]) Maria Thereſia an Neipperg. Preßburg, 21. Sept. St. A.

[30]) Berichte Neipperg's an Maria Thereſia vom 25., 26. und 27. Sept., dann 1. Okt. 1741. Schreiben Lord Hyndford's an Golz vom 27. und 28. Sept., Antworten des Letzteren vom 27. und 29. Sept., dann vom 1. Okt. 1741. St. A.

[31]) Neipperg an den Großherzog. Neuntz, 26 Sept. Eigenh. St. A. „croyez moy il faut un autre homme que je suis pour faire tete à ce Roy „dans ce labirinthe de traité et envoyé le de grace de chez vous, si la „Reine doit etre servie dignement et à proportion des difficultés chicaneuses „qui augmentent de la part prussienne d'un instant à l'autre; un militaire „tel qu'il soit de nous autres icy, n'en viendra certainement pas à bout, „entété comme ce Roy l'est, fourbe comme il le veut etre, ou trop lié avec „ses alliés qu'il veut ménager pour faire bonne mine“ . . .

[32]) Bericht Neipperg's an Maria Thereſia vom 13. Okt. 1741. St. A.

[33]) Der Vertrag iſt abgedr. in Garden, Histoire des traités de paix. III. 262.

[34]) Histoire de mon temps. I. 200.

[35]) Wratislaw an Maria Thereſia. Hubertsburg, 16. Oktober 1741. St. A. Die Königin ſchreibt hierüber am 29. Okt. an Neipperg: „die nachricht „iſt allſchon den 14ten dem Grafen von Wratislau zugekommen, wo Lentulus „erſt den 15ten ſpäthen abends hier angelangt iſt. Kan alſo menſchenmöglicher „der hieſige Hoff daran keinen theil haben. Wie aus gedachten Grafen von „Wratislau bericht von 16. erhellet, hat ſie ihme nichts anderes mitgebracht, „als daß Graf Khevenhüller ihn verſtändiget, zu Prag vernohmen zu haben, „wie daß allda der fried mit Preuſſen würklich geſchloſſen zu ſeyn geurtheilet „würde. So auch der hierüber vernohmene Graf Khevenhüller mit dem beyſatz „beſtätiget hat, ſolches zu Prag alſo vernohmen zu haben“ . . . Capello berichtet am 20. Okt. aus Preßburg: „Arrivato il Generale (Lentulus) venne a seendere „alla Corte; si ritirò la Regina dalla conversatione, fù seco in lunga con„ferenza e ritornò poscia nella stanza, ma non apparve quella letizia che „si attendeva. Nel lunedi mattina fù tenuta lunga conferenza con Lentulus, „indi spedito Corriere al Neiberg onde fù creduto qualche ulterior istruzione „alla conclusione del trattato. Tutti osservano silentio, onde non mi

„resta altra parte che esser attento al primo lume che scuopra all' ulteriori „penetrationi“ . . .

[36]) Maria Thereſia an Koch. Preßburg, 14. Oktober 1741. „Von dem „Frieden mit Prenſſen iſt nichts zu melden, dann der König dieſes Nahmens „ihn geheim gehalten und dem ſchein nach den krieg fortführen will. Obwohlen „nun daß leztere ſo leicht nicht thunlich iſt, ſo iſt doch Sorge zu tragen, daß „von hieſiger Seiten nichts auskomme“ . . Am 26. Oktober wird Koch doch „unter einbindung des allergenaueſten secreti“ von der Uebereinkunft mit Preußen ausführlicher verſtändigt. „Es erhellt“, heißt es in dem Reſkripte der Königin weiter, „daß obgleich die gantze welt aus jenem, was ihr in die augen fällt, „von der geheimen einverſtändtnus überzeugt ſeyn muß, dennoch die ohnumb„gängliche nothwendigkeit erheiſche, daß wenigſtens durch Uns und die Unſrige „nichts auskomme, dahero Wir auch unterlaſſen haben, jemanden von Unſern „übrigen Ministris an auswärtigen Höfen von der ſachen ſtand zu unterrichten“. Und an Wasner ſchreibt Maria Thereſia gleichfalls am 26. Okt.: „Das secretum „wegen deſſen was Prenſſen betrifft, wird Dir hiermit nochmahlen eingebundten, „und wie der von Koch angewieſen wird, ein ſolches hat auch Dir zur direction „und richtſchnur zu dienen“. St. A.

[37]) Schon am 21. Oktober meldet Koch in dem Berichte, in welchem er den Empfang des Reſkriptes der Königin vom 14. beſtätigt, „daß von Regenſpurg „ſowohl alß von mehr anderen orthen die nachricht des mit Prenſſen zum „ſtand gekommenen Vergleiches durch particular ſchreiben eingeloffen“ . . . .

[38]) Am 27. Oktober 1741 berichtet Capello über die „contaminazione „degl' Abitanti di Nais e il zelo per diffendersi sin' all' estremità, dimo„strato particolarmente quando il Commandante gli manifestò la necessità „dell' esercito della Regina, di accorrer a respinger li Gallobavari. Aspor„torono l'Artiglieria, levorono il maggior numero della guarniggione e tra„dussero a Glatz le proviggioni, onde si conobbe il concerto dell' abban„dono di quella provincia. Si udirono tosto che furono allontanati gl' Au„striaci, . . . e Ratibor, Oppeln e gl' altri territorij circonvicini occupati „come quartieri d'inverno da' Prussiani. Ognuno arguisce si abbia voluto „coprir e confonder l'arcano del trattato con tutte le dimostrazioni di osti„lità e di violenza. È certo che senza almeno la sicurezza di non esser „attaccato, il Naibergh non si sarebbe ritirato con tutte le truppe, ne senza „concerto abbia potuto lasciar apperta la via all' irrutione in altre pro„vincie. Questi Miuistri continuano li stessi termini di non poter parlare, „anzi nulla sapere, ma non vi è persona che non creda la pace e l'alleanza „con li Prussiani, adducendo il silentio presente o al loro desiderio di star „occulti a' Francesi, o forse alla necessità di convenire prima li modi di „agire e di portar soccorsi . . .“ Ja noch am 3. November ſchreibt Capello: „Come è ancora arcano il trattato, così varie sono le opinioni, particolar„mente nell' incertezza se oltre la pace contenga l'Alcanza . . .“

[39]) Reipperg an den Großherzog. Neuntz, 17. Sept. 1741. K. A. „Le „Roy a fait publier avanthier à la parole pour encourager ses gens d'avoir

„patience, leur promettant de bons quartiers d'hyver soit en boheme ou en „moravie“. . .

[40]) Golty an Hyndford. 21. Okt. 1741. St. A. „Nous avons tous été „bien aise que les choses soient venues au point que vous savez. Mais voicy „le Diable qui est au Champs. Le C. de Kevenhuller a quitté Dresde; en „passant par Prague il a envoyé une estaffette au C. Wratislaw avec la „nouvelle que la paix etoit conclue entre le Roy et la Reine de Hongrie. „Le C. de Wratislaw n'a pas manqué de le publier à Dresde. Jugez si nous „avons raison d'etre contents de la discretion qu'on nous a promise. Le „Roy en est dans une colère terrible, et S. M. m'a ordonné de Vous marquer, „que si la Cour de Presbourg ne redresse pas la chose, et si le secret n'est „pas mieux gardé à l'avenir, Elle ne veut etre tenue à rien, d'autant plus „qu'on nous a stipulé expressement que le secret seroit inviolablement gardé, „aussi long tems que nous le jugerions necessaire. S. M. souhaite que Vous „ecriviez au Marechal C. de Neipperg et à Sa Cour pour faire ordonner „au C. de Kevenhuller de revoquer sa nouvelle, pour faire declarer le con„traire par tous les Ministres de la Reine aux Cours etrangeres, et pour „faire temoigner partout beaucoup d'aigreur contre nous. Voilà ce que j'ai „ordre de vous dire“ . . . .

[41]) Der Großherzog an Lobkowitz. Wien, 12. Okt. 1741. K. A.

[42]) Neipperg an den Hofkriegsrath. Neurausnitz, 31. Okt. 1741. K. A. „will Ich demnach Eine hochlöbliche Instanz hiermit gehorsambst gebetten haben, „womit Hochdieselbe mich hinführo von derley Zumuthungen, wo die clare ohn„möglichkeit in weeg stehet, zu verschonen geruhen möchten, da im widrigen die„jenige Stelle, so Ich dermahlen zu vertreten die Gnad habe, ferners zu sou„teniren mir nicht getrauete“ . . .

[43]) Capello. Preßburg, 20. Okt. 1741 . . . „il Gran Duca, che non „può per zelo della Regina e della grande eredità star lontano spettator „d'armate, che con Principi alla testa invadono le principali e più interne „Provincie dei Regni. Più volte sarebbe passato in Slesia, ma lo trattenne „la Regina, ora però che Sua Maestà conosse tutti li riguardi tanto essen„tiali di dignità e di diffesa, gli permette comandare la grande impresa“ . .

[44]) Maria Thereſia an den Großherzog. Preßburg, 15. Nov. 1741. K. A.

[45]) So ſchrieb Maria Thereſia um jene Zeit an Philipp Kinsky: „Ich „ſchicke Levrier mit üblen Zeitungen; hier iſt nicht viel zu tandeln und muß „gleich geſchehen; der gute Kriegspräſident iſt langſam, Geld, Artigleriſten und „Beſehl, wo Hülf? und die Stadt zu providiren. Der Feind iſt ſchon avan„ciret“ . . Abgedr. bei Folkmann. S. 58.

[46]) Ogilvy's Berichte an den Großherzog aus Prag vom 26. Okt., 6., 8., 10., 14., 17., 18., 23., 24. und 26. Nov. 1741. K. A.

[47]) Königsegg an den Großherzog. Wien, 25. Nov. 1741. K. A.

[48]) Der Großherzog an Maria Thereſia. Beneſchau, 28. Nov. 1741. K. A.

[49]) Unterſuchungsakten aus dem Jahre 1743. Archiv des Staatsminiſteriums.

[50]) Akten über die Krönung Maria Thereſia's. Archiv des Staatsminiſteriums.

[51]) So ſchrieb ſie um jene Zeit an Philipp Kinsky: „Mon coeur ne me „dit rien de bon et je suis dans un abbatement terrible, ma santé meme „s'en ressente, mais ça passera pourvû que j'ai de bonnes nouvelles de vous „autres“ . . Fürſtl. Kinsky'ſches Archiv zu Prag.

[52]) Capello. Preßburg, 1. Dezember 1741. „In distanza di trè miglia „li Croati avertiti ritrocessero all' armata, da dove s'è spedita con lettere „del giorno susseguente la funesta notizia a quest' afflitissima Sovrana. Era „la Maestà Sua raccolta ad esempio del suo popolo eccitato a un triduo di „divozione in giorni di tanta consequenza alla sua Corona e ai Regni. Non „potè trattener le lacrime rese oggetto di compassione e d'ammirazione; rivol„tasi a Dio Signore per adorar con esemplar rasseguazione le Sovrane dis„posizioni“ . . .

[53]) Maria Thereſia befand ſich damals neuerdings im Zuſtande der Schwangerſchaft.

[54]) „Voilà donc Prague perdue et peut etre les suites seront bien plus „mauvaises si on ne peut encore secourrir pour 3 mois du pain, car de „l'Autriche il ne faut penser et de l'Hongrie qu'en 3 mois et ça encore in„certain. Enfin Kinsky, voilà l'epoque ou il faut avoir du courage, ou il „faut conserver la patrie et la Reine, car je serois une pauvre Princesse „sans celle-ci. La resolution de mon coté est prise, qu'il faut tout risquer „et perdre pour soutenir la Boheme, et sur ce sisteme vous pouvez travailler „et faire les dispositions. Je ne dis pas que je l'aurois ruiné et qu'en „20 ans elle ne se remettra, mais je veux avoir Grund und Boden, et pour „cela il faut que tous mes armées, tous les Hongrois fussent tués avant que „je cederai quelque chose seulement. Enfin voilà le moment critique; ne „menagez pas le pais, il faut le soutenir. Aidez de votre coté avec vos „gens, il faut que le soldat soit bien content et ne manque de rien; vous „en connoitréz encore plus que moi les consequences. Aidez à mon pauvre „mari qui se chagrine tant pour les trouppes, que pour le pais; qui dit lui „meme qu'ils font ce qu'ils peuvent, quo cela lui fait pitié, et si on ne le „peut avoir du païs, qu'on le fasse prendre. Vous direz que je suis cruelle, „ça est vrai, mais je sais fort bien aussi que tous ces cruautés que je fasse „faire à cette heure pour soutenir le païs, je serai en état zu erſetzen hun„dertfältig, et je le ferai, mais à cette heure je ferme mon coeur à la pitié, „je me fie en vous; vous savez que j'ai mis ma confiance en vous, combien „j'avois agreable que vous alliez avec, je me flatte que cela ne sera pas en „vain et qu'après avoir été toujours malheureuse, Dieu donnera sa bene„diction. Haugwitz vous dira le reste; je suis un peu abbatue, et tout ce „qui me remette à cette situation, m'attendrit beaucoup et trop pour mon „etat present. Je plaigne lo sort de vous autres que je rende malheureux,

„et ça est un de mes plus grands chagrins, mais vous aurez et trouverez „toujours un coeur reconnaissant et suis

Therese.

Abgedr. bei Folkmann. Die gefürſtete Linie Kinsky. S. 59.

[55]) Wartenſtein. Traurige Gedanken über den gegenwärtigen Zuſtand des Erzhauſes Oeſterreich. Mskrpt. Hofbibl.

[56]) Goltz an Hyndford. 21. Okt. 1741 . . „en amy et sur la confiance „que j'ay eu votre discretion je veux bien vous dire quelque chose de plus. „Il me semble que l'heure du berger pour la Reine de Hongrie est venue: „aut nunc aut nunquam. N'attendez pas le 25 de Decembre pour faire „la paix dans les formes. Tachez de la faire au plus vite quand ce seroit „demain avant que le Diable s'en mele“ . . . . „je voudrois que vous „puissiez avoir un pleinpouvoir de la Reine pour conclure entierement avec „nous, et je voudrois que vous l'eussiez vers le 2 ou 3 de Novembre au „plus tard“ . . . Hyndford bemerkt hiezu am 23. Okt. gegen Reipperg: „V. E. „peut-être sauroit deviner mieux que moy par quels motifs le Roy de Prusse „semble si empressé d'avancer le terme du traité futur . . . . mais en tout „cas je crois que vous trouverez à propos de seconder ses desirs et pour „cet effet de porter votre Cour à preparer le dit traité au plutôt“ . . . .

[57]) Maria Thereſia an Reipperg. Preßburg, 29. Okt. 1741. Inſtruktion an Gillern und Vollmacht für ihn. 1. Nov. St. A.

[58]) Die Worte lauten: „s'il y a à gagner à être honnête homme, nous „le serons; et s'il faut dupper, soyons donc fourbes“. Das Schreiben des Königs an Podewils wurde mit anderen Briefſchaften aufgefangen und von Reipperg nach Wien geſchickt. Reipperg an den Großherzog. Olmütz, 24. Oktober 1741. K. A.

Register.

Amalie, Kaiserin. 15, 94, 196, 237, 238, 267, 328, 335, 398.
Amelot, französischer Minister. 185, 390.
Anna, Czarin. 34, 81.
Anna Maria von der Pfalz. 46, 255.
Anhalt-Dessau, Dietrich Prinz. 332.
Anhalt-Dessau, Leopold Fürst. 202.
Anhalt-Dessau, Leopold Erbprinz. 140, 156, 157.
Audrtzky von Audrtz, Wenzel. 345.
August III. von Sachsen und Polen. 101, 107, 125, 173—176, 177, 196—199, 203, 206—211, 241, 246, 255, 287, 330, 335, 367, 371, 372, 377.

Baiern. 106, 112, 193, 203, 218, 227, 233, 234, 241, 245, 247, 295, 329, 375, 376, 388, 390, 395.
Bgiern, Kurfürstin von. 15, 95.
Baiern, Kurprinz von. 23, 46.
Balogh, Johann. 311.
Baranyay, Johann, General. 262, 306.
Barbarigo, Peter, Podesta. 48.
Barkoczy, Bischof. 306.
Barkoczy, Baron, Oberstlieutenant. 153, 384, 385.
Bartenstein, Johann Christoph Hofrath. 24, 28, 39, 70—75, 84, 95, 99, 118, 128, 130, 133, 219—222, 225, 227, 230, 240, 366, 367, 369.
Bartolommeo, Marchese. 47.
Bartolloty, Gräfin. 281.
Batthyany, Ludwig Graf, Ungarischer Hofkanzler. 261, 270, 298, 312, 401.
Batthyany, Karl Graf, General der Cavallerie 276, 344.
Bayreuth, Markgräfin von. 79.
Bechinie von Laschau, Maximilian. 345.
Belgrad. 49, 50.
Belleisle, Graf. 185—187, 191, 192, 210, 213, 329—331, 335, 336.
Benedikt XIV., Papst. 101, 182, 236, 255.
Bentheim, Graf, Oberst. 167.
Berenyi. Thomas Graf. 310, 311.
Bertichingen, von, Feldmarschall-Lieutenant. 163, 167.
Böhmen. 146, 173, 174, 207, 248, 254, 325, 333, 339—346.
Bonneval, Marquis. 261.
Borcke, von, preußischer Gesandter. 101, 112, 119, 128, 129, 131, 133, 134, 374—376, 378, 391.

Batta d'Adarna, Marcheſe. 110—117, 120—123, 175, 378.
Braunſchweig, Antan Ulrich, Herzag. 101.
Braunſchweig, Ferdinand, Herzag. 245, 246.
Breslau. 137, 140—142, 145, 240, 395.
Brieg. 137, 143, 148, 156, 161, 170, 210, 215.
Brawne de Camus, Ulyſſes Maximilian Graf, Feldmarſchall-Lieutenant. 137, 138, 142—147, 149, 150, 232, 382, 383.
Brühl, Graf, ſächſiſcher Miniſter. 198, 206.
Bual, Johann Gearg van, Hafrath. 71.
Buquoy, Franz Leapald, Graf. 345.
Buri, Scipia. 48.

Caldara. 13.
Camas, preußiſcher Oberſt. 143.
Capello, Pietra Andrea, venetianiſcher Batſchafter. 277.
Carpentera, ſpaniſcher Geſandtſchafts-ſecretär. 182, 183.
Charlatte, Prinzeſſin van Lothringen. 48.
Chevert, franzöſiſcher Oberſtlieutenant. 343.
Chievre, Jahann Franz. 13.
Chatek, Rudalph Graf. 255, 345.
Chuzy, Kaspar. 304, 311.
Clam, Jaſeph Freiherr. 319.
Clary, Graf. 344.
Clemens Auguſt, Kurfürſt von Käln. 176, 177, 247, 256.
Clemens, Erbprinz van Lathringen 6—8.
Cabenzl, Jahann Caspar Graf, Oberſthafmarſchall. 10—13.
Callareda, Rudalph Graf. 175, 236.
Craan, Marquis de. 9.
Csaky, Gearg, Feldmarſchall. 306, 313.
Czernin, Hermann Graf, 345.

Daun, Leopald Graf, Feldzeugmeiſter. 93, 343.
Demeradt, Franz van. 109, 117.
Derſchau, preußiſcher Oberſt. 151.
Desfaurs, Graf. 344.
Desfaurs, Oberſt. 144.
Deſſewffy, Oberſt. 155.
Dietrichſtein, Franz Graf. 254, 317.
Dahalsky van Dahalitz, Jahann Chriſtaph. 345.
Daria, Nuntius. 236.
Daxat, General. 37, 362.

Eliſabeth, Erzherzagin. 33.
Eliſabeth, Kaiſerin. 12, 14, 15, 52—54, 245, 246, 255, 266, 267, 400.
Eliſabeth, Königin van Spanien. 16—18, 81, 180, 181.
Eliſabeth Charlatte, Herzagin van Lathringen. 8, 19, 29, 30, 32, 33, 48.
Emanuel van Partugal. 7.
Engl, Friedrich Graf. 319.
England. 80, 81, 100, 113, 124, 129, 132, 199—204, 209, 216, 218, 225, 227—234, 241, 247, 328, 377.
Erdädy, Gabriel Graf, Biſchaf van Erlau. 264, 266, 267, 282, 283, 295, 301, 306, 311, 313, 315.
Erdödy, Gearg Graf, Kranhüter. 281—283, 295, 301, 303, 311, 313.
Eſterhazy, Emmerich Graf, Primas van Ungarn. 264, 269, 270, 278, 282, 285, 299, 301, 303, 305, 306, 315.
Eſterhazy, Franz Graf, Oberſtſtallmeiſter. 266, 279, 313.
Eſterhazy, Jaſeph Graf, Judex Curiae. 264, 272—274, 276, 282, 286, 295, 301, 303, 306, 313, 401.

Esterhazy, Nikolaus Graf. 256.
Eugen von Savoyen, 7, 8, 23, 34, 64, 223, 353, 366.

Fekete, Georg. 280, 282, 304.
Festetics, Joseph, General. 262, 306.
Finanzen. 35, 57, 58, 68, 94.
Fleury, Cardinal. 28, 84, 98—100, 126, 179, 184, 187—192, 194, 195, 227, 236, 238, 336, 371, 372, 389.
Formentini, Oberst. 142, 143.
Frankreich. 76, 84, 85, 97—100, 107, 112, 126, 129, 178, 179, 182, 184—196, 201, 203, 210, 213, 216, 225—228, 233, 234, 236—238, 241, 244, 245, 247, 307, 327—330, 338, 374, 377—379, 389, 390.
Friedrich II. von Preußen. 20, 78—80, 101, 103—165, 168, 170, 175—177, 179, 180, 185, 192, 197, 198, 201, 206, 207, 211—214, 216—219, 221, 222, 225—236, 239—246, 256, 260, 262, 295, 301, 307, 322—324, 330—338, 340, 347—349, 367, 368, 371, 373—387, 389, 391, 394, 396—398, 411—415.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen. 78—80.
Fuchs, Charlotte Gräfin. 13, 15, 355.
Fuenclara, Marqueß. 73.
Füger, Philibert Graf. 319.

Garelli, Pius Leibarzt. 11.
Gaston Franz, Großherzog von Toscana. 46.
Georg II. von England. 175, 177, 196, 199—203, 211—213, 229, 231—233, 330, 391, 392.
Ghillanyi, Johann General. 262, 306.
Gillern, Joseph Freiherr Hofkammerrath. 348.
Glatz. 137, 143, 146, 331—334.
Glogau. 136, 137, 143, 148, 156, 157, 159, 192, 385.
Gmunden. 318, 319.
Goldy, von, Feldmarschall-Lieutenant. 166—168.
Goltz, von, preußischer Oberst. 332, 334, 347.
Gotter, Graf, preußischer Minister. 114—116, 119—122, 127, 129—131, 133, 134, 217, 221, 376, 391.
Grassalkovics, Baron, Personal. 260, 263, 267, 273, 280, 284, 288, 291, 301, 303, 304, 306, 310, 312.
Grünne, Graf, General. 168.
Grüssau, Prälat von. 152, 153.
Guarini, Pater. 196.

Hadik, Major. 155.
Harrach, Alois Raimund Graf, Landmarschall. 7, 69, 70, 81, 90, 219, 366.
Harrach, Joseph Graf, Feldmarschall. 70, 90, 219, 366, 413.
Hohenfeld. Otto Karl Graf, 250, 319.
Holland. 80, 81, 100, 124, 129, 132, 203, 204, 218, 377.
Humprecht, Heinrich Maximilian, Oberst. 93.
Hyndford, John Carmichael, Earl. 213, 217, 225—227, 229, 234, 239, 245, 246, 331—334, 348, 396, 397.

Jacquemin, Baron, lothringischer Gesandter. 7, 17, 65, 66.
Jeszenak, Johann. 283.
Jeszenak, Paul. 282, 283, 304.
Ilden, von, hannoverscher General. 132.

Joſeph I., Kaiſer. 6.
Joſeph, Erzherzog. 254, 255, 266, 267, 305, 390, 400, 405.

Kaiſerſtein, Graf. 345.
Kalkſtein, preußiſcher General. 170.
Kapy, Gabriel. 291.
Karl VI. 3—13, 17, 18, 20—24, 33—42, 45, 46, 49—56, 64—66, 69—74, 78—81, 84, 85, 89, 94—96, 255, 364, 369.
Karl von Lothringen, Prinz. 30, 31, 33, 36, 37, 47, 54, 93, 269, 317, 339, 343, 360.
Karl III. von Neapel. 17, 22, 23, 83, 180.
Karl Albrecht, Kurfürſt von Baiern. 60, 76, 77, 95, 96, 97, 100, 126, 146, 176—180, 184, 193, 195, 226, 236—239, 247—249, 251, 252, 256, 287, 300—302, 307, 318—320, 324, 325, 327, 328, 330, 335, 338—340, 342, 344, 345, 373, 377, 398.
Karl Emanuel III. von Sardinien. 22, 32, 48, 82, 101, 182, 255, 368.
Karl Philipp, Kurfürſt v. d. Pfalz. 176, 177, 247.
Karolyi, Alexander Graf, General. 92, 306, 313.
Katharina I. von Rußland. 34.
Kaunitz, Graf, Geſandter. 255.
Kaunitz, Graf, Landeshauptmann. 158.
Kenſerlingk, ruſſiſcher Geſandter. 198.
Khevenhüller, Joſeph Graf, Geſandter. 175, 197, 198, 206, 210, 311, 335, 337, 411—413.
Khevenhüller, Ludwig Andreas Graf, Feldmarſchall. 35, 37, 76, 234, 326.
Khuenburg, Graf. 344.
Kinsky, Philipp Graf, Kanzler von Böhmen. 222—227, 230, 240, 317, 343, 414.
Kleinſchnellendorfer Convention. 334, 335, 347, 349.
Kleiſt, preußiſcher General. 143.
Knorr, Reichshofrath von. 133.
Koch, Ignaz von, Hofkriegsrath. 329—331, 335, 336, 338.
Kohary, Andreas, Feldmarſchall-Lieutenant. 306.
Kollonitz, Cardinal. 255.
Kolowrat, Graf, Feldmarſchall-Lieutenant. 341, 343.
Kolowrat, Philipp Graf. 345.
Komaromy, Rittmeiſter. 154, 384, 385.
Königsegg, Joſeph Lothar Graf, Feldmarſchall. 40—42, 44, 45, 70, 76, 77, 90, 130, 219, 366.
Kramer, Major. 142, 148.
Kriegsweſen. 58—60, 93, 94.
Kueſſtein, Lobgott Graf. 319.

Lamberg, Cardinal. 247.
Langer, Appellationsrath. 11.
Lascy, ruſſiſcher General. 34.
Lazanzky, Graf. 344.
Leutulus, von, Feldmarſchall-Lieutenant. 149, 152—154, 332, 334, 411.
Leopold, Erzherzog. 4.
Leopold, Herzog von Lothringen. 6—13, 17, 18, 65, 66, 355.
Leßczynski, Stanislaus. 22, 23.
Levaſſori della Motta. 13.
Liechtenſtein, Wenzel Fürſt von, Botſchafter. 98, 99, 344, 389.
Linz, 249—251.
Lobkowitz, Chriſtian Fürſt, Feldmarſchall. 234, 249, 250, 333, 341, 344.
Lothringen. 23, 24, 28—32.
Ludwig XV. von Frankreich. 19, 85, 178, 179, 188, 371, 372, 389, 390, 398.
Lützow, Graf. 344.
Luxemburg. 328, 329.

Magdalene, Erzherzogin. 54.
Mähren. 204, 207, 254, 333, 349.
Mainz, Erzbiſchof von. 177, 256.
Manderſcheid, Graf, Erzbiſchof von Prag. 344.
Maria Amalia, Erzherzogin. 5, 23.
Maria Anna, Erzherzogin. 5, 14, 17, 23, 33, 45, 53, 54, 77, 83, 207, 355, 360.
Marianne, Erzherzogin. 45, 268.
Maria Caroline, Erzherzogin. 51, 254.
Maria Eliſabeth, Erzherzogin. 36, 53, 254.
Maria Joſepha, Königin von Polen. 6, 15, 77, 173, 174, 198, 207.
Marinoni. 13.
Maurepas, franzöſiſcher Miniſter, 185.
Menzel, Major. 308.
Mercy, Graf, Feldmarſchall. 7.
Mercy, Anton Graf. 317.
Mladota, von, Kreishauptmann. 345.
Modena, Franz Herzog von. 317.
Mollwitz, Schlacht bei. 161—170, 192, 195, 209, 211, 213—215, 240.
Montijo, ſpaniſcher Botſchafter. 210.
Morzin, Graf. 344.
Motte, de la, General. 148.
Müffling, Major. 144, 145.
Münnich, Graf. 101, 113, 198.

Nadasdy, General. 341.
Neipperg, Wilhelm Reinhard Graf, Feldmarſchall. 10, 11, 50, 51, 75, 93, 138, 139, 149, 150, 152, 158—162, 164, 167—169, 214—216, 218, 232, 246, 308, 323, 331—334, 336—340, 344, 349, 363, 382, 386.
Neiſſe. 137, 140, 142, 143, 145, 148, 156, 160, 170, 331—337, 349.
Niederlande. 230, 234—236, 238, 239, 328, 329.

Ogilvy, Graf, Feldzeugmeiſter. 341—343.
Ohlau. 142, 143, 161, 162, 170.
Okolitſanyi, Johann. 281, 309—311, 314.
Olmütz. 349.
O'Reilly, Freiherr von, Oberſt. 148.
Oſtein, Graf, Geſandter. 175, 199—201, 203.
Oeſterreich ob der Enns. 248—251, 318—320, 339.
Ottmachau. 142, 144, 145.

Pacheco Don Pedro, Herzog von Uzeda. 183.
Pachter, Michael. 13.
Palffy, Johann Graf, Feldmarſchall. 90, 92, 257—260, 262, 264, 270, 272, 273, 275, 277, 278, 285, 287, 288, 291, 298, 301—303, 305, 310, 312, 371, 401, 404.
Palffy, Karl Graf, Feldmarſchall-Lieutenant. 249—251, 339.
Paolucci, Nuntius. 255, 256, 277.
Paſſau. 247, 249.
Paſſionei, Domenico, Nuntius. 27.
Patachich, Gabriel Graf, Erzbiſchof von Kalocſa 264, 268, 281, 295, 306.
Pecſy, Gabriel, Protonotar. 290, 301.
Pecſy, Sigismund, Protonotar. 276, 285, 290.
Peruſa, Graf, baieriſcher Geſandter. 77, 96, 97.
Pfütſchner, Baron. 11.
Philippi, Graf, Feldmarſchall. 35.
Philipp V. von Spanien. 182—184, 389.
Philipp, Infant von Spanien. 17, 180.
Piccolomini, Octavian, General. 142.
Podewils, preußiſcher Miniſter. 104, 108, 109, 111.

Poniatowski, Graf. 176.
Pötting, Graf. 344.
Prag. 339, 341—345.
Pragmatiſche Sanktion. 4, 5, 17, 21—23, 26, 34, 54, 60, 76, 78, 79.

Reisky, Freiherr von, Generalfeldwachtmeiſter. 157.
Revay, Paul Freiherr. 272.
Robinſon, Sir Thomas, engliſcher Geſandter. 118, 200, 201, 204, 221, 225, 226, 228, 229, 234—236, 239, 241—244, 391, 394—396.
Römer, Freiherr von, Feldmarſchall-Lieutenant. 163—169.
Roth, von, Oberſt. 141, 145, 382.
Rußland. 81, 101, 123, 124, 132, 198, 202, 203, 204, 209, 218, 232—234, 377.
Rutowsky, Graf, ſächſiſcher General. 342.

Sachſen. 112, 121, 127, 202, 204, 218, 231—234, 243, 295, 375, 395.
Sachſen, Graf von. 343.
Sachſen-Hildburghauſen, Prinz, Feldmarſchall. 35, 37, 39, 76, 234, 255.
Saint-Germain, Graf, Rittmeiſter. 215.
Salburg, Franz Ludwig, Graf, Feldmarſchall-Lieutenant. 248, 249, 343.
Schaffgotſch, Graf, Oberamtsdirektor. 140—142.
Schlägl, Prälat von. 319.
Schleſien. 104—120, 131—134, 136—170, 192, 203, 204, 207, 217—219, 226—230, 232, 234—236, 239—245, 301, 329—335, 373, 374, 376, 380, 382, 383, 386, 388, 394, 395, 397, 398.
Schmettau, Samuel, Freiherr von. 35, 76, 320—325, 361, 368, 409, 410.
Schmettau, Freiherr von, Oberſtlieutenant. 322, 323.
Schönborn, Franz Erwin, Graf. 317.
Schönborn, Franz Georg, Graf, Kurfürſt von Trier. 177, 256.
Schönborn, Friedrich Karl, Graf, Biſchof von Bamberg und Würzburg. 177, 388.
Schulenburg, Graf, preußiſcher General. 168.
Schwerin, Graf, preußiſcher Feldmarſchall. 104, 108, 109, 136, 140, 142, 143—146, 153, 160, 162, 165, 167, 169, 349, 384, 387.
Seckendorff, Graf, Feldmarſchall. 35, 37—39, 75, 93, 151, 152, 361, 362, 368.
Seeau, Ferdinand, Graf 318.
Seeau, Joſeph Anton, Graf. 318, 319.
Seeau, Joſeph Friedrich, Graf. 318.
Sinzendorff, Philipp Ludwig, Graf, Oberſter Hofkanzler. 7, 11, 30, 62—69, 71, 84, 90, 97, 99, 126, 128, 130, 131, 172, 182, 219, 221, 237, 244, 245, 320, 329, 365, 366, 369.
Sinzendorff, Sigmund Rudolph, Graf, Oberſthofmeiſter. 88, 272.
Sinzendorff, Graf, Generalfeldwachtmeiſter. 323.
Solar, Commendatore. 194.
Spanien. 112, 176, 181—188, 193, 201, 203, 210, 218, 233, 238, 247, 329, 390.
Spannagel. 13, 15, 355.
Starhemberg, Gundacker Thomas, Graf, Conferenzminiſter. 46, 54, 64, 67—70, 81, 90, 99, 130, 131, 140, 219, 221, 261, 263, 365, 369, 372,

Starhemberg, Wilhelm Graf. 319.
Stubenberg, Gräfin, 13.
Szirmay, Thomas, 302, 401.

Thun, Dominik, Graf, Biſchof von Trient. 47, 363.
Thürheim, Gottlieb, Graf. 319.
Thürheim, Wilhelm, Graf. 319, 320.
Thun, Anna Dorothea, Gräfin. 13.
Toscana. 23, 29, 30, 39, 46—48, 189, 190, 329.
Traun, Graf, Feldmarſchall. 333.
Treuck, Freiherr, Major. 159, 267, 308, 406.
Trips, Baron, Oberſt. 153, 154, 384.
Türkei. 34—38, 43, 44, 49, 50, 81, 84, 261, 262.

Unertel, Freiherr von, baieriſcher Miniſter. 237.
Ungarn. 20, 58—60, 90, 172, 173, 256—317, 401—408.

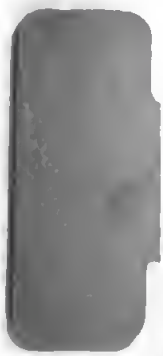
Van, Stephan, Freiherr. 295.
Venedig. 101.
Vogel, Franz Xaver. 13.

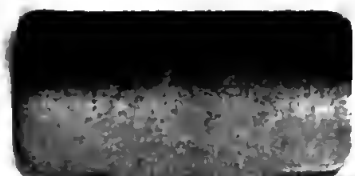
Wachtendonk, General. 32, 93.
Waldſtein, Graf, Landeshauptmann. 153.
Waldſtein, Graf. 344.
Wallis, Franz Wenzel, Graf, Feldmarſchall-Lieutenant. 140, 156, 157.
Wallis, Olivier, Graf, Feldmarſchall. 35, 49, 50, 75, 93.
Walpole, Robert, engliſcher Miniſter. 201.
Wasner, Ignaz von, bevollmächtigter Miniſter. 99, 126, 188—191, 193—195, 328, 330, 336, 338, 379, 390.
Weichs, Joſeph Clemens, Freiherr von. 318, 319
Weiſſenwolff, Ferdinand, Graf, Landeshauptmann. 249, 319.
Werthheimber, Wolf. 236, 237.
Wied, Graf von. 329, 330.
Wiellinger von der Au, Joſeph. 250, 251.
Wien. 324—327.
Wilczek, Graf. 255.
Winterfeldt. 113.
Wöber, Hofkriegsrath. 89.
Wratislaw, Graf, Geſandter. 125, 196, 198, 203, 206, 335, 392.
Wratislaw, Graf. 344.
Wrſchowetz, Graf. 344.
Wrtby, Graf. 344.
Wurmbrand, Graf. 35.

Zay, Emmerich, Freiherr von. 272.
Zöhrer, von, Geſchäftsträger. 232.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen

5685439





Digitized by Google